Ausgewählte Schriften: Aus meiner Studienzeit, Erinnerungen ...

Heinrich Hansjakob

Digitized by Google

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Heinrich Hansjakob.

Ausgewählte Schriften.

Volksausgabe.

2. Band.

Aus meiner Studienzeit.

Kassel.
Georg Weiß, Verlag
(früher in Heidelberg.)
1902.

Digitized by Google

Aus meiner Studienzeit.

Erinnerungen

von

Heinrich Hansjakob.

Ein Knabe gar viel lernen muß,
Bis aus ihm wird ein Dominus
Bogumil Goltz.

Fünfte verbesserte Auflage.

Volksausgabe.

Kassel.
Georg Weiß, Verlag
(früher in Heidelberg).
1902.

Digitized by Google

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

Digitized by Google

74572
X47Y
·H19
2

Vorwort.

Schon seit Jahr und Tag ist die hier vorliegende Fortsetzung meiner „Jugendzeit" fertig in meinem Schreibtische gelegen. Das Drängen meiner wenigen, aber aufrichtigen Freunde hat mich endlich bestimmt, sie „ans Licht zu geben".

Aus der Kindes- und Knabenzeit läßt sich leicht erzählen; alle Welt darf von den Tugenden und Fehlern jener Zeit wissen; niemand schämt sich darob, und keiner geht mit ihnen ins Gericht. Wenn wir älter werden, kommt die strenge Moral, und unser Leben verfällt dem Urtheile der Mitmenschen. Sobald man es aber in dieser Hinsicht mit seinem lieben Nächsten zu thun hat, darf man auf alles eher rechnen als auf Schonung. So kam es, daß es wiederholten Drängens bedurfte, bis ich mich entschloß, das vorliegende, offen und ehrlich geschriebene Büchlein in den Druck zu geben.

Eigentlich war es nicht recht gescheidt von mir, mich lange zu besinnen, da ich ja schon längst wissen konnte, daß gewisse Leute mich nicht schonen, selbst wenn ich ein Gebetbuch schreiben würde.

Digitized by Google

Ob ich berechtigt bin, meine Biographie zu schreiben, darüber lasse ich Goethe reden. Er sagt: „Die Frage, ob einer seine eigene Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es thut, für den höflichsten aller Menschen.“ Eines „höflichen Mannes“ Buch aber wird man nicht weiter zu empfehlen brauchen.

Freiburg, Ende November 1884.

Der Verfasser.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Ein badischer Philologe hat in einem badischen Blatte die Schilderung meiner Studienzeit als eines der schlechtesten Bücher unserer Zeit bezeichnet. Da aber bekanntlich die schlechten Bücher viel lieber gelesen werden als die guten, so kam es, daß, auch infolge der genannten Empfehlung, mein Büchlein eine zweite Auflage erlebte. Ich schicke dieselbe in die Lesewelt, ohne mir ein Gewissen daraus zu machen, ein so schlechtes Buch geschrieben zu haben, freue mich vielmehr der vielen Leser meiner Schlechtigkeiten.

Freiburg, im September 1893.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Die Entscheidung	1
Beim Kaplan	16
Der Quartaner in Rastatt	46
Der Quintaner	96
Der Sextaner	143
Der Maulesel	202
Universität und Konvikt	213
Im Seminar	282
Das Staatsexamen	305
Rückblick	324

Digitized by Google

Die Entscheidung.

Mit dem weißen Sonntag des Jahres 1851 hatte sich für uns Haslacher Erstkommunikanten „der Kinderhimmel" geschlossen. Zwar fanden wir uns an Sonntag-Nachmittagen noch mit den älteren Volksschülern zusammen, um auf Straße und Gasse, in Feld und Wald den Genius der Kindheit frei leben zu lassen. Allein die meisten von uns wußten schon zu erzählen von der Mühe und Arbeit in den Werkstätten ihrer Väter und Meister. Einzelne hielten sich auch stolz gänzlich ferne von den jüngeren Schulkameraden, die noch unter dem Scepter des Oberlehrers standen, und gingen nach der sonntäglichen Vesper ins Bierhaus.

Ich war in jenen ersten Monaten nach dem Auszug aus dem Kinderhimmel Amphibium und konnte ebenso vergnügt mit den „Schulbuben" spielen als mit den Secessionisten und Mannbaren drunten am Klosterbach beim „süßen Lang" sitzen, wo jeder einen Schoppen Bier „um zwei Kreuzer" trank und für sechs Kreuzer Brod dazu aß.

Doch rief mich von allen angehenden Lehrjungen der Sonntag Abend zuerst heim. Ich mußte in die väterliche Backstube und den „Vorteig" anmachen für die nächtliche Brodbereitung. Denn seitdem die Schule mich entlassen, hatte ich mit unserm Lehrjungen, dem Peter, alle ein-

Digitized by Google

schlägigen Arbeiten zu theilen, und weil ich der jüngere war, mußte ich den Vorteig zurichten und so einige Stunden eher ans Geschäft als mein Kollege.

Dieser war der Nachfolger des in meinen Jugend-Erinnerungen erwähnten „Sepp". Er kam aus dem Dochbach, einem einsamen Gehöfte auf der Höhe hinter dem Strickerwald, war ein stiller Waldbursche mit krausem Rollenkopf und gutmüthig schielenden Augen, aber ein Denker billigster Art. Als ich ihm das erste Mal von den Rittergeschichten sprach, die Sepp, Hug und ich in der Backstube gelesen, schielte er mich an, als wäre er eben frisch vom Himmel gefallen. Auch stund er mit dem Lesen und Schreiben auf gespanntestem Fuß. Doch durfte ihm dies alles nicht verargt werden; denn seine Heimath liegt so versteckt und abgeschieden von Welt und Menschen, daß dort „die Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen", und der Weg zur Schule im Thal drunten war gar zu beschwerlich, um nebenbei noch vieles lernen zu können.

Hugo, der Knecht, war auch nicht mehr da, und seinem Stellvertreter, dem Matt, galt ein Viertele Kartoffelschnaps mehr als eine ganze Ladung voll Rittergeschichten. Matt war ein um sein Gütchen gekommener Bauer aus dem „Müllibach", der im Städtle taglöhnerte, meist bei meinem Vater, ein lustiges, durstiges Haus, an dem des Weltalls Sorgen spurlos vorübergingen, so daß er heute, 1896, noch, ein Achtziger, lebt, arbeitet und trinkt.

Mit dem Erscheinen von Peter und Matt hatten Poesie und Ritterthum sich aus unserer Backstube entfernt, und dafür waren für mich die ersten, quälenden Begriffe vom „Staat" eingezogen. In jenen Tagen spielte nämlich die Landesregierung noch in einer von mir jetzt höchlich gebilligten Art die Rolle „des öffentlichen Gewissens" für Bäcker, Metzger

Digitized by Google

und Vierbrauer. Da mußten der Zwei-Kreuzer-Weck und das „Groschenlaible“ so und so viel wiegen, und das vierpfündige Schwarzbrod durfte nicht theurer verkauft werden, als der Amtmann dekretirt hatte. Aehnlich beim Bier und beim Fleisch. Jede Woche kam „unverhofft“ der Gendarmerie-Wachtmeister mit der städtischen „Sicherheit“, welch' letztere die offizielle Staatswage trug, und es wurden die Thaten der Bäcker abgewogen.

Da pochte mir jeweils das Herz; denn ich war der verantwortliche Redakteur. Ich hatte in nächtlichen Stunden den Teig gewogen und Peter ihn geformt. Wenn die Waare zu leicht befunden und mein Vater bestraft worden wäre, hätte die Schuld sich an meine Fersen geheftet. Doch mein Wägen ward in allweg als treu anerkannt, und es freut mich jetzt noch, daß ich damals, in meinem ersten Dienst für das öffentliche Wohl, ehrlich gedient und den Haslacher Unterthanen währhaftes Brod geliefert habe.

Es waren jene Wochen meiner Wirksamkeit als Bäckerjunge mehr werth für die Menschheit meines Heimath-Städtchens, als gar manches Gesetz der Neuzeit, das dem armen Volk Steine statt guten Brodes gibt.

Aber eine Qual war es mir, Hunderte von Halbbatzenlaibchen und Vierpfündern nach der Gewichtstaxe zu normiren, und so sehr ich heute noch den gewinnsüchtigen Meistern den Staat mit der Brod- und Gewichts-Taxe auf den Hals wünschte, ebensosehr gönne ich den armen Bäckerjungen die neue Freiheit. Lieber arbeitete ich an Brezeln und „Gipfeln“, denn die durfte ich nicht bloß wägen, sondern auch modeln und mit dem obligaten Eiweiß bestreichen.

Hatten Peter und ich die verschiedenen Brodsorten auf den Brettern zum „Gehen“ fertiggestellt und den Ofen

Digitized by Google

geheizt, so weckten wir meinen Vater, der das „Einschießen“ besorgte und das eigentliche Backen überwachte. Um Mitternacht kam das Brod aus dem Ofen, Peter und ich erhielten jeder ein Gläschen „Nußwasser“ und zwei „verg'rathene“ Gipfel, die wir „kuhwarm“ verspeisten, und deren Genuß sammt dem Liqueur uns einigermaßen entschädigte für die geopferten Stunden des Schlafes.

Der Haftenalise, der Nachtwächter, rief auf seiner Runde gewöhnlich die zwölfte Stunde an unserer Hausecke, da wir langsam die Stiege hinaufwanderten in unsere Kammer, während der Vater, noch seine Pfeife ausrauchend, die Thüren schloß und im Stall „umzündete“, ehe auch er sich zur Ruhe legte. Mein letztes Wort an Peter lautete gar oft: „O Päter, wenn i no a mal wißt, was i wäre muaß; denn des Bache isch m'r in der Säl' z'wider!“

Und in der That war meine Backstubenarbeit nur ein Provisorium, da Vater und Mutter sich noch nicht geeinigt hatten, was aus mir werden sollte. So viel stund zu meinem großen Troste beim Vater fest, daß keiner von seinen Buben Bäcker werden dürfe, weil die Bäckerei „das lumpigste Handwerk auf dem ganzen Erdboden sei“. Er war hierin das gerade Gegentheil von seinem Vater und meinem Großvater, dem „Eselsbeck“ vulgo „Beckenpeter“. Der hatte vier Söhne und zwei Töchter; die ersteren mußten alle Bäcker werden, und die letzteren verheirathete er sämmtlich zu diesem Handwerk.

Der älteste Bruder meines Vaters, Josef, war so stolz auf seinen Stand, daß er „gegen alle Bäckerregel“ einen mächtigen Schnurrbart trug und deßhalb nur der „Schnauzbeck“ genannt wurde. Er hatte sich zuerst in Offenburg niedergelassen und hier als Backstuben-Plebejer eine kleine Revolution unter den Halbbürgern gegen die

Digitized by Google

Vollbürger in Scene gesetzt, weßhalb diese nach erlangtem Sieg den „Schnauzbeck“ vertrieben, worauf er mit einem zweiten Bruder tauschte und sein Brod in Haslach buck. Er starb — mit Hülfe seiner Frau — als Rentier, ein seltenes Ende für Demagogen und Kleinbäcker.

Hätte mein Vater den „Kastengeist“ des Großvaters gehabt, so wäre ich heute auch Bäckermeister in Hasle und trüge, da bei den Haslachern nicht leicht einer ohne „Spitznamen“ wegkommt, bei meiner Körperlänge wahrscheinlich den Namen „Storchenbeck“ oder „der lang Beck“ und wäre jedenfalls liberal, schon deßwegen, weil die Welt den Liberalen die Abschaffung der Brodtaxe verdankt.

Auch die Großmutter hatte ihren Plan, mich zum Kaufmann zu machen, zu meiner höchsten Beruhigung aufgegeben. Ihre jüngste Tochter hatte vor kurzem einen Kaufmann geheirathet und das väterliche Geschäft übernommen, und so ward die Großmutter der Zukunft ihres Kramladens sicher ohne mich. Aber „was sollte nun aus dem Kinde werden“? Diese Frage der hl. Schrift stellte mein Vater auch öfters an die Mutter, nur etwas derber. Manchmal, wenn die zahlreiche Familie beim Mittagessen saß und das unvermeidliche Gericht jedes Haslacher Bäckertisches, Wasserschnitten[1]), verzehrte, hub der Vater, zur Mutter gewendet, an: „Was fange mer (wir) au mit dem Kärle a?“ Die Mutter wußte unter obwaltenden Verhältnissen auch keinen Rath, und ich wagte meinen seit Wochen fertigen Plan noch nicht zu veröffentlichen.

Mir waren nämlich immer und immer wieder die in meinen „Jugenderinnerungen“ genannten Studenten

[1]) Eine Mehlspeise, gefertigt aus dem nicht verkauften Brode.

Digitized by Google

aus der Buck'schen Bierbrauerei zu Freiburg vor der jungen Bäckerseele aufgestiegen, und ich wähnte, ein Student müsse das schönste Leben haben. Oft sprach ich mit Peter in der Backstube davon, und der war nicht abgeneigt, an die Möglichkeit zu glauben, daß ich „auf Pfarrer" studiren könnte; denn der Pfarrer in Steinach, seiner Kirchspielsgemeinde, sei früher auch Schreiner gewesen und doch noch „ein Herr" geworden.

Dazu traten noch die Schilderungen aus dem Munde des Lorenz Maus[1]), eines Neffen unseres Stadtpfarrers, der bereits in Offenburg auf der Schule war und die Ferien bei uns Haslachern zubrachte. Der Lorenz, sonst ein sehr mittleres Talent, imponirte mir damals mächtig, und ich habe heute vor dem großen Humanisten Erasmus von Rotterdam nicht mehr Respekt als in jener Zeit vor dem Studiosus Maus von Schuttern, der bereits von Chrestomathie, von Styl und Mathematik sprach, während ich Groschenlaible fabrizirte.

Was mich aber genirte, meine stille Liebe zum Studiren vor den Eltern zu proklamiren, das war die Furcht, der Vater möchte ein entschiedener Gegner davon sein. Er hatte schon gar oft geäußert, daß Lesen und Schreiben dem gemeinen Mann nicht viel helfen könnten, und vom Großvater erzählt, der seine Buben nicht einmal in die Schule hätte schicken wollen, weil Lesen, Schreiben und Rechnen Sache „der Herren" sei und er keine Herren aufziehen wollte. Doch hatte der „Becke-Peter" einen Bruder gehabt, der Geistlicher war, und auch von diesem und seinem „schönen Vermögen" hatte der Vater wiederholt zu berichten gewußt. Diese Thatsache gab mir je-

[1]) Mein guter Freund Lorenz starb schon in den siebziger Jahren als Oberförster zu Kork.

Digitized by Google

weils einige Hoffnung beim Nachdenken über den zukünftigen Urtheilsspruch des Vaters.

Die erste Eröffnung machte ich der Großmutter, die für Ausbildung Sinn hatte und an meinem ersten Bildungsausflug in die Volksschule nach Freiburg schuld gewesen war. Ihre Antwort ist mir heute noch so gegenwärtig, als ob ich sie erst vor zwei Tagen gehört hätte. Auf meine Frage: „Was meine Ihr, Großmuatter, wenn i au schtudiere thät?“ nickte sie beifällig mit ihrer Goldhaube und sprach: „Frili wär's schö, wenn de a rächte Geischtliche thätsch wäre, denn des isch der schönscht Schtand, unn wenn ainer krank wordt, isch er versorgt unn het si Läbtag 's Johrs 300 Guldi.“

Ich muß lächeln, so oft ich an diese Worte denke. Die 300 Gulden „Tischtitelgeld“, die ein dienstunfähiger Priester bekam, schienen vor vierzig Jahren meiner Großmutter eine Versorgung ersten Ranges. Wie naiv und genügsam waren die Menschen noch vor wenigen Jahrzehnten! Heute kann einer mit dem „Tischtitel“ verhungern, wenn ihn nicht eine öffentliche Anstalt aufnimmt.

Studiren und Geistlicher werden war damals in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen ein Wort; nur die Söhne der „Herren“, d. i. der Beamten, dachte man sich als zukünftige Staatsdiener. Deßhalb ging die Rede meiner Großmutter sofort auf den „geistlichen Stand“ hinaus. Mir schwebte aber etwas ganz anderes vor als der „Pfarrer“. Die höchste Stufe im Rang der Studirten schien mir damals — ein Rentmeister einzunehmen. Der alte Rentmeister Fischer, welcher im zweiten Stocke des väterlichen Hauses wohnte, war mein Ideal von einem „Herrn“. Er saß den größten Theil des Tages in seinem schönen Gemach am Fenster und rauchte aus einer langen Pfeife,

Digitized by Google

und wenn er das Haus verließ, so geschah es meist im eigenen, von zwei glänzenden Braunen gezogenen Wagen. Den Oberamtmann Dilger sah ich nur zu Fuß, von seinen Hühnerhunden begleitet, auf die Jagd gehen, aber der Rentmeister fuhr spazieren wie ein Fürst. Daß ich aber „auf Rentmeister" studiren wollte, verrieth ich keinem Menschen und war zufrieden, als ich die Großmutter fürs Studiren gewonnen und von ihr das Versprechen hatte, daß sie mit Vater und Mutter das Weitere bereden wollte.

Meine Mutter pflegte regelmäßig ihr Mittagsschläfchen zu machen, aber nicht in unserm unruhigen Hause, sondern droben bei der Großmutter. Da saßen dann beide auf dem kleinen Sofa in dem Schlafzimmer der letztern, die Arme übereinander gelegt, und schliefen. Vor dem Einschlummern wurden in der Regel die Tagesfragen erledigt, und so auch einmal mein Studirplan. Vereinigt rückten die Schläferinnen in einer schönen Nachmittagsstunde in meiner Abwesenheit vor den Vater und schlugen ihm vor, mich studiren zu lassen. Das Resultat war ein überaus günstiges. Der Vater wollte sich nur erst vergewissern, ob ich auch Talent hätte, und entließ die zwei weiblichen Wesen mit dem Beschluß, er werde in nächster Zeit mit dem Oberlehrer Scherle reden und dessen Meinung über meine Fähigkeit hören.

Mein Vater war in manchen Dingen das gerade Gegentheil von seinem Sohne. Während bei diesem Denken und Handeln immer möglichst schnell bei einander sind, in Folge dessen er schon zahllose Male übereilte Streiche gemacht hat, konnte es nicht leicht einen ruhiger überlegenden Mann geben als meinen Vater. Drum pressirte es ihm gar nicht, schon am gleichen oder am folgenden Tage zum Lehrer zu gehen, und jedes Drängen wäre ins

Digitized by Google

Gegentheil umgeschlagen. Ich mußte darauf gefaßt sein, noch einige Wochen ohne Endurtheil mit Peter in der Backstube und auf dem Felde hantiren zu müssen, und that es, von Hoffnung getragen, ziemlich unverdrossen.

Eines Tages nun arbeiteten Peter, Luitgarde, die Magd, und ich in „der Leimengrube“ [1]). Wir hackten die Kartoffeln; es war Ende Mai. Um zehn Uhr des Morgens kam der Vater den Hohlweg beim „Schinderhäusle“ herauf, um, wie er zu thun pflegte, nach seinen Feldarbeitern zu sehen. In gewohnter Weise sein Lied pfeifend, nahte er sich uns und rief, nach einigen geschäftlichen Fragen an die Luitgarde, mir zu: „So schaff jez nur rächt uff'm Fäld; denn mit dem Schtudiere isch es do (doch) nix; i bin den Morge bim Lährer gsi, und der het g'sait, du seisch z'dumm dezua!“ Sprach's und ging pfeifend von dannen, „des Sandhasen-Halden“ hinunter.

Wie vom Himmel gefallen stund ich auf dem Kartoffelacker zwischen Magd und Lehrjunge. Scham und Zorn kämpften in mir, bis der letztere sich in Schimpfen über den Lehrer Luft machte. Und doch hatte, wie ich heute klar einsehe, der Mann nach bestem Wissen und Gewissen geurtheilt. Ich war in der Schule ein ziemlich ausgelassener Revolutionsbube gewesen, hatte dem guten Oberlehrer, wenn er öfters vor Müdigkeit in der Schule schlief, mit der Kreide den Rücken bemalt und ihm gar manches „Milliardensapperment“ ausgepreßt. Dazu leistete ich geistig gar wenig; im Rechnen war ich null, im Schreiben sehr mittelmäßig und nur im Lesen gut. Was soll nun ein Schulmeister anders sagen, wenn man ihn fragt, ob ein solcher Schüler zum Studiren fähig sei? —

---

[1]) Ein Gewann-Name der Haslacher Gemarkung.

Digitized by Google

Als ich mit Schimpfen zu Ende war, ohne daß mein Zorn sich gelegt, warf ich meine Hacke auf die Mutter Erde und ging ingrimmig hinauf zum nahen Wald. Dort, bei „Seilers Tobel", in den ich so manchmal mit meinen Kameraden, Heidelbeeren oder Vogelnester suchend, unter Halli-Hallo eingezogen war, setzte ich mich unter eine Tanne nieder und weinte tiefbetrübten Herzens, daß der Traum vom zukünftigen Rentmeister so plötzlich mir zerrissen worden war durch des Lehrers Ausspruch.

Am grünen, grünen Wald, so voll von Erinnerungen an den Kinderhimmel, saß, wenige Monate nach dem Abschied von der Kindheit, der sonst so heitere Knabe und weinte — aus Sorge für seine Zukunft und seine Existenz im Leben. Die Tannenbäume grünten und winkten wie ehedem, die Vögelein sangen in alter Lust, und nur die kleine Menschenseele mußte fühlen, daß sie verstoßen sei aus dem Paradiese. Schon begann der verhängnißvolle Vorhang sich zu lüften, von dem Schopenhauer so schön sagt:

„In früher Jugend sitzen wir vor unserm bevorstehenden Lebenslauf, wie Kinder vor dem Theatervorhang in froher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Ein Glück, daß sie nicht wissen, was wirklich kommen wird. Denn wer es weiß, dem können zu Zeiten die Kinder vorkommen wie unschuldige Delinquenten, die zwar nicht zum Tode, hingegen zum Leben verurtheilt sind, jedoch den Inhalt ihres Urtheils noch nicht vernommen haben."

Als die Mittagsglocke vom Städtchen herauftönte, rief mir der Peter zum Heimgehen. In stummer Verzweiflung nahm ich meine Hacke auf die Schulter und wanderte dem Vaterhaus zu. Hier strahlte gleich ein Hoffnungsstern, und der entsprang dem Kopfe der Mutter. Sie

Digitized by Google

ſelbſt war ebenfalls erboſt auf den Lehrer; es mochte ſie ärgern, daß ihr älteſter Sohn ein dummer Kerl ſein ſollte, und ſie verfiel auf den richtigen Gedanken. Der Vater, meinte ſie, ſolle den Kaplan[1]) fragen, ob er es nicht mit mir probiren wolle im lateiniſchen Unterricht. Der werde dann bald herausfinden, ob der Lehrer recht habe; ſie könne es nicht glauben.

Der Nachbar Schmieder, der Strumpfſtricker, und unſer Vetter Zachmann, der Uhrmacher und Schwärmer für die Doktoren der Rechte, wurden, nach dem Mittageſſen vor dem Hauſe ſtehend, von der Mutter ebenfalls interpellirt. Beide wollten an mir „Intelligenz" bemerkt haben. Das kleine Strickerlein ſchloß dieſelbe namentlich aus der Aufmerkſamkeit, die ich jeden Sonntag den politiſchen und geſchichtlichen Geſprächen gewidmet, die er und der Hafner Haberſtroh „auf dem Bänkle" vor ſeinem Hauſe losließen.

Nach der Schlafſtunde kam noch die Großmutter herunter und beſtürmte den Vater, der ob des erſten Fehlganges faſt die Luſt verloren hatte, dem Rath der Mutter zu folgen und noch zum Kaplan zu gehen.

Der Weiber Rath iſt nicht viel werth,
Doch iſt ein Narr, wer nicht drauf hört,

mochte mit Cervantes der „Becke-Philipp von Hasle" denken, und ſo ſagte er dieſen Gang, aber als den unumſtößlich letzten, zu.

Es ging abermals einige Tage die Sonne über meiner Sehnſucht auf, ehe der Vater ſeine Schritte dem Pfarrhauſe zulenkte, um die Entſcheidung über meine Zukunft zu holen. Ein Freitag Morgen, welcher mir unvergeßlich

[1]) Kaplan heißt im Kinzigthal der Vikar des Pfarrers.

Digitized by Google

vor der Seele ſteht, war es, der die frohe Botſchaft brachte. Peter und ich ſpalteten vor dem Hauſe Holz für den Backofen, als wir den Vater die „vordere Gaſſe“ hinaufſchreiten ſahen. Er hatte den blauen Rock an, und der verrieth mir ſofort, daß es zum Kaplan gehe.

Mein Vater zog nur bei feierlichen Anläſſen einen Rock an, und er that es jeweils höchſt ungern. Er beſaß auch nur einen einzigen, und der war blau, von einer Färbung, wie ich ſie nur noch einmal wieder gefunden, im Meere zwiſchen Neapel und Palermo. Richtig bog er ſeine Schritte in die „hintere Gaſſe“ beim Adler ein, der nächſte Weg zur Wohnung von Pfarrer und Kaplan. Mir klopfte das Herz vor banger Erwartung, die der Peter noch ſteigerte, indem er in ſeinem Dochbacher Dialekt anhub: „Hainx, was mainſch, wenn's jez bim Kaplan au nix iſch, noa muaſch doch no a Beck wäre?“ „Jo, Päter,“ antwortete ich grimmig, „no wor i a Beck, unn no gemm'r[1]) mitnander in d' Fremdi!“ Aber das Weinen ſtund mir bei dieſen entſchloſſenen Worten näher als das Lachen. Von jetzt ab wandte ich meine Augen mehr auf die Ecke des Adlerwirthshauſes als auf die „Backſcheiter“, um das Wiederkommen des Vaters zu erſpähen.

Wenn ein Verliebter einen dritten zur Zukünftigen und zu deren Vater ſchickt, um für ihn das entſcheidende Jawort zu holen, kann er nicht unruhiger ſein, bis der Freund wieder da iſt, als ich, da ich auf den Vater wartete. Nach einer halben Stunde kam ſeine große Geſtalt um die Ecke, und ernſt, wie immer, vor ſich hinſchauend, nahte er und ging vornen, abſeits von uns, ins Haus. Fragen hätte nichts genützt, und ich wußte wohl, daß ich bald

[1]) gehen wir.

Digitized by Google

würde berichtet werden. Nachdem er den blauen Rock abgelegt, pfiff er durch den Hausgang daher, stellte sich unter die „hintere Hausthüre“ und schaute uns eine Weile zu. Mein Herz klopfte wie ein Eisenhammer, und ich wagte nicht, den Vater auch nur anzusehen, so groß war die Angst, es möchte abermals nichts sein. Da rief er mich zu sich, langte aus seiner Westentasche ein Stückchen Papier und sprach: „Am Möntig sollsch zuem Kaplan kumme und dia Büacher mitbringe, wo uf dem Zädel stenn!“

Ein Bettler, dem ein reicher Mann einen Tausendmarkschein schenkt, kann denselben unmöglich mit seligern Gefühlen empfangen als ich den Zettel aus des Vaters Hand. Er erschien mir als die volle Quittung, daß mein Studium gerathen werde und alle weiteren Hindernisse beseitigt seien. Und was stund auf dem Papier? — „Feldbausch, Lateinische Grammatik, nebst Uebungsbuch.“

Freudig las ich dem Peter diese Worte vor, warf meine Axt aufs Holz, rief: „So, Päter, jez isch's us mit'm Beck wäre!“ und eilte davon, hinauf zur Großmutter, meinen Zettel hoch in der Hand schwingend wie eine Siegesfahne. Die Großmutter freute sich ob der Kunde, die „Lenebas“ betete, und ich sprang jubelnd abermals von dannen, um beim Vetter „Bachsepp“, der jeden Freitag Nacht zum Fruchtmarkt nach Offenburg fuhr, die Bücher zu bestellen. Stolz wie ein Adjutant, der dem kommandirenden General den Sieg meldet, gab ich dem Bachsepp den Zettel und sprach: „Vetter, Ihr solle mir au dia Schtudentebüacher morgen mitbringe; ich derf jez schtudiere!“ „Du worsch mer a suvere[1]) Schtudent ge[2])“, meinte trocken lächelnd der Vetter Fruchthändler.

---

[1]) sauberer. [2]) geben.

Digitized by Google

Am folgenden Samstag-Abend stund ich vor dem Städtchen draußen auf der „Gottlittbruck“ und wartete auf den Fruchtwagen, der das Thal heraufkommen sollte, mit einer Ungeduld, als brächte er mir alle Schätze Indiens. Endlich ächzte er daher. Der dicke Wilhelm, der Sohn des Vetters und spätere „Bierkrämer“ in Hasle, lenkte Roß und Wagen. Auf den Fruchtsäcken saß der Vetter und holte, als er meiner ansichtig geworden, aus einem Sack ein Packet. Es war der Feldbausch sammt Uebungsbuch, sauber gebunden.

Mit welcher Wonne und mit welcher Ehrfurcht habe ich diese Bücher, die Schlüssel zur klassischen Welt, an jenem Abend betrachtet, und wie glücklich hat mich der Anblick der ersten lateinischen Grammatik gemacht!

Wie ein Kleinod wurden am andern Tag, Sonntag, die Bücher bei Kameraden und Nachbarn herumgetragen und gezeigt. Als ich zum Färber Basil kam, wo sein gefärbter Hund, der Melac, heute besonders feierlich mir zuwedelte, erhob Basil einen dunkeln Blick in die Zukunft und sprach: „Hör, Bürschle, i will dir ebbis sage: du gisch entwäder an Hauptschtudent oder an Hauptlump!“ Mit diesen Worten gab er mir die Grammatik wieder zur Hand, der alte Nachbar, der seit Jahren mich und meine guten und schlechten Knabenseiten kannte. Das Resultat seiner Prophezeiung hat er nicht mehr erlebt, obwohl ein Theil derselben, wie wir sehen werden, beinahe eintraf.

Als ich „ausstudirt“ hatte, waren meine geistig bedeutendsten Nachbarn, der Strumpfstricker und der Färbermeister, todt.

Mit Wehmuth erfüllte meine Freude den dritten der Nachbarn, den Wagner Fürst; er schimpfte über sein Schicksal, das ihn, den „zu etwas Höherem Geborenen“,

Digitized by Google

zum Wagner gemacht, weit mehr als ſonſt und gratulirte mir mit blutendem Herzen.

Wenn ich heute an die Freude zurückdenke, welche ich beim erſten lateiniſchen Buch empfand, ſo ergreift mich eine eigene Wehmuth. Den Knaben, eben aus ſeinem Kinderhimmel gekommen, himmelt gleich wieder alles an, und er verſpricht ſich goldene Tage. Ich ahnte nicht, welch' traurige Stunden ich in den erſten Jahren meines Gymnaſialſtudiums mit dieſer Grammatik erleben und wie vieler Thränen Zeuge das Buch werden ſollte. —

So war denn die Entſcheidung getroffen. Nach langem Hangen und Bangen ging's am beſtimmten Tage, es war der zweite oder dritte Juni 1851, hoffnungsvoll zum Kaplan.

Digitized by Google

Beim Kaplan.

Das Pfarrhaus war mir, dem Knaben, eine unheimliche Erscheinung, weil alle Fenster des alten, hohen Gebäudes dicht mit Vorhängen verdeckt waren, eine Mode, die, mir höchst widerwärtig, heute noch an zahlreichen ähnlichen Häusern grassirt. Ich hatte es in meinem bisherigen Leben nur zwei Mal betreten, zuerst anno 1849, als wir Buben für die Hüte der Freiheitsmänner die Hähne und Hennen des Städtchens rupfen mußten. Da stiegen wir in hitziger Verfolgung zweier „Güller" von hinten ins Pfarrhaus und fingen die armen Thiere im „Holzschopf". Zum zweiten Male kam ich dahin, als wir am Tage der ersten heiligen Kommunion beim „Dekan" die Gedächtnißbilder holten. Als Studentenaspirant aber wandelte ich sechzehn Monate lang, Sonn- und Feiertage ausgenommen, täglich ins Pfarrhaus, und es ist mir ein Vergnügen, heute die Erinnerungen an dasselbe zu Papier bringen zu können.

Das Haupt des Hauses war selbstverständlich der Dekan, das Bild des freundlichen Pfarrherrn, wie es im Buche steht. Ohne tiefe theologische oder sonstige Bildung besaß der gute Herr eine Feinheit in äußeren Formen, die alle diese Fehler verdeckte und verklärte. Er war Wessenbergianer. Man mag mir aber von diesen Geist-

Digitized by Google

lichen, die eben Kinder ihrer Zeit waren, sagen, was man will, eines steht fest: sie besaßen alle, so viele ich deren gekannt, eine Bonhomie und Konvenienz, welche ihnen ungemein anstund und um die ich sie beneide. Sie waren die Diplomaten in der Sutane, kluge, welt- und formgewandte Leute. So auch unser Haslacher Pfarrer.

Kurz vor der Revolution von 1849 ins Städtchen gekommen und ein Studienfreund des Oberamtmanns Dilger, galten beide als die Häupter der anti-republikanischen Partei. Der Pfarrer war deßhalb den meisten so verhaßt wie der Amtmann. Sie nannten ihn damals nur den „Krutsepp", weil er Josef hieß und von Schuttern im Breisgau gebürtig war, im Gebiete der „Krautbauern". Nach dem Sturm war er aber der Dekan hinten und der Dekan vornen, und selbst in der gefährlichsten Zeit und trotz Katzenmusik hatte er durch seine charmante Freundlichkeit einen Führer der Freischärler, den Hafner „hinter der Kirch", so für sich eingenommen, daß derselbe jede Nacht bewaffnet als „Sauvegarde" im Pfarrhaus lag.

Der Dekan wohnte im ersten Stock, der Kaplan im zweiten, während im Parterre der Keller und die Scheuer sich befanden. So oft ich nun an des ersteren stiller Wohnung vorüberging, um zum Kaplan zu gelangen, hatte er stets einige liebevolle, ermunternde Worte für den angehenden Studio. In jeder Vakanz lud er mich später an seinen gastlichen Tisch, und als ich Priester geworden war, zog er mich ganz in sein Vertrauen. Er ließ, zum Greis geworden, mich oft in seiner Seele lesen, wenn wir zusammen einen Spaziergang machten, wobei er stets den Stock unterm Arme trug und einen uralten Cylinder aufhatte.

Ich habe seitdem schon manchmal an seine Gespräche

Digitized by Google

gedacht und sie, je älter ich geworden, um so wahrer gefunden. Er starb in den ersten Monaten des Jahres 1872.

Der Kaplan Schele, mein zukünftiger Lehrer, war mir eine ganz fremde Persönlichkeit. Ein Schwabe, aus dem Allgäu [1]), eben erst in unsere Diözese eingetreten und nach Haslach versetzt, hatte ich ihn kaum ein oder das andere Mal flüchtig gesehen, da des Vikars Hauptthätigkeit nicht auf die Stadt, sondern auf die eine halbe Stunde von dieser entfernte Dorfgemeinde Hofstetten sich erstreckte. Daß er meine volle Sympathie besaß, ehe ich ihn in der Nähe gesehen, versteht sich wohl von selbst. Denn hätte er es abgelehnt, mir Stunden zu geben, so wäre ich aller Wahrscheinlichkeit nach in der Backstube untergegangen.

Eben kamen die Leute aus der Zehn-Uhr-Messe, als ich an jenem Montag mit meinen zwei Büchern in der Hand über den Marktplatz schritt, wo ich glaubte, alle Bauern des eben versammelten Wochenmarktes müßten es mir ansehen, daß ich jetzt nicht mehr Bäcker-Lehrjunge sein, sondern Student werden wolle. Die Mutter hatte mir die Toilette gemacht und besonders angekündigt, ja auch vor der Thür anzuklopfen und erst auf „Herein!" einzutreten.

Gar sanftmütig, wie ein Bettelbube, läutete ich am Pfarrhof, Freude und Bangigkeit wogten in mir auf und ab. Als träte ich in ein Heiligthum, so bescheiden schlich ich die Treppe hinauf. Da stund oben eine der beiden Köchinnen des Pfarrers, mit einem wildgiftigen Blick, wie ich ihn in dieser Nüancirung nur bei Pfarrersköchinnen kenne, und schaute auf den Ankömmling herab. Und unter der Küchenthüre zeigte sich die Gestalt eines wahren Hünenweibes, die schwarzen Haare nach Keltenart über den Kopf

[1]) Aus dem Dorfe Egloffs bei Wangen.

Digitized by Google

zurückgestrahlt. Mir fiel das Herz in die Hosen, als ich merkte, daß der Weg zum Kaplan an so „zauberhaften" Hindernissen vorbeiführe. Erst als ich Red' und Antwort gestanden über wohin und warum, durfte ich passiren und wurde die kleine Treppe hinaufgewiesen zum zweiten Stock.

Die zwei Weibsbilder, zwei Schwestern Marie und Magdalene, welche mir anfänglich so unheimlich vorkamen, stellten sich später als die treuesten Personen der Welt heraus. Wir wurden bald gut Freund, und ich leistete ihnen manchmal Gesellschaft in der Küche und fand, daß die Marie so unheimlich und hünenhaft nur dann aussah, wenn sie weinselig war. Beide stammten vom Schwarzwald, aus der Hotzengegend, wo der Pfarrer ehemals pastorirt und von wo er sie mit sich genommen hatte. Die Magdalena starb noch vor dem Dekan, und die Marie kehrte auf den Wald zurück. Dort lebte sie vor wenigen Jahren noch, hochbetagt.

Zur Winterszeit, wenn der Kaplan noch nicht da war von Hofstetten, wartete ich oft bei der Marie in dem kleinen Gemach hinterm Speisezimmer, während sie am Spinnrad saß. Wenn dann die Magdalene in der Küche war, fing die Spinnerin an zu klagen über die Einsamkeit und Langeweile in dem Pfarrhaus, und wie schön es dagegen in ihrer Heimath gewesen. Obwohl eine Vierzigerin, hatte sie noch Heimweh, und da sie es ungestillt in ihrem einförmigen Alltagsleben herumtragen mußte, „beweinte" sie es bisweilen im Keller, und dann leuchteten ihre dunkeln Keltenaugen wie Karfunkelsteine.

Der Magdalene war es auch nie recht ums Lachen; es sah, wenn sie es je that, gezwungen aus. Aber sie klagte nie; gemessen und freundlich war ihre Unterhaltung in der Küche. Sie gab mir, so oft irgend ein Extragebäck

Digitized by Google

gemacht wurde, davon zu kosten. Ich schaute ihrer Kochkunst mit Vergnügen und Staunen zu und erinnere mich lebhaft meiner Verwunderung, als sie einmal aus Eiweiß „Schnee schlug" und mir, nachdem sie es mit Zucker und Mehl vermischt hatte, von dem „Ding" zu kosten gab. Als ich später von der Götterspeise „Ambrosia" hörte, dachte ich an die Küche des heimathlichen Pfarrhauses, an die Magdalena und an den süßen „Schnee".

Leicht auf athmete ich, als an jenem Morgen die zwei Pfarrersköchinnen passirt waren, und rasch ging's die weißtannene Stiege hinauf zum Kaplan. Eine sanfte Stimme rief „Herein!", nachdem ich an der ersten Thüre, an welcher zu lesen war: „Anton Schele, Kaplan", angeklopft hatte. —

Man hat mir schon viele Bosheiten und Fehler nachgesagt, aber als Komplimentenmacher bin ich bis jetzt noch nicht verschrieen worden. Das schönste und intensivste Kompliment meines Lebens aber habe ich vor dem Kaplan Schele gemacht. Die Mutter hatte es mir eingelernt, und zudem beseelte mich ein' solch' gewaltiger Respekt vor dem schwäbischen „Vikari", daß ich in jener Stunde vor ihm auf die Kniee gefallen wäre. So sehr glaubte ich, daß meine ganze lateinische Zukunft von ihm abhänge!

Doch bald war meine Befangenheit geschwunden. Ich stund vor einem jungen Herrn, der so lieblich aussah wie ein schüchternes Morgenroth. Schwarze, krause Haare, große, dunkle Augen und ein gesundes, frisch-rothes Gesicht, wie man es in dieser Röthe ganz spezifisch nur bei schwäbischen Neuprieſtern und württembergischen Infanterie-Soldaten findet, machten das Hauptbild meines ersten Studienlehrers aus. Er sprach mir so freundlich Muth zu und stellte das Latein-Lernen so leicht hin, daß ich nach kurzem Unter-

Digitized by Google

richt über die erste Deklination von ihm mit dem festen Bewußtsein schied, daß mein Studium nun auf felsenfestem Fundamente gegründet sei.

In meiner Seele war heller, zukunftsfreudiger Sonnenschein. Selig eilte ich heimwärts, überall meinen ersten Erfolg beim Kaplan erzählend. Deutlich erinnere ich mich jetzt, daß ich eigentlich an jenem Tage anfing, ein „Kindskopf" zu werden, was ich bis zur Stunde geblieben bin. Wenn Freude oder Aerger, Lust oder Schmerz mein Inneres bewegen, so bin ich heute noch so naiv wie ein Kind und meine, ich müßte es allen Leuten erzählen. Es ist diese Naivität aber gar oft eine große Dummheit und Unvorsichtigkeit.

So mußten denn auch alle meine Bekannten unter den heute, als am Tage des Wochenmarktes, in der väterlichen Wirthsstube anwesenden Bauern meine lateinischen Bücher sehen und sich erzählen lassen, daß ich jetzt studiren dürfe. Von einem Tisch zum andern wanderte ich und ließ meine Freude los. Und sie freuten sich mit mir, jene wackern Thal- und Bergburen, die vor fünfzig Jahren einkehrten in des Vaters Haus: Der Niljock, der Bergetsgori, der Remlerbasche, der Ilgebasche, der Ramsteinerjock, der Peterbur, der Martisbur, der Löchlebur, der Kostbur, der Vogelsbur, und wie sie alle hießen, die jetzt längst todt sind. Nur einer lebte noch bis vor wenig Jahren auf seiner luftigen, einsamen Bergeshöhe, gegenüber dem düstern Kostwald, der Vogelsbur, und führte als rüstiger Greis noch seinen Leibspruch:

Haiden umm dia Wält,
Schulde umm kei Gäld!

Nach der „zweiten Stunde" beim Kaplan konnte ich schon im Uebungsbuch verdeutschen: „Mensa est longa,

viola est pulchra.“ Und als ich dem Peter in der Backstube diesen Fortschritt verkündete und ihm meine Kunst vormachte, da schielte er mich mit großen Augen an und sprach: „Hainr, jezt glauwi, daß de a rächter Herr worsch!“ Ein solch' rascher Sprung vom Teigwägen bis zur Latinität schien dem guten Peter ein Riesenwerk.

Uebrigens blieb mir die Backstube nicht völlig erspart. An Samstagen und Sonntagen, und wenn der Vater den „Abertag“ [1]) hatte, mußte ich noch mithelfen in der Brodfabrikation, weil da mehr gebacken wurde. So habe ich denn in jenen ersten Studienmonaten deklinirt, konjugirt und übersetzt und nebenher „das Mark der Männer“ mit Peter fabrizirt. Statt von duftigen Rittergeschichten aus Sepps und Hugos Tagen hallte jetzt die dunkle, warme Backstube von lateinischer Prosa wieder. So gerne ich aber auch meine Aufgaben studirte, so fühlte ich doch, daß es etwas anderes sei, Rittergeschichten zu lauschen, und etwas anderes, lateinisch zu lernen. Es kam mir zum Bewußtsein, daß ein Unterschied sei zwischen Lernen und Unterhalten, zwischen Pflicht und Liebhaberei.

An gewöhnlichen Abenden durfte ich ins Bett, und der Vater wirkte mit Peter in der Backstube. Am Tage dagegen mußte in mancher freien Stunde noch jede Arbeit im Felde mitgemacht werden. Ernten und Säen, Pflügen und Graben, alles ward im kommenden Sommer und Herbst noch getrieben und mancher Ritt gethan aufs „Peter-Wendels Bläß“. Nebenbei aber schlug bei mir allein noch der Kinderhimmel bisweilen durch. Während meine Kame-

[1]) Die alten Zunftbäcker waren praktische Leute. Weil in Haslach ihre Zahl Legion war, so durften je nur zwei an einem Tage Weiß- und Milchbrod backen, damit die Konkurrenz nicht zu sehr schadete. Dieser Tag hieß „Abertag“.

Digitized by Google

raden in den Werkstätten den Tag verbrachten oder durchweg der Feldarbeit sich widmen mußten, blieb mir hin und wieder Muße, um auf der Gasse zu spielen und dem Genius der Kindheit die Flügel loszubinden. Da wurden dann mit jüngeren Knaben alle die alten Spiele wieder gemacht, und ich hätte oft meine Studenten- und Bäckers-Pflichten in diesem Kindertaumel ganz vergessen, wenn mich Vater oder Mutter nicht von der Gasse weggerufen hätten mit den Worten: „Komm heim, du alter Kindskopf!"

Auch mit Vetter Karl, der jetzt völlig in der Metzgerei aufging, ward noch hie und da ein Kalb oder ein Ziegenbock geholt auf den Bergen des Dorfes Mühlenbach. Aber die reine Kindesfreude wurde schon getrübt, indem wir, statt, wie früher, zufrieden mit dem, was die Bauern uns vorgesetzt, jeweils noch unten im Dorfe „einkehrten", das Thier an einen Pfosten banden und im Löwen oder im Ochsen einen Schoppen tranken, den selbstverständlich der Vetter bezahlte. Sein Vater hatte uns einen Sechser Zehrgeld mitgegeben, und der ward redlich verthan. Wir wollten damit beweisen, daß wir keine kleinen Buben mehr wären.

In der ersten Zeit beim Kaplan gelangte ich zu einer mir hochwichtigen Erwerbung. Der Pater Leopold war gestorben, die beliebteste Persönlichkeit des Städtchens, ein Mann, wie die Haslacher ihn brauchen konnten. Der Letzte aus dem in meinen Jugenderinnerungen erwähnten aufgehobenen Kapuzinerklösterlein, ein geborener Straßburger, hatte er seit Jahren die Zelle verlassen und lebte von seiner geringen Pension im Hause meines Vetters, des Kastenvogtes Eduard. Er war allgemein beliebt bei Frauen, Männern und Kindern. Die Weiber hatten ihn gern, weil er an den Namenstagen der besseren Bürgerinnen in ihre

Digitized by Google

Häuser kam, ihnen gratulirte und mit ihnen den Kaffee trank. Die Männerwelt sah in ihm ihren angenehmsten Seelsorger; denn er las an Sonntagen die Frühmesse sehr kurz und machte in der Osterzeit den Beichtvater. Als solcher ward er nicht bloß von den lebenslustigen Bürgern fast ausnahmslos benützt, sondern auch von jenen Bauern der ganzen Umgegend, die einen feinhörenden Priester nicht brauchen konnten. Pater Leopold war nämlich in den letzten Jahren seines Lebens stocktaub. Mit seiner Taubheit hatte aber alljährlich der Zulauf der Mannsleute zu seinem Beichtstuhle zugenommen.

Ich erinnere mich noch gar lebhaft, wie damals in den letzten Tagen der Buß- und Fastenzeit das Haus des Vetters Eduard von „armen Sündern" förmlich umlagert war; denn der Pater nahm die Beichte auf seinem Zimmer ab.

Allein wenn der greise Kapuziner auch nichts mehr hörte, so kannte er seine Klienten doch allermeist und wußte, in welchem Spital sie krank lägen. Hatte er auch von der Beichte des Sünders wenig oder nichts verstanden, so machte er gleichwohl dem einen oder andern einen ganz passenden, scharfen Kapuziner-Zuspruch, aber wegen seiner Taubheit so laut, daß die vor der Zimmerthüre und im Hausgang Stehenden alles hören konnten und sich höchlich darüber freuten. Wochenlang nachher gingen dann diese „Zusprüche" des Paters unter den Haslachern um, die bei ihrem angeborenen Humor es nicht lassen konnten, auch diese ernste Angelegenheit sich erheiternd darzustellen.

Den Kindern war der Pater eine stets willkommene Erscheinung. Er trug in der Tiefe seiner Kapuze nicht bloß die obligate Schnupftabaksdose eines jeden Kapuziners, sondern auch eine Anzahl kleiner, bemalter Fingerringe

Digitized by Google

von Blei. Kaum erblickten nun die Kleinen den Alten auf der Straße, so umsprangen sie ihn mit der von jedem wiederholten Bitte: „Pater Lepold, gemm'r[1]) a Ringle!“ Mit seinen bunten Ringlein hat er Hunderte von Kinderherzen glücklich gemacht.

Zwanzig und dreißig Jahre früher, als ich mein Studium begann, war der Pater Leopold auch der Lateinlehrer gewesen in meiner Vaterstadt. Er hat mehrere fürs Gymnasium vorbereitet, so auch den durch seinen Humor einst weitbekannten Pfarrer Pfaff, den Abraham a Sancta Clara unter den Geistlichen der Erzdiözese Freiburg. In ihm hatte sich der Haslacher Humor ausschließlich zum Witz ausgebildet, und er war ein Hauptexempel für diese Naturanlage aller Haslacher. Oft noch in seinen alten Tagen hat der Pfarrer Pfaff mir erzählt von den „Stunden“ beim Pater Leopold.

Der Pater starb anno 1852 zum großen Leidwesen aller seiner Beichtkinder und ward begraben. Bald nach seinem Tode wurden seine Bücher und Mobilien versteigert. Ich wohnte der Versteigerung bei aus einer besonderen Liebhaberei zu dieser Prozedur. Eine solche hat für Kinder und Knaben gar viel Anziehendes, weil ein reicher Wechsel an Dingen und allerlei Scenen unter den Menschen bei derselben sich abspielen.

Es wurde auch ein dickes, altes lateinisches Wörterbuch ausgerufen. Der Schuhmacher Räpple, welcher nebenbei mit Speck und Viktualien im kleinen handelte, bot einen Groschen darauf. Kreuzerweise steigerten er und ich uns nun hinauf, bis der „Bergfidele“ dem Schuhmacher Halt gebot mit den Worten: „Loß des Buach dem Becke-

[1]) gebt mir.

Digitized by Google

philipple, er brucht's zuam Schtudiere!" Ich höre heute noch den Räpple mit seiner langsamen Zunge antworten: „Noa isch's ebbis anders, jez soll er's ha, i hätt nu Späck dri g'wiggelt." Alsbald ward mir das Buch um 13 Kreuzer zugeschlagen. Es war: „Adami Kirschii cornu copiae linguae romanae", mein erstes und bis heute mein einziges lateinisches Lexikon.

Ich hatte eine gewaltige Freude an dem „alten Schunken" und vergaß es dem Bergfidele nie, daß er zu meinen Gunsten beim Speckhändler Räpple intervenirt hatte. Jetzt besaß ich drei lateinische Bücher, mir ein dreifaches Unterpfand für glückliches Studium. Gar oft aber brauche ich noch den Adam Kirsch in meinen alten Tagen und erinnere mich fast bei jedem Gebrauch an die Versteigerung der Hinterlassenschaft des Paters Leopold.

Beim Kaplan ging's täglich besser. Bald war ich im Pfarrhause daheim, und so erschrocken ich am ersten Tag die Stiege hinaufgeschlichen war, ebenso lustig ging's jetzt die Treppen auf und ab. In der Regel gab mir der Kaplan seine Lektion am Nachmittag, um halb zwei Uhr. Oft kam es nun vor, daß ich warten mußte, bis er vom Essen heraufkam. Denn beim alten Stadtpfarrer Kurz hatten die Vikare, was Essen und Trinken anbelangt, ein wahres „Herrenleben". Ich kenne kein gastlicheres Pfarrhaus, als in jenen Tagen das Haslacher war, trotzdem die Pfründe eine der armseligsten ist. Wenn ein Gast am Tisch saß, was oft vorkam, so wurde lange getafelt und die herrlichen Thalweine des Dekans, der Bermersbacher, Klingelberger und Durbacher, nach Herzenslust getrunken. Er war für sich sparsam, der alte Herr, weil er keine andere Wahl hatte, aber seine Gäste und Vikare hielt er nobel, und das zeugt von seinem trefflichen Charakter.

Digitized by Google

So oft ich nun warten mußte, vertrieb ich mir im Frühjahr und im Sommer die Zeit meist auf dem „Trippel“ [1]), der unmittelbar neben dem Kaplans-Zimmer seinen Eingang hatte und eine gar liebliche Aussicht bot. Vor mir hatte ich den Urwald und den Bächlewald und unter mir den Mühlenbach und den Klosterbach, wie sie aus ihren Waldthälern schlängelnd ihren Weg suchten ins Städtchen. Stundenlang konnte ich nun, über meinen Büchern auf dem Gesims der „Veranda“ liegend, hineinträumen in Berg und Thal, Matten und Bächlein. Und es war mir so wohlig wie der Eidechse, die in der Sonne sich badet auf trockenem Gestein.

Aber stolz, wie ein König auf seines Schlosses Zinnen, stund ich auch jeweils auf meinem Balkon; denn unten zog die Grabengasse hin, und auf ihr wandelten Haslacher, jung und alt. Wenn sie nun zu mir aufschauten, meinte ich, jedermann müsse mich beneiden um mein Latein und mein Studium. Ganz in der Nähe lag die niedrige Hütte meines Freundes aus der Kinderzeit, des „Stubenwirths Alise“, den ich nur selten noch besuchen konnte in diesen Monaten, von denen Studium, Backstube und Feldarbeit die meiste Zeit verzehrten. Ich sehe ihn aber, wie wenn erst vier Wochen seitdem vergangen, noch lebhaft vor mir, wie er oft unter dem Trippel vorüberwandelte, seiner Hütte zu, die Tabakspfeife aus dem Mund nahm und mir zurief: „Was isch, Alterle? Jez hesch kei Zit me zuam Maise-Fange; jez muasch ibrenne [2]) mit'm Schtudiere!“ Und selbstbewußt lachte ich dem Vogelfreunde zu.

---

[1]) Trippel heißt im Kinzigthal ein gedeckter Gang, eine hölzerne Galerie, ein Lustgänglein, das außerhalb des Hauses hinläuft. [2]) Einbrennen = mit Eifer an etwas gehen.

Digitized by Google

Ich habe im Herbste 1882 den Alise zum letzten Male wiedergesehen. Es dunkelte bereits, als ich in sein Häuslein trat, dessen Ziegel jetzt mein Haupt berühren, so klein ist es. Drinnen saß er an jenem Fenster, durch das der Großmutter einstiger Garten noch hereinschaute, wie ehedem. Alles war noch wie vor dreißig Jahren: Stube, Ofen, Tisch und Stühle; selbst die alten, gleichen Vogelkäfige hingen noch an den Wänden. Garten und Gartenhaus der Großmutter sahen aus wie einst. Nur Alise und ich hatten uns verändert; er war ein gebrochener Greis geworden, und ich stund zwar baumlang vor ihm, aber müde und krank von den Mühen, Kämpfen und Arbeiten des Lebens. Auch seine und meine Freude, seine Menagerie, war dahin. Da, wo in meiner Knabenzeit Dutzende von Vögeln ihre Lieder sangen, herrschte Todtenstille. Die Käfige waren alle leer, sie trauerten finster über vergangene Zeiten, und kein Vögelein sang mehr dem greisen Vogelmann. Verlassen von seinen eigenen Kindern, die in Amerika sind, verlassen von den Knaben des Städtchens, lebte er einsam in seiner Hütte mit seinem ebenfalls steinalt gewordenen Weibe. Nur eines war ihm treu geblieben, sein Tabakspfeifchen, das dem welken Alten die langen Stunden in seiner dunkeln Stube versüßte.

Mich ergriff namenlose Wehmuth, und ich mußte mit Thränen kämpfen über die unheimliche Art, mit der die Vergänglichkeit mir hier vor die Seele trat. Ich drückte dem über meinen Besuch hocherfreuten Greis ein Stück Geld in die Hand und ging von dannen, tiefes Weh im Herzen. —

Ich komme nicht ebenso oft in das Pfarrhaus meiner Heimath als in diese selbst, aber ich komme jedesmal durch die Grabengasse und versäume es nie, dem verwitterten

Digitized by Google

„Trippel“ und der unfern darunter gelegenen Hütte meines Freundes Alise, der längst heimgegangen, dankbar grüßende Blicke zu senden und des äußern und innern Sonnenscheins zu gedenken, den ich bei ihnen verlebt. —

Von der sonnigen Warte meines Trippels vertrieben mich jeweils die Schritte des Kaplans, der, je länger es bei der Tafel gegangen, um so schneller die Treppe heraufsprang. Manchmal war aber der Grund meines Wartenmüssens ein ernster. Wenn ein Versehgang zu einem Sterbenden der Filialgemeinde Hofstetten den Vikar in die entlegenen Berge gerufen hatte, durfte ich viel länger auf meiner Altane weilen und träumen. Zwar sagte dann die Magdalena mir oft schon beim Heraufgehen, es würde heute wohl „keine Stunde sein“, da man nicht wüßte, wann der Herr Kaplan heimkäme. Allein ich ließ mich nicht abtreiben, sondern stieg wohlgemuth auf meine Veranda, wo mir die Zeit besser verging im „dolce far niente“ als, wenn ich heimgegangen wäre, bei der Arbeit, die dort meiner gewartet hätte. So harrte ich denn in süßem Träumen und Schauen auf den Lehrer, bis er bei 's Bierkrämers Keller aus dem Thalweg herausbog und über den „Schafsteg“ dem Pfarrhause zueilte.

Wenn es spät am Nachmittag war, hatte er schon gegessen in Hofstetten. Das Leben eines Haslacher Vikars ist ein mühsames, angesichts der vielen Berge und Thäler, die er zu pastoriren hat. Aber dafür hat er eine brave Gemeinde, und unter den Bravsten der Braven glänzt die Wirthin zu „den drei Schneeballen“. Ich kenne kein wahrhaft religiöseres weibliches Wesen, als die „Helene“ in „den Schneeballen“ es ist, eine Wittwe, fromm wie die Prophetin Anna. Und da ein richtiger Christ auch gern andere Menschen erheitert, so führt die Schneeballenwirthin

Digitized by Google

die qualitativ beſte Wirthſchaft auf dem ganzen untern Schwarzwald. Man ißt bei ihr billiger und beſſer als in den meiſten Stadthotels. Ihr Tiſch wird Sommer und Winter gedeckt für arme Handwerksburſchen, welche nach mühſamer Wanderung über die „Eck“ [1]) drunten im Kinzigthal „die drei Schneeballen“ erreichen. Der Wirthin Dienſtboten laſſen mehr an Speiſe und Trank nach dem Eſſen ſtehen, als manch' andere zu eſſen haben. Der Unterlehrer des Dorfes ſpeiſt als ihr Koſtgänger für 50 Pf. pro Tag wie ein Landrichter. Und wenn an Hochzeits- und Feſttagen oder ſonſt einmal der Herr Kaplan bei ihr dinirt, ſo werden die dunkeln Forellchen geholt aus dem Brunnentrog, und in allen Formen, gedämpft, gebacken und blau abgeſotten, erſcheint dieſe Delikateſſe des Schwarzwaldes vor dem ſpeiſenden Vikarius.

So kam „mein Kaplan“ bisweilen auch aus „den Schneeballen“ heim und ſtatt, wie ich in ſeiner Lage gethan haben würde, mich fortzuſchicken und nach der langen Bergwanderung Sieſta zu machen, nahm er in ſeiner unerſchöpflichen Geduld meine Lektion vor. Ja er lobte mich noch: „Heinrich, Du biſt doch brav, daß Du ſo lange gewartet haſt!“ Er hatte keine Ahnung davon, daß der Trippel mein „Sorgenlos“ war, und ich lieber auf ihm mich ſonnte, als ins Feld ging oder in die Backſtube. Es kam mehr denn einmal vor, daß von meinen Schulkameraden der eine oder andere unten vorbeiging, ſei es in Handwerks- oder Feldgeſchäften, und mir die richtigen Worte hinaufrief: „Du beſch es guat dert dowe, Du kannſch fulenze!“ —

Ich kenne keinen Mann, der demüthiger und beſcheidener

[1]) Die Waſſerſcheide zwiſchen Kinzigthal und Elzthal.

Digitized by Google

sein könnte, als mein erster Studienlehrer es war. Sein ganzes Wesen bestand aus Milde und Sanftmuth. Man pflegt zu sagen, in den Augen der Menschen liege ihr Herz. Das trifft gar oft zu, allein es giebt Menschen, bei denen die Stimme das Echo des Herzens ist, und zu denen gehörte mein Kaplan. Seine Stimme tönte so weich und wohlwollend, so stille und geräuschlos, daß jeder nach den ersten Worten merken konnte, weß' Geistes Kind er vor sich habe.

Leider habe ich in dieser Richtung nichts von ihm gelernt und besitze in gar vieler Hinsicht die seinen Tugenden gegenüberstehenden Fehler.

Dabei war er ein Mann voll lustigen Gemüthes, der gerne unter die Menschen ging und in Gesellschaft verkehrte. Ich erinnere mich gar wohl, daß ich ihn eines Abends im Schwanen sah, wo er, auf dem Tanzboden stehend, heitern Angesichts den Tanzenden zuschaute. Ich selbst hatte mich mit einigen Kameraden unter die Saalthüre des Wirthshauses geschlichen und that wie mein Lehrer.

Sein Zimmer, in welchem die lateinischen Stunden abgehalten wurden, lag in der gleichen Front wie mein „Trippel" und besaß somit auch die liebliche Schau auf Berg und Thal. Das Meublement bestund aus Kasten, Bett, Schreibtisch und einem kleinen Büchergestell. Am Schreibtisch saß der Schüler und trug sein Pensum vor, während der Lehrer im kleinen Gemach langsam auf und ab ging.

Schon nach wenig Wochen gab er mir ein Briefchen an den Vater mit, worin es hieß, der Heinrich sei fleißig und brav, zeige Liebe und Anlagen zum Lateinisch-Lernen und sei deßhalb zum fernern Studium empfehlenswerth.

Digitized by Google

Ich hatte vom erſten Tage, da ich zum Kaplan ging, nie mehr gezweifelt; aber der Vater wollte die Gewißheit ſchwarz auf weiß haben, ehe er Vertrauen faßte. Jetzt zog er abermals eines Morgens den blauen Rock an und ging dem Pfarrhaus zu, um mit dem Kaplan eins zu werden über das „Lehrgeld“. Dieſer wollte anfänglich gar nichts für den Unterricht und verwies den Vater auf Gotteslohn. Da der Bäckermeiſter aber auf einer Bezahlung beſtund, forderte der edle Prieſter einen ganzen Groſchen für die Stunde!

Ich weiß nicht, wie arm der Kaplan damals war, jedenfalls gehe ich nicht fehl, wenn ich annehme, daß er noch weniger ſein eigen nannte als ich heute. Und doch hat er für einen Groſchen mir eine Lektion gegeben, während ich es jetzt nicht um zehn Mark thäte, wenn ich es täglich und ſo lange thun müßte, als er es gethan. Zu meiner Entſchuldigung aber ſei geſagt, daß dies nicht Eigennutz wäre, ſondern lediglich Antipathie gegen jedes „Stundengeben“. Es käme mir zu ſtörend in meinen gewohnten täglichen Gedanken- und Arbeitskreis. Ein wahres Glück aber iſt es, daß nicht alle geiſtlichen Herren ſo egoiſtiſch, ſo launiſch und eigenartig ſind, wie ich einſt als Pfarrer von Hagnau am Bodenſee, und ſo kann manches talentvolle Bauernbüblein noch ſeinen Durſt nach Wiſſenſchaft befriedigen bei ſeinem Kaplan oder Pfarrverweſer. Die betreffenden Herren aber, welche dazu ſich hergeben, haben meine volle Bewunderung.

Nur ſollten dieſe Herren bei der Auswahl vielfach etwas vorſichtiger ſein. Sie ſchauen in der Regel mehr auf das „Bravſein“ als auf das Talent. Die braven Buben ſind aber ſehr ſelten die „talentvollen“. —

Nachdem ich einmal beim Kaplan feſten Fuß gefaßt

Digitized by Google

und die ersten Schwierigkeiten der lateinischen Grammatik überwunden hatte, schickte man mich noch in die Extrastunde zum Oberlehrer, dem ich sein so ungünstiges Urtheil über mich bald gerne verzieh. Ich bekam von ihm Unterricht im Klavier auf Wunsch der Großmutter, und im deutschen Styl und Aufsatz nach des Vaters Willen. In beiden Dingen machte ich schlechte Geschäfte. Drum hab' ich's meiner Lebtag nie zu einem auch nur halbwegs ordentlichen Styl gebracht und noch weit weniger zum Klavierspielen, das ich, wie wir sehen werden, in Rastatt bald ganz aufgab.

Bei der Familie des Lehrers verlebte ich aber in jenen Tagen noch manche vergnügte Stunde. Der Julius war zwar fort, in Lahr bei einem Kaufmann, aber ich blieb nach der abendlichen Stunde, wenn der Lehrer zum Bier gegangen, bei der Tochter Mina und bei der Frau Lehrerin und plauderte mit ihnen, als wäre ich zu einem Weibe geboren gewesen.

In der zweiten Jahreshälfte meiner Studien im Pfarrhaus begann bei mir auch das Französische. Die Grammatik lieferte aber diesmal nicht der Vetter Bachsepp aus Offenburg, sondern der Tod einer jungen Haslacherin, die eben aus dem Kloster-Institut Villingen heimgekehrt und gestorben war. Sie hieß des „Grebers Theres". Aus ihrem Nachlaß ersteigerte ich die Grammatik von Hirzel und den „Télémaque" par Fénelon, zwei weitere Kleinode meiner anfänglichen Wissenschaft. Und der Lehrer? Mein erster Präzeptor in der gallischen Sprache war kein Mensch mehr und keiner weniger als ein alter, brodloser Schauspieler, den Hunger und Noth nach Haslach verschlagen hatten, wo er im Engel Logis nahm und sich als Lehrer der französischen Sprache annoncirte. Soweit ich mich

Digitized by Google

erinnere, meldeten sich aber von Knaben nur ich und mein Vetter Karl Franz, der neben den blutigen Studien in des Vaters Metzig noch die Sprache der Rothhosen erlernen wollte.

Ich kann mir den armen, alten Mann heute noch wohl vorstellen. Abraham a Sancta Clara hat gemeint, Judas, der Erzschelm, habe ausgesehen wie eine „abgebrannte Ziegelhütte". Wenn ich ein ähnliches Bild gebrauchen wollte, so könnte ich sagen, der Mensch sah aus wie eine im Feuer aufgegangene Wachsbleiche. Und so oft ich im Geiste in jenes von allen Stürmen des Weltlebens und der Leidenschaften durchfurchte, blasse, faltige Gesicht meines „Franzosenlehrers", wie wir ihn nannten, zurückschaue, so kommt mir der Gedanke, ein mittelloser, verbummelter, alter Schauspieler müsse einer der unglücklichsten Menschen sein, die es auf Erden geben könne.

Wir hatten es kaum so weit gebracht, daß wir auf hundert französisch zählen konnten, als der Lehrer eines schönen Tages verschwunden war. Die Existenzlosigkeit hatte ihn von dannen getrieben, ohne daß er im Stande gewesen wäre, den Engelwirth zu befriedigen, der uns in der Hausflur die Erklärung gab, der Franzos sei fort, und er wolle viel lieber seine bayerischen Sauhändler beherbergen als solche „Franzosenlehrer". Vetter Karl ließ jetzt seine Studien fallen, und mich unterrichtete fortan der Kaplan auch im Französischen, indem er zwei Stunden Latein in der Woche abzog.

Mein Freund Peter wurde, wie man im Kinzigthal zu sagen pflegt, ganz zipfelsinnig, als ich in der Backstube nun auch meine französischen Brocken losließ. Sein Respekt vor meiner Gelehrsamkeit wuchs ins Riesenhafte. Eines Tages besuchte ihn seine Schwester, eine kleine, ebenfalls schielende Bäuerin mit einer Miene, friedlich wie die

Digitized by Google

Mondnacht auf der einsamen Dochbacher Höhe, und ich höre ihn jetzt noch, wie er mich ihr vorstellte als „des Meisters Hainer", der schon so gut lateinisch und französisch könne als der Pfarrer von Steinach. Ich war stolz, als ob ich von einer Königin belobigt würde.

In meinem lateinischen Uebungsbuch stund auch ein kurzer Abriß der ältern römischen Geschichte, den ich im Winter 1851 beim Kaplan übersetzte. Unter steigendem Interesse zogen die sagenhaften Anfänge des römischen Volkes in meine Seele ein. Und ich unterließ es nicht, auch einmal meinem Nachbar, dem Strumpfstricker, zu berichten von Romulus und Remus. Aber wie staunte ich beschämt, als das kleine Männlein das alles schon wußte und mir noch weit mehr erzählen konnte, als ich bis jetzt gelernt hatte! Kleinlaut ging ich von dannen, besiegt von Rottecks Weltgeschichte, welche der Walker so gut los hatte wie das Stricken wollener Strümpfe und Unterhosen. —

Der Kaplan war ein vorzüglicher Lehrer, und das Lateinische floß bei ihm so leicht wie Wasser. Aber er war ja ein Württemberger, und bei denen ist, dank ihren vortrefflichen Mittelschulen, der einfachste Dorfvikar in klassischen Sprachen besser daheim als im Badischen ein mittelmäßiger Professor. So machte ich denn bei meinem schwäbischen Allgäuer sprachlich rasche Fortschritte. Schon im Frühjahr 1852 bekam ich den Cornelius Nepos. Man sagt sonst gerne, dieser sei für Knaben langweilig; allein ich empfand davon nichts. Ich verschlang begierig die Lebensbeschreibungen der großen Feldherren und Staatsmänner des griechischen Volkes. Sie stellten sich mir zwar nicht dar mit dem Zauber der Rittergeschichten; aber der Umstand, daß ich ihre Thaten aus einer fremden Sprache kennen lernte, hatte für mich einen eigenthümlichen Reiz,

Digitized by Google

und es machte mir jeweils große Freude, wenn ich, an gastfreien Nachmittagen in der väterlichen Wirthsstube sitzend, wieder ein Kapitel aus dem Latein entziffert hatte.

Im Juli 1852 trat ein für mich hochwichtiges Ereigniß und damit eine achttägige Pause im Kaplans-Unterricht ein. Die Großmutter unternahm mit mir eine Wallfahrt nach Einsiedeln. Ein Haslacher, seit vielen Jahren in Richterswyl am Zürichersee, unweit des genannten und weit bekannten Wallfahrtsortes, als Schreiner ansässig, Schulkamerad meiner Ahne, war in seine Heimath gekommen mit seiner Ehehälfte, einer greisen Schweizerin. Auf seiner Rückreise begleiteten wir das Paar, die Großmutter und ich. Ihre Frömmigkeit zog sie nach dem berühmten Gnadenort, und mich wollte sie dort sammt meinem Studium der Muttergottes weihen. Mir war es, offen gesagt, ganz gleichgiltig, was die gute Frau mit mir in Einsiedeln anfangen wollte, mein Hauptvergnügen war die weite Reise.

In einer milden Sommernacht um die zwölfte Stunde traten wir vier Reisegefährten in die Stube des „Petersepp", eines Fuhrmannes, der am „Graben" wohnte, in der Nähe meines Vaterhauses, und mit seinem Frucht- und Botenwagen regelmäßig am Freitag Nacht seine Tour nach Lahr machte. Leute von Hasle, die nicht gerne zu Fuß nach Lahr gingen und gerne billig reisen wollten, gingen in der Regel mit dem Petersepp. Bei dem kostete es höchstens einen Schoppen bei der Ankunft, und dafür durfte man unter das schützende Zelttuch seines Wagens, unter die „Blache", liegen und konnte auf leeren Fruchtsäcken schlafen bis in die Stadt, in welcher der viel geschnupfte „Lotzbeck" fabrizirt wird.

Um 6 Uhr waren wir am Bahnhof in Dinglingen, und schon vor Mittag pilgerte die kleine Karawane in

Digitized by Google

der schönen Stadt Basel ein. Der Schreinermeister geleitete uns in eine ziemlich armselige Wirthschaft, in enger Gasse gelegen, wo wir aber zum Glück einen Kutscher trafen, der mit seinem Zweispänner leer nach Baden im Aargau fuhr und um billiges Geld uns dahin mitnahm. Ueber Liestal und Brugg, durch herrliches Land, ging's der Bäderstadt zu. Aug' und Herz schwelgten bei mir, während die drei alten Personen meist schliefen; denn es war ein heißer Sommertag und die Fahrt eine gar lange. —

Spät in der Nacht langten wir in Baden an. Der Fuhrmann setzte uns in „der Waage" oder „im Anker", ich weiß den Namen nicht mehr genau, ab. Alles war von Fremden überfüllt, und wir vier mußten in ein Zimmer, aus dem man die schon zu Bett gegangenen Mägde vertrieben hatte.

Am andern Morgen benützte ich vor Abgang des Zuges nach Zürich die Zeit, um in den Straßen von Baden zu lustwandeln. Es kam mir alles so fremd und merkwürdig vor, daß ich die Abreise bald vergessen hätte und der Schreinermeister mich suchen mußte und endlich traf, wie ich ganz in Betrachtung versunken an der Aare stund. Es muß damals schon der spätere Reisebeschreiber in mir gesteckt sein! Die zwei Matronen waren bereits am Bahnhof, als ich mit dem Meister Leim dahergaloppirte und von der Großmutter gehörig gezankt wurde, weil ich ein gedankenloser „Wunderfiz" sei und keinen „Wallfahrtsgeist" hätte. Das Einzige, was die Großmutter im Auge hatte, war eben Einsiedeln, und das Schreiner-Ehepaar dachte nur ans Heimkommen. Drum sprengte der Schreinermeister uns in Zürich auch möglichst schnell durch Straßen und Gassen der Dampfschiffstation zu, und ich konnte, mit unserm

Digitized by Google

Reisesack beladen und mit den zwei Greisinnen hintendrein hinkend, nur im Flug die schöne Stadt anstaunen.

Wenn einem Sterblichen sich einmal der Himmel öffnet, kann er unmöglich mehr staunen als ich Pilgrim, da das erste Dampfschiff mich über den Zürichersee trug. Der Schreinermeister aber mußte schwere Noth leiden, bis er alle meine Fragen beantwortet hatte. Wer mir damals gesagt hätte, daß ich in meinem Leben auch noch jahrelang an einem solchen schönen See wohnen dürfte, den würde ich als einen Engel Gottes verehrt haben.

In Richterswyl nahm uns der Haslacher in sein Haus auf, wo ich Kaffee bekam nach Schweizerart, mit Butter und Syrup; und dieser vornehme Kaffee ist die einzige, lebhafte Erinnerung, die mir von meinem Aufenthalt im Hause des Schreiners blieb.

Gegen Abend zog die Großmutter mit mir weiter gen Einsiedeln, aber zu Fuß. Die fromme Frau hatte sich seither beklagt, daß man immer gefahren sei, eine solche Wallfahrt habe kein großes Verdienst. So mußte ich denn den mühsamen, dreistündigen Weg über die „Schindellegi" neben der Ahne herlaufen und, was mir noch härter vorkam, beten. Kaum vor dem Dorfe draußen, hatte sie ihren Rosenkranz aus der Tasche genommen und zum Gebet kommandirt. Ich hätte so gerne über Berg und Thal mit der Großmutter gesprochen und Land und Leute in aller Gemütsruhe betrachtet, und jetzt mußte ich den Rosenkranz beten mit seinem für Kinder und Knaben so langweiligen Einerlei. Und so oft ich aus der Rolle fiel und der Großmutter dies oder jenes am Weg hin zeigen wollte, da wurde ich abgekanzelt und zur Andacht zurückgetrieben.

Offen gesagt, hat mir damals der Rosenkranz, den

Digitized by Google

wir noch oft gebetet, bis wir heimkamen, die ganze Reisefreude getrübt. Ich habe dann deßhalb dieses herrliche Gebet viele Jahre nicht mehr gebetet und so gründlich verlernt, daß ich es als Anfangs-Theologe gar nicht mehr beten konnte. Erst die Noth hat mich im spätern Alter den Rosenkranz wieder beten und lieben gelehrt. Und heute kann ich aus eben so offenem Herzen sagen: Wer den Rosenkranz nicht liebt, der kennt ihn nicht.

Es dunkelte schon stark, als wir in Einsiedeln einrückten und in den „drei Herzen" einkehrten, aber der vielen Pilger wegen, die alle Wirthshäuser füllten, uns mit einer Kammer und mit einem Bett begnügen mußten, während in einem zweiten Lager ein Elsässer Bauer und seine Frau Platz genommen hatten. Ich weigerte mich standhaft, als fast fünfzehnjähriger baumlanger Junge, zu der Großmutter zu schlafen und gab nicht nach, bis diese den schon schlafenden Elsässer weckte und ihn bestimmte, mich in sein Lager aufzunehmen und die Frauen zusammen zu thun.

Ich schlief wie ein König neben dem Ueberrheiner, aber schon um vier Uhr Morgens weckte mich meine Begleiterin, die bereits marschfertig war für die Gnadenkapelle. Nüchtern und schlaftrunken stieg ich zum Tempel hinan. Voll der heiligsten Andacht und Verehrung warf sich die Großmutter vor das Madonnenbild, an dem ich keinen großen Unterschied fand, wenn ich es mit jenem in der heimathlichen Lorettokapelle verglich. Nur das reichere Gewand und die zahllosen Votivgeschenke in der dunkeln Kapelle reizten meine Aufmerksamkeit. Die Großmutter hörte und sah nichts vor Inbrunst, und so bemerkte sie es nicht, als ich, da zudem immer mehr Leute vor dem Gnadenort sich sammelten, mich erhob und mir das große,

Digitized by Google

herrliche Gotteshaus von Altar zu Altar musterte. Dann betrachtete ich aber auch die Pilger. So viele mir in Kleidung und Mienen fremdartige Menschen hatte ich im Leben noch nie gesehen, und sie nahmen mich deßhalb ganz in Anspruch.

Daß die Seele eines Knaben, in all' das äußere Sehen und Betrachten versunken, nicht zum Beten aufgelegt ist, begriff die gute Großmutter nicht. Sie fahndete auf mich, nachdem sie ihr langes Gebet beendigt, schleppte den leichtsinnigen Enkel in die Beichtkapelle, wo er, wie sie, beichten und dann die heilige Kommunion empfangen mußte. Ich that es, aber sie mochte mir angesehen haben, daß die rechte Stimmung fehlte. Sie sprach mir auf dem Weg zum Wirthshaus und Frühstück gar scharf zu und meinte, sie würde mich nie mehr mitnehmen auf eine Wallfahrt, man habe nichts als Zorn und Aerger mit mir, weil ich nicht beten wolle. Ich solle von nun an in Einsiedeln laufen, wo ich wolle, sie werde in ihrer Andacht nur gestört durch mein Benehmen.

Jetzt war mir aufgeholfen, und die zwei Tage unseres Verweilens am Gnadenorte boten mir jetzt außerhalb der Kirche viele Stunden großen Genusses. Ich schlenderte in den Straßen umher, besah die Krämerstände und Auslagefenster, saß stundenlang auf den steinernen Treppen vor dem Gotteshaus und ließ die Pilger an mir vorbei passiren oder wanderte vor den Flecken hinaus, wo mir namentlich das Beinhaus auf dem Gottesacker mit den zahllosen Todtenschädeln mächtig imponirte. Um die Mittags- und Abendzeit suchte ich die Großmutter auf in der Kirche, aus der sie den ganzen Tag nicht herauskam außer zum Essen.

Noch ist mir von jenem ersten Aufenthalt in Ein-

Digitized by Google

ſiedeln wohl erinnerlich, daß der Nachtwächter ſo ſchön ſeine Stunden geſungen hat.

Zu Fuß ging's am dritten Tage, abermals unter Roſenkranzgebet, über die Schindellegi zurück nach Richterswyl. Hier ward dem Schreinermeiſter Adieu geſagt und in Zürich im „Schwert" übernachtet. Als wir am andern Morgen durch die Straßen der Stadt hinauszogen gen Schaffhauſen, wurden wir als Pilger erkannt und von böſen Buben verſpottet. Empört wollte ich mich mit meinem dünnen Meerrohrſtöckchen auf die Schlingel ſtürzen, allein die Großmutter wehrte dringend ab.

Es ging uns noch öfters ſo in den Dörfern, durch die wir an dieſem und am folgenden Tage betend pilgerten, und heute noch ſollen die Wallfahrer ähnlich inſultirt werden. Wenn es Juden wären, die nach Einſiedeln zum Grabe irgend eines Patriarchen zögen, würde man ſie natürlich mit der größten Toleranz behandeln!

Zu Kloten im „Leuen" fanden wir am erſten Abend von Zürich weg unſer Nachtquartier und trafen dort den „Baſche", einen Fuhrmann aus Haslach, der in jener eiſenbahnarmen Zeit jede Woche mit Salz, das er in Dürrheim bei Donaueſchingen geholt, nach Zürich fuhr.

Laufen und Beten war auch die Tagesordnung für den kommenden Morgen, allein die Sonne brannte ſo heiß, daß ich um Mittag — wir hatten eben bei Egliſau den Rhein paſſirt — erklärte, zu Fuß nicht mehr weiter zu können. Jetzt verſprach mir die Ahne, im nächſten Dorfe, Raſz, ein Fuhrwerk zu nehmen; dies geſchah, und unter ihrem beſtändigen Predigen über meinen ſchlechten Wallfahrtsgeiſt kamen wir nach Schaffhauſen.

Hier aber rächte mich ein Wirth und Metzger, bei dem wir einkehrten und Mittag machten, am „Wall-

Digitized by Google

fahrtsgeist" meiner Begleiterin. Der Wirth, welcher gefragt hatte, woher die Reise käme, stellte uns einige Stücke Fleisch vor, die ziemlich schlecht sich präsentirten, aber nicht schlecht waren.

Meine Großmutter, eine bessere Bürgerin, war ungehalten über die „Möckel" und sagte das dem Wirth. Der aber meinte, Wallfahrtsleute sollten nicht so wählerisch sein, denn zum Wallfahren gehöre nicht nur Gebet, sondern auch Abtödtung.

Ich schwieg aus Respekt vor der Großmutter; aber innerlich freute es mich, daß auch ihr Wallfahrtsgeist seinen Tadler gefunden.

In Schaffhausen nahm uns Abends um 8 Uhr der Eilwagen auf und, von einer Poststation auf die andere durchfahrend, langten wir am nächsten Nachmittag in der Heimath an. Aber hier ging der Tanz erst recht los. Die Großmutter hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich bei Vater und Mutter zu beklagen über meine irreligöse Aufführung: Ich hätte nur herumvagiren, aber nicht beten wollen; aus mir werde „seiner Lebtag" kein Geistlicher, weil ich viel lieber auf der Straße als in der schönsten Kirche sei u. s. w.

Mein braver Vater mit seinem praktischen Verstand ergriff meine Partei und fertigte die übereifrige Frau ab mit den mir heute noch präsenten Worten: „So amma Bua muaß mer nit z'viel zuamuathe im Bette!" Die ersten Zweifel, ob je ein Priester aus mir werden würde, konnte er jedoch der Großmutter nicht mehr nehmen. Der Delinquent aber ging, noch ganz erfüllt von all' dem Vielen, das er gesehen, wieder zu seinem Kaplan und setzte eifrig seine Studien fort.

So schwand der Sommer, und es ward Herbst, der mich von der Heimath weg auf die Staatsschule bringen sollte.

Digitized by Google

Hatte auch die Zeit der „Stunden" beim Kaplan dem Genius der seligen Kindheit schon bedeutend die Flügel geschnitten und mich belehrt, daß ich kein sorgenloses Kind mehr sei, so winkten mir doch immer noch die süße Heimath und das liebe Vaterhaus. Aus diesem Kreise verbannt, lernte ich, wider Erwarten, erst recht die Noth des jungen Menschenlebens kennen und fühlen, daß ich aus dem Paradiese der Jugendzeit verstoßen sei.

Wenn ich aber heute zurückdenke an die Tage und Monate beim Kaplan, so erscheinen sie mir immer noch verklärt vom Glanze der scheidenden Sonne des Kinderglückes. Die reinsten Freuden meiner Studienzeit fallen in jene Tage, da ich vom „Trippel" des Pfarrhauses herabschaute oder in dem stillen Zimmerchen des Kaplans meine lateinischen und französischen Sätze hersagte, da ein milder, sanfter, ewig lächelnder Priester mein Lehrer und die Marie und die Magdalena meine ersten aufrichtigen Freundinnen waren.

Mit der Stunde, da ich das heimathliche Pfarrhaus als Kaplansschüler für immer verließ, habe ich, was stete Ruhe und Heiterkeit betrifft, die Glanzperiode meiner Studienzeit begraben. Der alte Trippel am Pfarrhause war die letzte Höhe, von der ich, noch mit einem Fuß in der Kinderzeit stehend, ungetrübten Herzens zurückblicken konnte in die Vergangenheit. —

Der Kaplan schied bald nach mir aus dem Städtchen und wirkte als Pfarrverweser bald da bald dort im Lande, bis er als Pfarrer im Linzgau auf einer Pfründe, die ebenso bescheiden war als er selbst, jahrelang sich niederließ. Hier besuchte ich ihn einmal im Jahre 1878, nachdem wir uns seit 17 Jahren nicht mehr gesehen. Es war ein regnerischer April-Nachmittag, als ich mit der eleganten

Digitized by Google

Equipage eines benachbarten Reichstagsabgeordneten und Großindustriellen, des Herrn Heilig von Pfullendorf, vor dem einsamen, armseligen Pfarrhause in Rast vorfuhr und nach dem Pfarrer mich erkundigte. In einem trüben Gemach traf ich ihn, wie er eben, aufgeschreckt durch das Vorfahren einer Chaise, seinen Hausrock mit der Sutane wechseln wollte. Ich gab mich nicht zu erkennen; er schaute einige Zeit prüfend in des Fremdlings Antlitz, und dann sprach er das eine Wort: „Heinrich". Er hatte seinen Schüler erkannt und eine lebhafte Freude, ihn, der seitdem so manchen Sturm erlebt, einmal zu sehen. Welche Veränderungen waren aber an uns beiden vorgegangen!? Der Knabe vom „Trippel" war zum grauwerdenden Manne herangewachsen, und der rothbackige schwäbische Vikar dem Greisenalter zugeschritten. Seine Wangen waren gebleicht, sein volles Gesicht eingefallen und seine schwarzen Locken fast weiß geworden.

Aber seelisch hatte er sich nicht geändert. Der gleiche milde Blick, die sanfte Stimme, die anspruchslose Bescheidenheit sprachen aus dem alten Pfarrer, wie aus dem jungen Kaplan. Und der Schüler? Der blasse Knabe, der einst stillvergnügt auf dem „Trippel" des Pfarrhauses geträumt hatte und jeweils demüthig in des Lehrers Zimmer getreten war, ging heute schweren Schrittes, unruhig, lebhaft redend und gestikulirend im Pfarrhause seines Lehrers auf und ab. Und der stille Mann staunte und schaute, ohne ein Wort zu sprechen, an dem Ruhelosen hinauf und dachte wohl: „Aber der hat sich verändert!" — Und warum so verändert? Weil er keine jener Eigenschaften besitzt, die des Lehrers Tugenden waren und sind. Wäre ich so sanft und demüthig durch die Welt und die Menschen gewandelt wie mein erster Studienlehrer, so

Digitized by Google

hätte ich vieles nicht erfahren und erleben müssen. Allein wenn es nicht „im Holz liegt, so gibt es keine Pfeifen". Bei mir lag eben das Gegentheil von dem im Holz, was meinem Lehrer die Natur gegeben, und da ich leider nicht ascetisch und selbstverläugnend genug bin, um aus meinem Holz bessere Pfeifen zu schneiden, so pfeife ich eben allermeist aus dem schlechten Naturholz.

Ich nahm den lieben Herrn in meiner Equipage mit bis Klosterwald, im Lande Sigmaringen, wo wir noch einige schwäbisch-preußische Geistliche trafen und „ein gutes Bier" tranken. Den ganzen Abend aber konnte ich mich nicht satt sehen an meinem „Kaplan" und nicht genug zurückdenken an das erste, selige Jahr meiner Studienzeit.

Zu Anfang der achtziger Jahre hat er die unwirthsame Hochebene, auf welcher er gegen 20 Jahre verlebt, verlassen und im schönen Breisgau eine wohlverdiente Pfründe bezogen, von der ihn Alter und Krankheit nach zehn Jahren abriefen. Er zog als Pensionär hinab ins Renchthal, nach dem Städtchen Oberkirch, in dessen Nähe er einst Pfarrverweser gewesen war. Er starb hier 1894, und ich bedauerte sehr, daß eigenes Krankſein mich verhinderte, ihn zu Grab zu geleiten. Möge ihm die Erde leicht sein, ich aber werde ihn nie vergessen.

Digitized by Google

Der Quartaner in Rastatt.

So große Hindernisse, wie dem Beginn meiner Studien, stellten sich der Fortsetzung derselben entgegen. Man wußte lange nicht, wohin ich aufs Gymnasium, damals Lyceum genannt, kommen sollte. Erst frug die Mutter in Freiburg bei ihrer Schwester an, wo ich ja früher schon einige Zeit „studirt" hatte[1]). Da hieß es, man nehme dort nicht gerne auswärtige Schüler auf, weil das Lyceum überfüllt sei; auch gäbe es keinen Platz mehr am Tische des Freiburger Onkels für mich, es seien zu viel „Ladendiener" im Hause.

Jetzt wandte ich mich an meinen in dem benachbarten Offenburg studirenden Freund Lorenz Maus. Der machte zunächst ein Quartier ausfindig beim Sattlermeister Hugelmann, worauf ich eines Tages die Mutter mit des Stadtmüllers „Fuchsen" hinunterkutschirte. Sie wurde aber mit den Leuten im Preis nicht einig, fand keine andere Wohnung, und am Abend fuhren wir trübselig und resultatlos wieder das Thal hinauf.

Die Noth war groß. Noch am Abend ward Familienrath gehalten, in welchem die Großmutter das Wort führte und meinte, es sei eben kein Segen mit dem „Bua", der keinen „guten Geist" habe und nicht beten wolle.

---

[1]) Siehe „Aus meiner Jugendzeit".

Digitized by Google

Da zündete mir, da ich weinend neben der Mutter stund, der Vater das letzte Hoffnungslichtlein an.

Ihm fiel ein Haslacher in Rastatt ein, mit dem er in den zwanziger Jahren daselbst beim Militär gewesen, der aber dort geblieben war und sich als Schuhmacher niedergelassen hatte. Bei diesem, seinem alten Freund und Kriegskameraden, würde ich sicher Aufnahme finden.

In aller Frühe am andern Morgen schrieb die Mutter dem Schuhmacher einen Brief. Und nun hing mein Schicksal von der Entscheidung eines Schuhmachers ab. Denn, so ward am Abend beschlossen, wenn's in Rastatt auch nichts ist, dann thut man den „Kärle" eben doch in die Backstube. Man begreift, mit welcher Spannung ich der Lösung harrte. Mein Kaplan tröstete mich mit dem Versprechen, im Schwabenland mich unterzubringen, wenn ich im Badischen nicht ankomme, und Peter, mein Backstubenfreund, ermunterte zum Widerstand gegen die Rückkehr in die Backstube. „Hain'r," sprach er, „wenn i scho so viel latinisch könnt' wie Du, thät i ums Läbe kei Beck mehr wäre (werden)."

Briefträger in Hasle war damals der Polizeidiener und Schuhmacher Schmieder, der mit dem Säbel umgürtet von Haus zu Haus die Neuigkeiten trug.

Mit Zittern und Beben sah ich den dicken Schuster die nächsten Tage die „vordere Gasse" herabschreiten mit seiner großen Brieftasche, und ängstlich frug ich ihn jeweils, ob er keinen Brief von Rastatt „für uns" habe. Endlich am fünften oder sechsten Tage kam die Antwort. Ein Zufall gab eine günstige Entscheidung.

Des Schuhmachers Sohn Adolf, 1893 als Pfarrer gestorben, wollte, um der „Tyrannei des Direktors" zu entgehen, das letzte Gymnasialjahr in Konstanz machen. So

Digitized by Google

bekam sein Vater Platz für mich und Geld für ihn von mir. Für vierzehn Gulden monatlich bot er sich an, mich in „Kost und Logis nebst Holz, Licht und Wasch'" zu nehmen.

Er hatte schon mit dem Director des Lyceums gesprochen und lud uns auf den letzten September nach Rastatt ein, da am 1. Oktober die Aufnahmsprüfung stattfinden sollte.

Der Familienrath genehmigte einstimmig des Schuhmachers Antrag, und ich war in jener Stunde sicherlich das glücklichste Menschenkind in Hasle. Was mein Glück noch erhöhte, war die neue Ausstaffirung, die ich bekam. Der „Schniderjepp" kam ins Haus und „'s Holzer-Peters Magdalene" und richteten mir Kleider und Hemden zu, und an einen alten nußbaumenen Koffer meines Großvaters, des „Wälder-Xaveri", mußte der Schlosser Sahl ein neues Schloß machen, damit er meine Habe aufnehmen und bewahren könne.

Wie eine Braut glücklich ist in den Tagen, da ihre Ausstattung gemacht wird, und nicht ahnt, daß sie vielleicht in kurzem weint über ihr Elend und sich zurücksehnt ins Vaterhaus, so ging es mir.

Der Himmel hing mir buchstäblich voller Baßgeigen, und alles, was ich sah und hörte und hoffte, war mir Musik. Ich sah lauter goldene Berge in der Zukunft und verließ, als der ersehnte Tag gekommen war, leichten Herzens das Vaterhaus, den Kaplan und die trauten tannengrünen Berge der Heimath.

So marschiren wir Menschenkinder alle mit „Pfeifen und Trummen" aus dem Paradies der ersten Jugendzeit hinein ins feindliche Leben und in den Kampf ums Dasein.

Digitized by Google

Und erst, wenn wir tüchtig Schläge und Wunden empfangen haben, kommen wir wieder zu uns und sagen uns:

O selig, ein Kind noch zu sein.

Die Mutter begleitete mich. Als wir an einem nebelfeuchten Herbstmorgen vor dem Vaterhaus in den „Privat-Omnibus", der von Wolfach nach Offenburg fuhr, einstiegen, kam mir der alte, klapperige Kasten auf vier Rädern vor wie ein „Sonnenwagen", der zum Himmel fährt.

In Rastatt empfing uns der Schuhmacher Braun, der einem Oberamtmann ähnlicher sah als einem Schuhmacher und mir deßhalb gewaltig imponirte. Er war zudem behaftet mit großer eines Haslachers würdigen Lebendigkeit. Unser erster offizieller Gang galt dem Direktor des Lyceums, welchem die Zeugnisse nebst Heimaths- und Impfschein, ohne welch' letztern damals kein Deutscher studienfähig war, übergeben wurden. Noch sehe ich den Knaben lebhaft im Geiste vor mir, wie er mit großen Augen das Lyceum, seine altehrwürdigen Lindenbäume und den gestrengen Herrn anschaute, den der Schuhmachermeister in seinem Rastatter Dialekt immer wieder „Herr Thärrekter" titulirte, und der in einem besonderen Hause neben der Schule wohnte.

Der Direktor meinte, als er gefragt hatte, wie alt der „lange Junge" sei, der sei zwar etwas alt, aber wenn er Talent habe, könne er es doch noch zu etwas bringen. Dann filzte er den Schuhmacher, weil dieser seinen Sohn von der Anstalt wegnehme. Meister Braun ließ sich auf keine Diskussion ein, da er die Heftigkeit des Direktors kannte, erwiderte aber mit Haslacher Humor, „er bringe ja in mir der Anstalt einen Ersatz für seinen Sohn." —

Nach dieser Vorstellung ward im Gasthaus „zum Pflug", wo die Mutter den morgigen Examenstag abwarten

Digitized by Google

wollte, herrenmäßig zu Mittag gespeist, und unser Haslacher, nebenbei auch Stadtrath, erzählte während des Mahles seine noch frischen Erlebnisse aus der Revolutionszeit. Ich saß da wie der Herkules am Scheidewege; ich wußte nicht, ob ich zuhören und nicht essen, oder essen und nicht zuhören sollte; so spannend war die Erzählung, aber ebenso reizend auch das Menu der Frau Pflugwirthin. Am Nachmittag bezog ich mein Quartier. Das Häuschen des Schuhmachermeisters stund an der Murg, unmittelbar am Eingang zum „Rohrersteg", vom Flusse nur getrennt durch den Damm, der die Gewässer von den Wohnungen der Menschen abhalten soll. Auf der Flußseite zeigte das kleine, zweistöckige Haus eine Bombe, die während der Beschießung durch die Preußen da eingeschlagen hatte und mir neuen Respekt vor denselben einflößte zu dem alten, den ich in Haslach gewonnen[1]).

Das freundlichste Zimmer des Hauses, im zweiten Stock, ward mir angewiesen. Ich mußte es aber mit einem jüngern Sohne der Familie, der ebenfalls das Lyceum besuchte, theilen. Er ist heute der Nachfolger seines Vaters in Besitz und Gewerb. Die Frau Braun, eine dicke, richtige Rastatterin, hatte in dem Häuschen das Licht der Welt erblickt und nebenbei vollauf das Zeug, mir bisweilen eine Standrede zu halten, was bald von nöthen wurde. Die Tochter Amalie, ein Mädchen in meinem Alter, konnte nie meine Sympathie gewinnen, weil sie mir stets sehr kleine Stückchen Brod um vier Uhr schnitt und fast ständig eine sogenannte „Roßnase" trug. Sie starb vor wenig Jahren als wackere Bäckersfrau in Baden-Baden. Eine Magd aus dem Murgthal, „Hanne"

[1]) Siehe hierüber die Erinnerungen „Aus meiner Jugendzeit".

Digitized by Google

genannt, zwei Schuhmachergesellen und drei Lehrjungen bildeten die weitere Hausgesellschaft, in die jetzt der „Becke-Philipple" von Hasle eintrat.

Der 1. Oktober kam. Gegen die neunte Morgenstunde zog ich zum ersten Mal in die Hallen des Lyceums ein, wo es von Aspiranten und Nachexaminanden wimmelte. Mitten aus diesem Knabengewimmel ragte die fabrikschlotige Gestalt des Lyceumsdieners Schill hervor, ordnend und zurechtweisend. Kein Rekrut kann ängstlicher und wildfremder am ersten Tage im Kasernenhof vor seinem Korporal stehen als ich heute vor dem alten Schill. Sein praktischer Blick kannte aber sofort unter den „Neuen" die ländlich Einfältigen, und als ehemaliger Bauernbub' nahm er sich derselben zunächst an.

Außerdem mochte ihn meine lange Gestalt reizen, und so schritt er denn alsbald auf mich zu und fragte, woher ich käme und in welche Klasse ich aufgenommen werden wollte. „Ich möcht' 's Exame mache in d' Unterquarta und bin von Hasle", lautete meine Antwort. „So, von Haslach, aus dem Freischärlerneſt, wo sie die Gendarmen so verfolgt haben!" meinte der Alte, welcher in der Revolutionszeit noch Brigadier bei der Gendarmerie gewesen war. Ich erschrak nicht wenig, dachte an meinen Heckerhut mit seiner Kokarde und seinen Hennenfedern und gab das Examen schon verloren, falls meine Heckerthaten bekannt wären.

Es sollte noch besser kommen. In das Zimmer, welches der ehemalige Gendarm mir und einigen zur Nachprüfung Bestimmten angewiesen, stampfte alsbald juckenden Schrittes der Professor Donsbach, Klassenlehrer von Unterquarta. Er war der erste Professor, den ich im Leben sah, und ich hielt damals einen Professor für das,

Digitized by Google

wofür ein richtiger lateinischer Schulmeister sich selber hält, für einen Mann, der alles weiß. So benahm sich auch mein zukünftiger Klassenlehrer.

Seine ganze Anrede an mich zitterndes Bauernbübchen war eine Verherrlichung des systematischen Unterrichts durch akademisch und philologisch gebildete Lehrer und eine Verurtheilung jeder Kaplansstudien. „In seine Klasse könne ich nicht aufgenommen werden, da bei ihm nur tüchtig gebildete Schüler Zutritt fänden", so lautete der Schluß seines Selbstlobs. Ich weinte und verwünschte im Stillen mein ganzes Studium. Doch, wie es Prahlhansen eigen ist, nachdem der Professor sich in seiner ganzen Wichtigkeit vorgestellt hatte, wurde er vernünftig und diktirte mir und einem Mitaspiranten aus Ettlingen, Namens Eisele, ein Pensum zu lateinischer Uebersetzung.

Wenn einer sein eigenes Todesurtheil schreiben soll, kann er unmöglich befangener sein, als ich es war bei Fertigung dieser Uebersetzung. Eine Stunde später und unter allerlei wichtigthuenden Redensarten erklärte uns Donsbach für aufgenommen in seine Klasse. Sonst wurde ich in nichts geprüft; das Latein mußte die Signatur fürs Ganze abgeben. Beruhigt kehrte die Mutter am Nachmittag heim, und ich begann am andern Morgen das Tagewerk eines Unterquartaners am Lyceum zu Rastatt.

Vor vierzig Jahren war die badische Welt noch nicht so verkehrt wie heute, wo man den Preußen alles, auch die Dummheiten, nachmacht und nach preußischer Art bei der Klasseneintheilung an den Gymnasien mit Eins, d. i. mit Prima, zu zählen aufhört und mit Sexta zu zählen anfängt. Damals war Prima die unterste Klasse und Obersexta die höchste und letzte, so wie es nach Adam Riese und nach dem gesunden Menschenverstand richtig ist; jetzt

Digitized by Google

zäumt man den Gaul beim Schwanz auf, wie in vielen Dingen der Pädagogik und des Volkswohls, und nennt Prima die oberste und Sexta die unterste Klasse. Unterquarta war also zu meiner Zeit die vierte Klasse unterer Abtheilung, und auf dieser Schanze fing mein Leiden an.

Schon in der ersten Woche zeigte sich, daß ich meinen Mitschülern, das Latein ausgenommen, weit hintennach stund. Dazu kamen als neue Lehrfächer Griechisch, Geometrie, Geschichte, Naturgeschichte und Geographie: lauter spanische Dörfer für mich. Im Deutschen hatten wir den Lyceumslehrer Rauch, einen Mann, der einen affektirten preußisch-hochdeutschen Dialekt sprach, dem mein Kinzigthäler Alemannisch ein Greuel war und der mit der rücksichtslosesten Derbheit dem eingeschüchterten Knaben begegnete. Um, ich kann es nicht anders nennen, seinen Haß gegen mich zu schildern, wird sich später reichlich Gelegenheit finden.

Den französischen Unterricht gab ein junger Lehramtspraktikant Forster, welcher schon in der zweiten Woche ein großes Wort gelassen zu mir sprach, und das lautete: „Geh Du wieder heim, mit Dir ist es doch nichts!“ Mir, der ich allezeit weichherzig gewesen und geblieben bin, liefen die hellen Thränen aus den Augen. Trotzdem fügte der Herr, weil ich größer und älter war als meine Mitschüler, unter deren Hohngelächter seinem salomonischen Urtheil als Witz den Studentenvers bei:

Geh Du lieber in ein Kloster
Und bet' dreitausend Paternoster,
Du alter Haslacher Du! —

Ich bin natürlich weit entfernt, heute diesem noch lebenden Herrn zu zürnen; denn Unterlehrer und Lehramtspraktikanten haben ja zu allen Zeiten gewisse jugendlich-

Digitized by Google

knabenhafte Vorrechte gehabt, allein, was ich damals gefühlt, ist nicht zu beschreiben. Von Schwierigkeiten aller Art umgeben, in ein förmliches Chaos mir ganz fremder Lehrgegenstände eingetaucht, von einzelnen Lehrern malträtirt, von anderen verspottet, von den Mitschülern verlacht, zu alledem, gleich nach der Abreise der Mutter, von namenlosem Heimweh geplagt, erfuhr ich zum ersten Male jene Lage, in der die Menschenseele nur noch einen Wunsch hat, nicht mehr zu existiren.

Ich war später auch jahrelang badischer Lehramtspraktikant; aber ich habe die schüchternen Bauernbuben in der ersten Zeit mit der größten Rücksicht behandelt, eingedenk meines eigenen Elends als angehender Unterquartaner.

Nur ein akademisch gebildeter Lehrer hat in jenen Schmerzenstagen mit Milde mich behandelt, und das war der ebenfalls blutjunge Lehramtspraktikant Stephan, welcher uns den Unterricht in der griechischen Sprache und in der Geschichte ertheilte. Daß aus ihm später ein so wilder Politiker und Journalist werden würde, der seinen ehemaligen Schüler als Reichstagskandidaten mehr denn einmal scharf bekämpfte, hätte ich damals nicht geahnt. So oft ich heute, da er als greiser Pensionär in Freiburg lebt, ihm begegne, grüße ich ihn, obwohl er die römischen Priester nicht liebt, freundlich — in Erinnerung an sein mir in den elendesten Stunden meines Lebens gezeigtes Wohlwollen.

Reallehrer Santo, der Mathematiker und Zoologe der Klasse, welcher mich mit seinen Steghosen an den Haslacher Unterlehrer erinnerte, war ein braver, gutmüthiger Mann. Daß mir von seiner Rechnerei nichts in meinen, jedem mathematischen Denken abholden Kopf wollte, dafür konnte er nichts.

Digitized by Google

Wie oft saß ich in den ersten Wochen meiner Rastatter Studienzeit am Abend nach der Schule im kühlen Herbstwind auf dem Murgdamm, wie die Israeliten an den Flüssen Babels, und weinte. Die Thränen benetzten mein dünngestrichenes Butterbrod, das ich eben erhalten hatte, und über dasselbe hinaus in die flüchtigen Wellen sehend, träumte ich von der Heimath, von Vater und Mutter, von Berg und Thal und von den friedlichen Zeiten beim Kaplan.

O, wie hatte sich alles geändert in so kurzer Zeit! Mit welch' süßen Hoffnungen war ich nach Rastatt gezogen, und wie ward ich enttäuscht! Wenn ich mich nicht geschämt hätte, ich wäre auf und davon gelaufen und heim zum Vater und hätte ihn auf den Knieen angefleht, mich doch für ewige Zeiten in der Backstube zu lassen. So entsetzlich entleidet war mir das „Studiren", das Leben in der Fremde und die Behandlung am Lyceum.

Und wo fand ich allein für Augenblicke Trost? Ich zögere keine Sekunde, es offen zu sagen: Bei den Gesellen und Lehrbuben in der Schuhmacherwerkstätte meines Hausherrn. Und ich füge bei: „Honny soit qui mal y pense!" Sie waren die einzigen Menschen, welche, auch fremd, mich fragten und selbst erzählten über die Heimath und von allem, was das Denken an sie hervorruft. Von meinen Kindestagen her noch eingenommen für Schuhmacherei, vergaß ich, ihnen zuschauend, für kurze Zeit mein Elend. Bald griff ich auch zur Ahle, zum Hammer und zum „Drahtspitz" und fing zu schustern an. Ich habe es in den drei Jahren, da ich im Schusterhause weilte, so weit gebracht, daß ich meine Stiefel „flecken" und einen „Riester" ansetzen konnte. Selbst Sohlen hab' ich bisweilen aufgenäht. Und das alles frohen Herzens, wobei manches „Schul- und Heimweh" vergessen wurde.

Digitized by Google

Ich war oft so vertieft in die Schuhmacherei und die Gespräche mit den Schuhmachern, daß mir Meister Braun, der nie mehr auf dem Stuhle saß, sondern in der Stube zuschnitt, wiederholt durch das kleine Fenster, welches von der Wohnstube in die Werkstätte ging, rufen mußte, es sei Zeit zum Lernen.

So habe ich mir unzählige schwere Stunden bei diesen Leuten vertrieben und absolut nichts Böses von ihnen gelernt. Es ist mir nicht das Geringste der Art auch nur noch in der blassesten Erinnerung. Die Gesellen arbeiteten „auf Stück" und verköstigten sich deßhalb Morgens und Abends selbst. Ihr tägliches Brod ließen sie beim Bäckermeister Greil im „Dörfl", jenseits der Murg, holen, und manchmal mußte der jüngste Lehrjunge, Gervasius, ein dicker, guter Kerl aus Lichtenthal bei Baden und der Gesellen Diener, auch mir ein frischgebackenes „Groschenlaibchen" mitbringen, das ich dann unter meinen Pechfreunden mit königlicher Glückseligkeit verzehrte.

Ich will hier gleich noch eines gewöhnlichen Mannes gedenken aus meiner Quartanerzeit, der mir in jenen schlimmen Tagen manchen Zeitvertreib gewährte. Zwei Häuser unter dem unsrigen wohnte am Flußdamm ein Weber und bei diesem ein Hornist von den badischen Truppen, Namens Lorenz. In seinen freien Stunden stopfte er Vögel aus, wobei ich ihm sehr oft Gesellschaft leistete. Auch blies er mir bisweilen ein Stückchen auf seiner Trompete. Er hat so dem trübseligen Quartaner viele Stunden versüßt. Noch vor mir verließ er aber seine Wohnung an der Murg, und ich sah ihn nicht wieder, bis er mir fünfundzwanzig Jahre später als alter Postschaffner auf einem Dampfschiff des Bodensees wieder unter die Augen kam. Ich hatte ihn sofort erkannt, aber

Digitized by Google

alle Mühe, ihm das abgehärmte Studentlein wieder ins Gedächtniß zu rufen.

„Wo die Noth am größten, da ist die Hilfe Gottes am nächsten.“ An einem November-Nachmittag des Jahres 1852 wandelte ich die Schloßstraße herab und weinte. Ich kam eben aus der Schule, wo Lyceumslehrer Rauch mich armen Jungen wieder malträtirt hatte als den „dümmsten und lüderlichsten Gesellen“ [1]) der Klasse. Mir war das Leben entleidet. Als ich nun in dieser Stimmung an die Ecke des Pflugwirthshauses gekommen war, rief mir eine wohlbekannte Stimme von weitem zu: „Hainr, Hainr!“ Wer war's? Kein anderer Mensch als der „Peter“ welcher freudigen Schrittes den „Kapellenberg“ herab auf mich zukam. Er hatte ein Felleisen auf dem Rücken und befand sich auch „in der Fremde“. Seit vier Tagen hatte er mein Elternhaus verlassen und den Weg zu Fuß hierher gemacht. Er brachte Grüße von Vater und Mutter, zog sein ledernes Beutelchen und gab mir einen „Sechsbätzner“, den ihm der Vater für mich mitgegeben. Jetzt traten Freudenthränen in meine Augen, und der gute Peter erschien mir wie ein Bote des Himmels. All' mein Jammer war vergessen, auch das Verbot des Wirthshausbesuchs störte mich keine Sekunde. Flugs ward mit Peter in die nächste Bierbrauerei „Blasl“ gezogen, wo ich ihm Bier und „Käsebrod“, wie die Rastatter sagen, bezahlte und nach der Heimath fragte, als ob ich dieselbe schon zwanzig Jahre verlassen.

Als aber Peter endlich fragte, wie es mir gehe, da trat mein Elend wieder tiefschwarz vor die Seele. Ja es

---

[1]) Ein Lieblingsausdruck dieses „akademisch gebildeten“ Lehrers.

Digitized by Google

that mir noch weher als vorher. Ich dachte an den Sechsbätzner des Vaters, der offenbar ein Zeichen seiner väterlichen Liebe sein sollte — denn so viel Geld hatte er mir nie zuvor gegeben — und an das, was ich dem guten Vater dagegen bieten konnte: die sehr wahrscheinliche Aussichtslosigkeit meiner Studien. Peter konnte es fast nicht glauben, daß ich, daheim so gescheidt, jetzt so dumm geworden sein sollte. „Du duursch mi in d'r Säl[1]), Hainr!" sprach er, und als abermals die Thränen mich ergriffen, weinte der gute Mensch mit mir. Trüb und still gingen wir zusammen an den Bahnhof; Peter wollte noch mit dem Abendzug nach Karlsruhe.

O, wie beneidete ich den armen Bäckergesellen, als er nach treuherzigem Abschied davonfuhr! Wie gerne wäre ich damals mit ihm als Handwerksbursche durch die Welt gezogen, statt zu meinem Studienelend zurückzukehren.

Ich habe den guten Peter seit jener traurigen Stunde nie mehr gesehen. Es ging auch ihm schlecht auf der Wanderschaft. Der unscheinbare, schielende, schüchterne Bursche mochte an vielen Thüren verächtlich abgewiesen worden sein. Da kehrte er zurück auf den Dochbach, packte seine Habseligkeiten in einen Koffer und fuhr übers Meer.

Es waren mehr denn dreißig Jahre durch die Welt gegangen, als ich eines Tages einen Brief und Zeitungen aus Amerika erhielt. Beide waren vom „Peter", der Schriften von mir in amerikanischen Zeitungen besprochen gefunden und dieselben sich verschafft hatte. Er freute sich hoch, daß ich es doch noch „zu etwas gebracht hätte" und erinnerte an unsern schweren Abschied am Bahnhof in

[1]) Ich bedaure Dich in der Seele.

Digitized by Google

Rastatt. Er lebt als Bäckermeister in einem Städtchen des Staates Ohio, und es geht dem braven Menschen, wie ich höre, gut. —

In der Rastatter Unterquarta des Jahres 1852/53 fand sich unter den siebzehn Schülern gewiß keiner, der mehr gearbeitet hätte als ich, und dies unter erschwerenden Umständen. Mein Zimmerchen wurde zur Winterszeit des Abends weder geheizt, noch bekam ich eigenes Licht. Ich mußte mit den Weibsleuten der Familie am gleichen Tisch sitzen und, während sie nähten, spannen und schwatzten, meine Aufgaben machen, von 7 bis 10 Uhr. Meister Braun ging regelmäßig „zum Bier", und die Schuster arbeiteten bis 8 Uhr in ihrer „Boutique".

Wenn aber dann die Zeit der Ruhe für den geplagten Quartaner kam, so fand er sie doch nicht, weil das kleine Häuschen im Winter voll war von Mäusen, die ich fürchtete wie's Feuer, und die in der Nacht ihr störendes Unwesen im Zimmer trieben und selbst mein Lager nicht verschonten.

Die gute Großmutter hatte mir beim alten Allerweltskünstler Glücker, den ich in den Jugenderinnerungen erwähnt, ein Klavier gekauft und geschickt, nicht ahnend, daß es mir nicht ums Klavierspielen sei. Auf diesem Klavier brachte ich manchmal, auf der Flucht vor den Mäusen, die Nacht zu. Noch tönen mir bei dieser Erinnerung die nächtlichen Rufe der österreichischen Soldaten auf den Wällen und Bastionen jenseits der Murg im Ohre; denn ihr „Halt, wer da!" hörte ich in gar vielen schlaflosen Stunden jenes Winters.

Es kam Weihnachten und damit die ersten Ferien. Tag und Nacht hatte ich, je näher diese Zeit rückte, keinen andern Gedanken mehr als das Heimkommen, trotzdem

Digitized by Google

ich auf ein schlechtes Zeugniß zu hoffen hatte, nicht bloß vom Lyceum, sondern auch von meinen Pflegeleuten. Ich kam, wie fast immer in meinem Leben, mit den „Damen" des Hauses nicht aus, weil meine Haslacher Zunge so wenig schwieg als die Weiberzungen; zudem schmeckte mir nicht alles, was die Weiber kochten. Meister Braun aber hatte zu klagen, daß ich zu viel Taschengeld von ihm fordere. Das ging aber so zu:

Jeder Haslacher, wenigstens jeder normale, es gibt auch „verg'rathene", hat das Bedürfniß, für seine irdische Trübsal im Wirthshaus Heilung zu suchen. Diesem Zug des Erbherzens folgte ich bei Zeiten, und weil die Zahl meiner Trübsal Legion war, trank ich nicht selten einen „Schoppen". Da wohnte ein Mitschüler, der heutige Apotheker Schoch von Lichtenau, Jahre lang ein Fixstern am Himmel der liberalen Landboten Badens, bei dem Restaurateur Nußer, während ein anderer Mitschüler der Sohn des „Sternenwirths" war. Diese beiden besuchte ich öfters und trank mit ihnen bescheiden ein Schöpplein, verzehrte eine „Karlsruher Wurst" und vergaß meine elende Lage, wenigstens so lange ich aß und trank.

Alle diese Fehler und Schwächen stunden in einem Uriasbrief, den mein Hausherr mir mitgab an den Vater. Dazu kam mein Lyceumszeugniß, das, kurz gesagt, dahin lautete, daß ich der zweitletzte in der Klasse sei und es mir an allen Ecken fehle. Mit diesem „Christkindle" für die hoffnungsvollen Eltern kam ich heim. Ich weiß das Folgende noch so genau, als wäre es erst gestern passirt. In der Stube stunden der Vater und der Nachbar Basilius, der Färber, und schauten dem alten Metzger Kröpple zu, wie er eben von dem fürs Vaterhaus geschlachteten Schwein Leberwürste machte. Die Mutter trat gleich darauf aus

Digitized by Google

der Küche herein und brachte dem Wurstler noch einige Zuthaten.

Als ehrlicher Junge gab ich sofort alle meine Papiere hin; die Mutter las, der Vater las und der Basil las. Der brach das Schweigen zuerst mit den Worten an meinen Vater: „Gält', i hab der's g'sait, der Kärle word nint do dunte. B'halt'n deheim un nemme in Bachschtub, sonsch hesch in a paar Johr a Lump!" Vergeblich erzählte ich unter Thränen von meinem fleißigen Studiren, von der „Schinderei" durch die Lehrer, von den vielen, mir fremden Lehrgegenständen. Die Trostschoppen hatten den Stab über mich gebrochen. So kam zum alten Elend in der Fremde neues im Vaterhaus. Ich hatte traurige Ferien; der Vater würdigte mich keines Wortes während der ganzen Vakanz.

Der liebe Gott hat es doch gut gemeint mit dem jungen Menschenherzen, daß er es so stark gemacht hat in Ertragung von Widerwärtigkeiten. Ein Kinder- und Knabenherz bricht nicht, und an gebrochenem Herzen stirbt kein Kind und kein normaler Knabe. Erst die erwachsenen Menschen greift Noth und Elend, Kummer und Gram auf Leben und Tod an. So war auch mein Herz in jenen Tagen und Monaten stark und blieb es. Wenn ich noch so sehr die Armseligkeit meiner Lage fühlte und in Momenten gerne gestorben wäre, so gab ich mich doch nie ganz auf und trug mein Leid rüstig weiter.

Es wäre mir lieb gewesen, wenn ich nach diesem trostlosen Anfangserfolg mein Studium hätte aufstecken müssen; allein im „Schlafkollegium" bei der Großmutter ward anders beschlossen. Die beiden Frauen glaubten ihren Stolz beleidigt, wenn es im Städtchen geheißen hätte: „Schtadtwirths Heinrich het mer nit bruche kenne zuam

Digitized by Google

Schtudiere!" Die Großmutter vorab hatte starken „Corpsgeist". Drum ward verfügt, daß ich abermals nach Rastatt zöge, und dem Scheidenden wurden entsprechende Rathschläge in Menge eingepackt; unter andern auch der, Privatstunden zu nehmen, um doch ja mit Ehren fortzukommen.

So trat ich denn nach Neujahr wieder in die alten Sorgen ein. Ein Obersextaner, Steinbrenner, aus dem später selbst nichts geworden, und der nach Amerika ging, gab mir Extrastunden. Er wohnte in der „Saugasse", dem Haupt-Studenten-Viertel, und im gleichen Hause mit ihm, in einem elenden Zimmerchen im Hof, der Tertianer Hirn, Sohn eines Lehrers aus dem Dorfe Weiler bei Haslach. So oft nun meine Stunde zu Ende war, besuchte ich meinen Landsmann, dem es besser ging als mir, dessen ganzes Schulelend meist daher kam, daß er sich nicht auch für Tertia gemeldet hatte, wo er mit seinem schlechten Volksschulsack eher zu Streich gekommen wäre. Die Philisterin des Sextaners und des Kinzigthälers war eine alte Wittwe mit ihrer ebenfalls bejahrten Tochter. Die letztere holte uns Jungen jeweils aus der nahen Bierbrauerei Kolb eine Flasche Bier. Wir beide plauderten dabei von der Heimath und von den Bauern des Dorfes Weiler, die ich alle kannte. So war ich für eine Stunde wieder selig. Dann wandelte ich dem Rohrersteg zu, saß zwischen „Tag und Licht" bei meinen Schustern, bis die Zeit kam, neben den Weibsleuten meine Studien zu beginnen.

Der Winter ging, das Frühjahr kam, ohne daß ich an Ostern bedeutende Fortschritte gemacht hätte; ich war nur vom Zweit- zum Drittletzten avancirt und brachte so einen schlechten „Osterhas" nach Hause. Ich selbst war's jetzt gewohnt, einer der dümmsten in der Klasse zu sein,

Digitized by Google

während Vater, Mutter und Großmutter sich tröſteten mit dem Schimmer von Hoffnung, der in dem einen Schritt lag, mit welchem ich mich vom Letzten entfernt hatte. Daß im Avanciren aber noch nicht der Sieg liegt, ſollte ſich ſpäter nur zu klar erweiſen.

Vom Sommer 1853 ſind mir noch zwei Dinge, die außerhalb der Schule ſpielten, lebhaft in der Erinnerung: Die Gründung einer kleinen Kneipgeſellſchaft von Unterquartanern und mein erſter Beſuch in der Weltſtadt Baden-Baden. Was ein ordentliches Bier- und Kneipgenie werden will, muß ſich bei Zeiten entwickeln. Und ſo hatte ich von den erſten Tagen meines Raſtatter Aufenthaltes an einen unwiderſtehlichen Drang nach Bier und nach Bierhäuſern. In dieſem Sinne gewann ich einige Mitglieder zur Errichtung einer Verbindung. Es waren darunter von den beſten und von den ſchlechteſten Schülern der Klaſſe. Unter den erſtern Schoch und Holder, der jetzige Hofbibliothekar in Karlsruhe, beide durch ihre Leiſtungen in der Schule mich um ſo viel übertreffend, als ich länger war denn ſie. An Körpergröße aber übertraf ich faſt die zwei Kleinen, wenn man ſie auf einander geſtellt hätte. Unter den letztern, den ſchlechteſten, war ein Muxel aus Baden, ein Friedmann aus Raſtatt und meine Wenigkeit. Wenn ich mich recht erinnere, häkelte uns eine Schweſter des Friedmann die „Corpsbänder" aus gefärbter Baumwolle, das Stück zu ſechs Kreuzer.

Unſere Kneipe ſchlugen wir im Salmen auf, drunten an der Murg, am Eingang in das Gebiet der „Schwabengaſſe". Die Salmenwirthin hatte am Werktag blutwenig Gäſte und räumte uns gerne in der Rückſeite des Hauſes ein geräumiges Zimmer ein zu unſeren heimlichen Zuſammenkünften an den freien Nachmittagen des Mittwoch

Digitized by Google

und Samstag. Da schlich dann einer um den andern, wenn die Spaziergänger auf dem Murgdamm sich verlaufen, herbei, und bald saß das Kollegium beisammen. Die Corpsbänder wurden „angezogen", die Cigarren angezündet und geraucht, gesungen und getrunken, als ob wir das größte Recht dazu hätten. „Wir fühlten uns!"

Wie an lauen Sommerabenden in stillen Teichen die Frösche behaglich ihr monotones Lied quaken und der Lindenbaum am Ufer hin mit den Zweigen dazu nickt im Abendwind, so freuten wir „Frösche" uns in dem von der Außenwelt abgewandten Gemach; der Lindenbaum aber war die Salmenwirthin, welche wohlwollend nickend unter den lustigen Fröschen[1]) stund.

Dabei waren wir „mindere Brüder" aus der Schule weit fideler als jene, welche in der Klasse prosperirten, und wir sangen aus vollster Kehle:

Und des Weltalls Kummer und Sorgen,
Sie gingen an ihnen vorbei.

Bei mir fing in jenen Tagen der Galgenhumor zu keimen an. Wenn ich auch am Morgen in der Schule geweint hatte, im Salmen ward gejubelt und gescherzt, als wäre ich der erste in der Klasse. Oft ging ich dann gen Abend mit dem kleinen Holder heim, schrieb ihm seine elegant gefertigten „Präparationen" ab und ließ mir von ihm eine Uebersetzung vorkonstruiren; aber es wollte eben nicht Tag werden in meinem Kopf. Am andern Morgen, trotz allnächtlichen Studirens und frühen Aufstehens, war ich eben wieder der „dumme Hansjakob". Ebenso hat

[1]) Frosch wird bekanntlich der Student des Gymnasiums (Lyceums) von den Akademikern genannt; das Gymnasium aber heißt Teich.

Digitized by Google

Schoch mir manchmal Begriffe aus der Arithmetik und Geometrie beibringen wollen, aber da war erst recht nichts. Ich habe in meinem Leben nie auch nur den ersten und einfachsten Beweis aus der Geometrie verstanden.

Mit dem Schlusse des Schuljahres ward unser „Corps" aufgelöst. Muxel und Friedmann, die das gleiche unten zu besprechende Schicksal traf wie mich, wandten sich dem Handwerk zu; Schoch ging in eine Apotheke und denen, die nach Oberquarta kamen, verging bald jede Freude. Warum, werde ich später melden, wenn die Würde eines Oberquartaners einmal an mich gelangt sein wird. —

An Pfingsten 1853 machte ich meinen ersten Ausflug nach Baden auf Einladung meines Leidensgefährten Muxel, der Tags zuvor schon heimgereist war. Den Begleiter und Führer auf dieser Fußpartie über Ebersteinburg und das alte Schloß machte mein Hausfreund, der Schusterjunge Gervasius, welcher nach seiner Heimath Lichtenthal wollte.

Um 4 Uhr des Morgens ward aufgebrochen. Vor dem „Niederbühler Thor" gesellte sich zu uns der Knecht des Hofapothekers, der mit demselben Plan, wie wir, umging. Ich bin all' mein Lebtag mit „gemeinen Leuten" gerne umgegangen, deßwegen haben meine Schriften, um mit dem „Württembergischen Staatsanzeiger" zu reden, auch eine „so stark demokratische Basis", und so wandelte ich mit dem Apothekersknecht und dem Schuhmacher auf „al pari" lustig bergan.

Der erstere war ein köstlicher Kerl. Weil sein Beruf ihm auferlegte, die Apothekerwaaren seines Herrn in einem Mörser zu stoßen, wußte er eine Menge lateinischer Namen, die mir wildfremd klangen, so daß ich zu dem Glauben kam, der Knecht gäbe einen besseren Quartaner ab als ich. Er sprach mir beharrlich zu, „Medizin" zu studiren, während

Digitized by Google

ich mäuschenstill war über meine Zukunft; denn es durchzogen mich Ahnungen, es könnte nichts Studirtes aus derselben herauskommen. Es war gut, daß wir bald in der „Rose" zu Ebersteinburg anlangten, wo uns Essen und Trinken auf andere Gedanken brachte; denn mir ging es in jenen Tagen, so oft ich vom Fachstudium hörte, wie dem Gehenkten, dem man vom Hause des Seilers erzählt.

Weder die Ruine Eberstein noch das alte Schloß imponirte mir, sondern vorab der herrliche Wald, der von Ebersteinburg nach Baden führt, und die Sicht von jenem Dorfe in die Lande weithin. Die Natur hat von meinen Kindestagen an stets mein Herz gehabt und hat es in meinen alten Tagen noch; ja sie bekommt es täglich mehr, weil sie allein von allem Irdischen ewig treu und ewig schön mitten im Wechsel, in der Armseligkeit und in den Täuschungen des Menschenlebens sich uns präsentirt.

Auch von Baden gefiel mir lediglich seine wunderbare Lage; die Stadt selbst, ihre Brunnen, Bäder und Gasthäuser konnten mich nicht begeistern. Nur zwei Dinge machten einen bleibenden Eindruck auf meine Knabenseele. Das eine war das berühmte Kruzifix auf dem alten Kirchhofe und das andere die Göttin der Gerechtigkeit auf dem Amthause der Stadt. Warum letztere, die ich hier zum ersten Male sah, solchen Effekt auf mich machte, ist mir heute noch unerklärlich. War es eine Ahnung meines Geistes, daß ich im Leben mit der Gerechtigkeit so stark in Konflikt kommen und dereinst ihr „Märtyrer" werden sollte? Sicher ist, daß ich in mir die erste Erinnerung an Baden-Baden nie wecken kann, ohne im Vordergrunde jene Dinge zu schauen.

Mit meinem Kollegen Muxel, dessen Vater, mein' ich, Kupferschmied war, bummelte ich den Tag über in den

Digitized by Google

Straßen der Stadt herum und verzehrte zwischen hinein meine paar Kreuzerlein in den Bierhäusern. Den vielen vornehmen Menschen gegenüber, die an mir vorüberwandelten, kam ich mir vor wie der arme Lazarus an den Pforten des reichen Prassers. Dies fühlte ich beim Scheiden noch mehr. Da mein Quartaner-Beutelchen nicht auf die Badener Preise eingerichtet war, hatte ich am Abend kein Geld mehr, auch nur um von Oos nach Rastatt fahren zu können, und es mußte der weite Weg zu Fuß gemacht werden. Mit einer Rastatter Maurersfamilie, welche ich vor Oos draußen traf, trabte ich über das öde Dorf Sandweier ziemlich abgehärmt der Festung zu.

Wer mir an jenem Pfingstabend gesagt hätte, es käme die Zeit, wo ich in einem der schönsten Häuser der Stadt Baden, bei meinem Freund Max Reichert, wohnen, Champagner trinken und Delikatessen genießen dürfte, den hätte ich für einen Märchenerzähler aus „Tausend und eine Nacht" gehalten. —

Zu den Hintermännern meiner Klasse gehörten auch der schon genannte Eisele aus Ettlingen und ein Weick aus Freiburg. Mit ihnen mußte ich einmal im Sommer von 12—1 Uhr in der Schule bleiben. Wir hatten beim Lyceumslehrer Rauch ein Gedicht zwar auswendig gelernt, aber nicht in dem von diesem Herrn damals schon scharf accentuirten preußischen Dialekt hersagen können, weil diese Sprache den badischen Menschen in jenen Tagen noch nicht so geläufig war wie heute.

Als der Lyceumsdiener uns eingeschlossen und in seinem kratzbürstigen Kaiserstühler Idiom[1]) das obligate „So, hab' ich wieder einige Vögel" — zugerufen hatte, beriethen wir drei, was wir anfangen wollten, wenn der

[1]) Schill war aus Oberbergen am Kaiserstuhl.

Digitized by Google

nahende Schluß des Schuljahres uns zum „Repetiren“ verurtheilen sollte. Eisele, ein alter, breiter Knabe mit einem Sokrateskopf und schlotternden Knieen, entschied sich für Eintritt in die Weberei und Spinnerei seiner Vaterstadt, und Weick, ein schlanker, blasser Jüngling, der mit der Zunge etwas anstieß, sprach die Absicht aus, zu den Dragonern sich wenden zu wollen. Ich getraute mir nicht, ohne Wissen der Eltern einen Plan zu machen, und erklärte: „Ich gehe heim, und dann sollen sie mit mir machen, was sie wollen.“ Alle drei haben, als die Katastrophe eintrat, ihre Entschlüsse zur Ausführung gebracht[1]).

Schon mehrere Tage vor der offiziellen Vertheilung der Zeugnisse ging in der Klasse das Gerücht, es müßten sechs Mann sitzen bleiben. So war ich schon etwas vorbereitet, als der 23. August des Jahres 1853 herankam. An diesem Tage, einem Dienstag, fand in der Schloßkirche, welche, dem Lyceum gegenüber liegend, unser ständiges Gotteshaus war, der feierliche Schlußgottesdienst statt. Der geistliche Professor Nicolai stimmte das Tedeum an; mir aber war's nicht ums Singen, denn nach dem Tedeum sollten die Zeugnisse vertheilt werden. Wie ein armer Sünder schritt ich aus der Kirche meinem Klassenzimmer zu. Gleich darauf juckte Professor Donsbach daher mit — den Endurtheilen. „Was dumme und faule Buwe gewesen sind, die müssen sitzen bleiben.“ Mit diesen Worten fing er die Vertheilung an. Beim dreizehnten begann das Repetiren, und ich war der vierzehnte, abermals um einen avancirt, aber das Schicksal hatte mich doch erreicht. „Hansjakob“, sprach der Professor, indem er mir mein Zeugniß gab, „du kannst das Studiren aufstecken, sonst mußt du

[1]) Weick starb vor Jahren schon als Zahlmeister beim Militär; von Eisele hab' ich später nie mehr etwas gehört.

Digitized by Google

noch heirathen auf dem Lyceum, so alt wirst du!" Die Mitschüler lachten, und ich starrte weinend in mein Todesurtheil, das da lautete: „Muß repetiren."

Es gibt Augenblicke im Menschenleben, in denen wir unsern ganzen Seelenzustand, getrennt vom Leibe, als Objekt vor uns haben, und zu solchen Momenten gehört jener, da ein fleißiger und strebsamer Schüler es schriftlich vor sich hat, daß er unfähig sei zum Weiterkommen. Mein volles seelisches Elend lag, während ich in mein Zeugniß schaute, gleichsam in dem Raum zwischen dem verhängnißvollen Papier und mir Unglücklichem.

O ihr alle, die ihr schon von dem Loose des „Repetirens" betroffen worden seid oder es noch werdet, ich kenne eure Situation und versichere euch als einstiger Leidensbruder meiner vollsten Sympathie!

Ihr Eltern aber, denen ein Repetent am Schlusse des Schuljahres heimkommt, verurtheilt den armen Knaben nicht, nehmt ihm nicht durch Schimpfen und Schelten alles Ehrgefühl und alle Hoffnung; denn auch aus einem „Sitzenbleiber" kann noch etwas Rechtes auferstehen!

Man hüte sich überhaupt in den Kreisen der Eltern und Lehrer, einen Knaben nach seinen erstjährigen Leistungen zu beurtheilen. Manchen Menschenkindes Talent liegt tief in der Seele Grund; es will und muß Zeit haben, bis es an die Oberfläche kommt. Es gleicht einem Samenkorn, das lange in der Erde ruht, bis es keimt. Andere schießen früh ins Kraut und sterben frühe ab. Wer Kresse säet, hat in acht Tagen was Grünes, aber bis eine Eichel zum Boden herausschaut, geht's lange. Die erstere gibt nur einen Salat, die letztere aber einen Eichbaum.

Ich habe viele Studenten gekannt, die in den unteren Klassen excellirten und in den oberen, wo es ans Denken

Digitized by Google

ging, als Esel paradirten und es fürs ganze Leben geblieben sind. —

Sechs Stunden nach Verkündigung des Urtheils lag an der schönen, weißen Landstraße, welche von Offenburg aus das Kinzigthal durchzieht, oberhalb des Dorfes und Schlosses Ortenberg ein junger Mensch weinend im Schatten eines Apfelbaumes, sein Haupt auf das „Ränzchen", in dem einige Habseligkeiten waren, in tiefer Trauer niedergelegt. Die Augustsonne brannte glühendheiß auf das Land ringsum, aber heißer noch sengte das Weh im Herzen des armen Quartaners und Repetenten, der ermattet von Elend und Hitze auf der Heimreise hier niedergesunken war.

Da kam des Weges ein junger, blonder Herr und sah das Studentlein, welches bei seiner Annäherung sich erhoben und, so gut es ging, die Augen ausgewischt hatte, um nicht nach dem Grunde seiner Thränen gefragt zu werden. Das Woher und Wohin hatte sich bald ergeben, und weil der Herr bis Gengenbach den gleichen Weg machen mußte, lud er mich ein, ihn zu begleiten.

Als er bemerkte, daß ich müde und elend sei, nahm er mir mein Ränzchen ab und trug es selbst. Im Weitergehen frug er mich über mein Studium, in welcher Klasse ich sei, was ich studiren wolle u. s. w. Er stellte seine Fragen so milde und hatte durch seine freundliche Hilfeleistung bereits mein Herz so gewonnen, daß ich nicht umhin konnte, ihm meine ganze Lage unter Thränen zu schildern.

Alles vom Anfang an, von den Kaplanstagen und vom Rentmeister-werden-wollen bis zur Katastrophe des Repetiren-müssens entquoll meinem hoffnungslosen Innern. Schließlich zog ich mein Zeugniß aus der Tasche und präsentirte es dem theilnehmenden Manne, und da er in

Digitized by Google

demſelben meinen Fleiß als gut bezeichnet las, machte er mir alle Hoffnung, munterte mich auf, nicht abzuſtehen, es werde ſicher noch gelingen, ich ſähe keineswegs aus wie ein Menſch ohne Talent.

So rückten wir in das Städtchen Gengenbach ein, wo mein Begleiter als Arzt wirkte. Er verließ mich aber auch hier nicht ſofort, ſondern führte mich in den „Badiſchen Hof" zum Bier und erquickte mich nicht bloß mit troſtreichen Worten, ſondern auch mit Gerſtenſaft und Schweizerkäs. Herzlichen Dankes voll nahm ich Abſchied von meinem Wohlthäter — der kein anderer war als der vor Jahren in Konſtanz geſtorbene Oberſtabsarzt a. D. Flaig — und wandelte in den Abend hinein, thalaufwärts.

Je näher ich aber, zwiſchen den lieblichen Bergen an der Kinzig hin vorwärts ſchreitend, der Heimath kam, um ſo kummerhafter ward ich wieder. Oberhalb Steinach tönten die Abendglocken der Vaterſtadt das Thal herunter und griffen in mein Herz ſo voll der Wehmuth, daß ich abermals zu weinen anfing und weinend weiterwankte.

Vor dem Städtchen, am Kirchhof, lief mir mein jetzt längſt todter Schulkamerad Rudolf Holzer entgegen. Er hatte von der Mutter erfahren, ich würde heute eintreffen, und da er, unter Tags als Schreiber beim Amtsreviſor fungirend, Abends gerne luſtwandelte, wollte er mich auf der Straße willkommen heißen. Sein erſtes Wort, nachdem er mich gegrüßt, war eine Trauerbotſchaft. Es kommt ja ſelten ein Unglück allein. „Dein Vater", ſprach er, „iſt ſchwer krank, man hat einen Profeſſor von Freiburg kommen laſſen." Von dieſer trüben Kunde weiter redend, gelangten wir zum Vaterhaus in dunkler Nacht.

Die Mutter war beim Vater, den ich nicht ſehen durfte; er lag in Phantaſien. In der Stube führte die Großmutter

Digitized by Google

das Szepter. Kein Menſch hatte am erſten Abend Zeit, nach dem Reſultat meiner Studien zu fragen; alles war um den todkranken Vater beſchäftigt.

Seitdem ich „Student“ geworden, hatte mir die Großmutter ein eigenes Zimmerchen in ihrem Haus eingeräumt, in welchem ich während der erſten Studienjahre in den Ferien ſchlief. Am Morgen nach meiner Ankunft trat die Ahne bei Zeiten in mein Gemach und erzählte, daß der Vater eine ſchlechte Nacht gehabt und ſie bald an ſeinem Aufkommen zweifle. Sie fügte bei: „Jetzt wär's am End' do beſſer gſi, Du wärſch Beck wore; d' Muatter hätt' derno a Schtütz!“ „Großmutter,“ erwiderte freudig der Quartaner, „ich kann noch Bäcker werden; denn mit dem Studiren iſt's doch nichts. Ich muß repetiren.“ Als ich ihr das Wort Repetiren erklärte, ſchlug ſie die Hände zuſammen und ſprach — ich höre ſie heute noch —: „Ums Himmels wille, Bua, het Di d'r Gaiſcht Gottes ganz verloſſe, unn iſch all' mi Bätte umſonſcht gſi! Di Großvatter iſch d'r g'ſcheidſcht Mann gſi im ganze Kinzigdaal unn Du ſchlechſch [1]) ſo uß d'r Aart!“ —

Ich bewies ihr meine Unſchuld und zeigte ihr im Zeugniß, daß Fleiß und Betragen gut wären, was weitere perſönliche Vorwürfe abhielt. Gemeinſam wallten wir dem Vaterhaus zu, wo der Mutter die Hiobspoſt mitgetheilt wurde. Wenn ein Menſch recht tiefen, tiefen Kummer bereits hat, ſo kommt's ihm nicht darauf an, wenn auch noch ein zweites Unglück ihn ergreift. So nahm auch die Mutter meine Niederlage mit ziemlicher Apathie auf. Einſtweilen bekam ich Befehl, in die Backſtube zu wandern. Hier hantirte an des Vaters Stelle der alte „Huſacher-

[1]) ſchlägſt.

Digitized by Google

Beck", dem selbst das Mehl längst ausgegangen und der von Husen nach Hasle gezogen war. Ich ward jetzt sein Bäckerknecht in manch' langer Nacht.

Der Mann war das Phlegma und die Langweile zu Pferd. Seine Rede kroch im Schneckengang vom Munde weg, und ebenso lahm war seine Arbeit. Ich hatte traurige Tage in jenen Ferien. Der Vater fortwährend bewußtlos, todkrank, meine Zukunft düster, die Backstube dunkel und freudelos, im Hause alles wie todt, und neben mir die meiste Zeit des Tages und der Nacht die trübselige Gestalt des Husacher-Becks. Meine Kameraden floh ich; denn sie redeten vom „Studiren", und davon wollte ich nichts hören aus guten Gründen.

Mitten in dieser Situation begegnete mir, um das Maß des Elends vollzumachen, noch ein leichtsinniger Streich, den ich im Leben nie vergessen werde. Eines Tages erschien in meiner Vaterstadt ein Rastatter Mitschüler, Gramlich aus Muggensturm. Er war glücklicher Oberquartaner und machte eine kleine Ferienreise. Ich lud ihn ein, den Tag bei mir zu verbringen, und mit ihm und mit des Haslacher Accisors Peter, der in Ettlingen im Lehrerseminar prosperirte, ward ein Ausflug unternommen auf das „Husacher Schloß". Dies, eine Ruine aus alter Zeit, eine Stunde oberhalb Hasle gelegen, bietet prächtigen Blick auf Berg und Thal; zu seinen Füßen liegt das stille, graue Städtchen Hausach, nach dem die Fürsten von Fürstenberg heute noch den Titel führen „Herren von Husen im Kinzigthal".

Es war ein lieblicher September-Nachmittag, als wir drei Studiosi, d. h. ein Oberquartaner, ein Seminarist und ein Repetent und Halbbäcker, von dem verwitterten Gemäuer des einstigen Schlosses herabschauten auf die sonnen-

Digitized by Google

beglänzten Fluren und Wälder. Doch die Tage der Knabenzeit waren nicht mehr. Wenn ich damals auf Bergen und Burgen umhergeklettert war, erquickten ein Stück Brod, einige Aepfel oder eine Schüssel Milch den genügsamen Knaben. Heute mußte im Wirthshaus die Poesie begraben werden, die ich oben ins Herz aufgenommen.

Tief drunten, unter der Burgruine, lag die Bierbrauerei des „Speckenhans". Der Speckenhans aber war in den fünfziger Jahren berühmt im ganzen Thal als der beste Biererzeuger. Herren und Bauern sangen sein Lob und tranken sein Bier. Bei ihm kehrten die drei „Auch-Studenten" ein und wollten die Studenten spielen im Trinken. Lustige Gesellschaft war schon da. Hochzeitsmusikanten, die gestern im benachbarten Bergdorf Einbach aufgespielt, versoffen unter Anführung ihres Kapellmeisters, des Scheerenschleifers von Hasle, ihren Spiellohn und machten Musik dazu.

Wenn ein Mensch schweren Gram hat und diesen für Augenblicke vergißt, so wird derselbe alsbald mit Macht wieder hervortreten, wenn er heitere Musik hört. So schlugen auch die Spielleute bei mir die dünne Wand durch, welche sich zwischen meine Seele und den Kummer um meine Existenz gelegt. Ich sah jetzt die zwei glücklichen Kameraden vor mir und mich in meiner ganzen Unfähigkeit, etwas Rechtes zu werden. In dieser Stimmung griff ich — das erste und das letzte Mal im Leben — zum Bierglas in der Absicht, meine Sorgen zu betäuben. Die andern tranken aus Lust und ich aus Unlust, und schließlich waren alle drei schön betrunken. Ich habe dem Gambrinus als Student viele und schwere Opfer gebracht, aber nie, wie damals beim Speckenhans unter der Burgruine von „Husen" — aus Verzweiflung.

Digitized by Google

Von der abendlichen Bierstube bis zum frühen Morgen im Zimmerchen bei der Großmutter wußte ich nichts mehr. Erst später erfuhr ich, daß der „Eichenwirth" von Hausach, der meine Herkunft durch den Scheerenschleifer erfahren, uns drei, unfähig zum Gehen, habe heimführen lassen. Freund Gramlich, der noch einige Hohllichter von der Vergangenheit hatte und bei mir übernachtet war, nahm in aller Frühe „Reißaus", ohne sich bei der Großmutter zu verabschieden [1]). Meiner allein harrte ein streng Gericht, obwohl es in meinem Innern schon genug richtete; denn es war mir am andern Morgen noch viel elender zu Muth, als da ich aus Unmuth zu trinken angefangen hatte.

Ich ging hinab ins Vaterhaus und bat um ein Frühstück. Es ward mir von der Großmutter verweigert; sie sammelte vielmehr alle meine jüngeren Geschwister, an der Zahl sechs, um mich, der ich an einer Tischecke mich niedergelassen hatte. Tisch und Platz sind heute noch unverändert, wie in jener schweren Stunde. Die brave Muhme aber begann vor diesen Geschworenen: „Do b'schaut den Schandpfohl von unserer Familie. Geschterd z' Obe [2]) henn sie en heimbrocht im gräschte [3]) Rusch. Der Vater isch uf den Tod krank, und der Bua a Lump. Er isch a Lump und blibt a Lump, sonscht könnt er in denne Umständе kei so Schandstreich mache!"

Verhüllten Angesichtes ließ ich alles über mich ergehen; denn ich fühlte meine Schuld so sehr, daß ich nicht mehr weinen, sondern nur aus tiefster Seele stöhnen konnte. Aus ihren Augen verwies mich sodann die Großmutter,

---

[1]) Beide Gefährten jenes Tages sind seit vielen Jahren todt. Gramlich starb als Pfarrer und Peter als Eisenbahnbeamter.

[2]) Abend. [3]) größten.

Digitized by Google

und nüchtern mußte ich mit dem „Hufacher-Beck“ auf den „Brüel“ [1]), um Oehmdgras dürr zu machen. Mein Mitarbeiter, in Figur und Rede ein halber Falstaff, kam auch auf mein gestriges Unglück zu sprechen und suchte mich mit folgenden Worten zu trösten: „Deß muß Di nit kränke; bim Speckehans het scho mancher a Rusch g'holt.“

Die nächst kommenden Tage meines jungen Lebens wurden immer trüber. Das Ende der Ferien nahte. Bäcker zu werden schämte ich mich eigentlich doch, weil ich im ganzen „Städtle“ von meinem Studiren zu viel Rumor gemacht hatte in den Kaplanstagen, und nach Rastatt zu gehen und in meiner ganzen Länge zu noch kleineren Schülern zu sitzen als im vergangenen Schuljahr, schämte ich mich abermals. Zu alledem wußte ich nicht, wie Mutter und Großmutter, die mich jetzt keines Wortes mehr werth hielten, sich entscheiden würden.

Der Vater lag immer noch besinnungslos, und die Aerzte umstanden hilflos sein Lager. Da nahm die Mutter ihre Zuflucht zur „Altenheimer Wunderdoktorin“, einer protestantischen Bäuerin, welche jeden Samstag zu Offenburg in der „Wieden“, einem Wirthshaus, zu sprechen war. Diese verhieß, ihre „Sympathie“ spielen zu lassen; aber die ganze Familie sollte mitwirken, und diese Mitwirkung bestund darin, daß wir acht Tage lang bei Wasser und Brod strenge fasten und dazu eine bestimmte Anzahl Gebete verrichten mußten.

Wir Kinder thaten's alle mit Freuden, dem Vater zu lieb. Ich erinnere mich aber noch lebhaft, wie starken Hunger ich litt und mit welcher Begierde ich das Stück Schwarzbrod Mittags und Abends verzehrte. Meine gute

[1]) Ein Gewannname.

Digitized by Google

Haltung während dieſer Bußübung hatte mir das Herz von Mutter und Großmutter wieder gewonnen. Die Bäuerin von Altenheim hatte, was richtig eintraf, prophezeit, der Vater werde nicht ſterben, aber auch nie mehr ganz geſund werden. Daraufhin beſchloß die Mutter, die Bäckerei aufzugeben und mich nicht Bäcker werden zu laſſen. Ich ſei außerdem noch zu jung, um ihre Stütze zu ſein; man probire am beſten nochmals das Studiren. Mir war's eigentlich auch recht; denn ich ſchämte mich weniger, wieder in Raſtatt zu erſcheinen, als daheim bleiben zu müſſen. Ich zog die kleinere Schande der größeren vor.

Die fromme Großmutter wollte aber noch übernatürliche Mittel anwenden, damit ein „beſſerer Geiſt" in mich käme. Ich mußte, trotz ihrer früheren Verſicherung, mich nicht mehr mitzunehmen, eine Wallfahrt mit ihr machen nach dem zwei Stunden von der Heimath entfernten Städtchen Zell am Harmersbach, wo die Muttergottes „zur Ketten" verehrt wird. Unter Beten und Predigen der guten Ahnfrau langten wir in der Wallfahrtskirche an, und ich betete ſo lange und ſo andächtig, als es mir möglich war. Die Großmutter war zufrieden und kehrte voller Hoffnung für mich von der Wallfahrt heim. Wenige Tage darauf rückte ich wieder gar kleinlaut in Raſtatt ein.

Als mich Profeſſor Donsbach am erſten Morgen in der Klaſſe ſah, wo ich 25 neue Schüler und drei Mitrepetenten getroffen hatte, rief er hellauf: „Sichſt'de, der Hansjakob iſch e widder do, der laßt ſich nit abtreiwe!" Ich mußte auch dieſen Spott hinnehmen von dem alten Gecken. Mehr denn zwanzig Jahre ſpäter, er war ſchon penſionirt, humpelte er einmal nach einer Sitzung des Landtags auf einer Straße Karlsruhes auf mich zu und gratulirte mir, daß ich, ſein Schüler, es zum Abgeordneten und

Digitized by Google

Schriftsteller gebracht hätte. „Es ist eben doch hie und da gut, Herr Professor," meinte ich, „wenn man sich nicht so leicht ‚abtreiwe' läßt", und erinnerte ihn mit allem Humor an obige Redensart. —

Doch jetzt ging's in der Schule bald anders. Es begann allmählich zu tagen in meinem Kopfe, die Gegenstände waren mir nicht mehr so wildfremd, und mein größter Gegner unter den Lehrern, der Lyceumslehrer Rauch, war aus der Klasse gewichen und hatte dem ebenso jungfräulich schönen als milden Lehramtspraktikanten Maier Platz gemacht. Schon an Weihnachten war ich der sechste unter 28 Schülern, und frohen Muthes saß ich den Winter über wieder unter den Weibern des Hauses Braun und bei seinen Schustern. Aber „die Katze läßt das Mausen nicht, wenn sie es einmal angefangen", und so wurde auch im Stillen wieder öfters „gekneipt". Die Biergenies vom vorigen Jahre waren aber nicht mehr in der Klasse. Meine Kollegen in der Bierbrauerei Siebert im „Dörfel" wurden jetzt einige Soldaten aus der Vaterstadt und den umliegenden Thälern.

Mit meinen Mitschülern hatte ich keinen ständigen Umgang, und wenn ich auch öfters mit einzelnen verkehrte, so waren es meist die „minderen Brüder" und meist geborene Rastatter. Zu diesen gehörten mein lustiger Freund Heinrich Hirschmann, jetzt Rasirer in seiner Vaterstadt, und Karl Weber, später Schneider, heute aber Villenbesitzer und Rentier in Freiburg. Auch einige Söhne Israels fanden sich unter ihnen, so der stille Leopold Edelschild, immer vor sich hinträumend wie ein Gelehrter des Talmud, und der gesunde, handelskräftige David Maier, beide aus der Schwabengasse. Sie führten mich auch zum ersten Mal in eine Synagoge.

Es hat mich, obwohl sozial Antisemit, nicht wenig

Digitized by Google

gefreut, als im Sommer 1892 ein ſtarker, großer, fremder Mann in mein Haus trat und ſich mir vorſtellte als David Maier, jetzt Lederhändler in Straßburg.

Der Erſte unter uns in der Klaſſe und in der Eleganz des Auftretens war der 1882 verſtorbene Regierungsrath Feſenbeckh, Sohn eines Militärbeamten. Er wohnte unweit von mir an der Murg in einem ſchönen Hauſe. Ich ſah ihn bisweilen auf dem Murgdamm, aber der blaſſe, feine Karl paßte zu mir wie ein Kanarienvogel zu einer Waldkrähe.

Mein Heimweh hatte ſich mehr und mehr verloren. Aber gleichwohl ſchaute ich an den Donnerſtagen, wo Raſtatt Wochenmarkt hat, fleißig nach, ob keine Haslacher Fruchthändler da wären. An der nördlichen, rechten Ecke der Pfarrkirche hatte ſtets Meiſter Braun ſeine Schuhe feil, und ihn fragte ich zuerſt, wenn um elf Uhr die Schule aus war, ob er keine Haslacher geſehen; dann fahndete ich auf ſie im „Karpfen“ oder in den „drei Königen“. Am meiſten traf ich die Fruchthändlerin Neumaier vulgo „die wüſte Neumaierin“, ein Mannweib, das mir manchen Schoppen bezahlt und manche Neuigkeit aus dem „Städtle“ gebracht hat in jenen Tagen, und das ich deßhalb gar ſchön fand.

Die Ferien dieſes Schuljahres 1853—54 wurden durch meine günſtige Stellung in der Schule jetzt auch beſſer. Ich kam aber während derſelben in einen ſüßen Schlendrian, den ſelbſt die andauernde Krankheit des Vaters und der dadurch bedingte Rückgang unſerer Familie nicht weſentlich zu ſtören vermochten. Der Vater konnte zwar wieder ſtehen und gehen, aber er war und blieb für immer ein gebrochener Mann. Die ganze Laſt des Hausweſens ruhte auf der Mutter. Dieſe predigte jedoch tauben Ohren, wenn ſie mir von ihrem Kummer ſprach. Ich

Digitized by Google

wanderte den ganzen Tag über in Feld und Wald, lag im Herbst halbe Tage lang auf den Aepfel- und Zwetschgenbäumen und ließ fünfe g'rad sein. An Sonntagen aber ward mit meinen alten Schulkameraden in die Bierhäuser gezogen und Kegel gespielt. Die Bäckerei war im Vaterhause eingegangen, und so hatte ich keine Nebengeschäfte mehr. —

Ich muß hier ein Lob des weiblichen Geschlechtes einschalten. Meine Schwestern, sämmtlich jünger als ich, halfen der Mutter ihre Sorgen tragen mit all' ihren schwachen Kräften, und während ich in alleweg den „Bruder Leichtsinn" spielte, hatten sie tiefes Verständniß für die Lage der Familie. Es kränkte sie deßhalb jeweils sehr, wenn die Mutter bei meinem Weggang noch die schönsten Aepfel des Gartens in eine Kiste packte und mir mitgab. Sie glaubten, dieselben eher verdient zu haben als ich.

Ich war und blieb eben, trotz all' meines Leichtsinns, der Stolz und die Hoffnung meiner braven Mutter. Und gar oft danke ich unserm Herrgott dafür, daß er mir geholfen hat, die Hoffnung der Schwergeprüften nicht zu täuschen. —

Beim Schlusse des zweiten Quartaner-Jahres war ich der Dritte gewesen, und doch trat ich mit trüben Ahnungen in die Oberquarta; denn hier war der indeß zum Professor avancirte Lyceumslehrer Rauch Chef der Klasse.

Mein Vorgefühl hatte mich nicht getäuscht: das jetzt kommende Jahr wurde für mich das trostloseste meiner ganzen Studienzeit. Rauch war ein Tyrann gegen alle seine Schüler; er hatte seit Jahren manchen verzweiflungsvoll aus seiner Klasse und aus dem Lyceum vertrieben, manchen, der heute ein tüchtiger Beamter oder Kirchendiener wäre, so aber unterging im Leben. Es waren damals die

Digitized by Google

Jahre der politischen Reaktion in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, und deßhalb konnte sich jener Lehrer alles erlauben gegen seine Schüler; Klagen verhallten wirkungslos.

Wie ein Tataren-Häuptling unter seine Feinde, so stürmte er jeweils in das Klassenzimmer, wo wir alle, sammt und sonders, ihn erwarteten, als ob er käme, um unser Todesurtheil zu fällen. Auf seine Stunden hatten wir eine Angst, als ob ein Henker käme, um uns zur Folterbank zu führen. Einer von uns, jetzt badischer Medizinalrath, ein ebenso fleißiger als begabter Schüler, bekam vor Aengsten jeweils das „Herzwasser" und mußte das Zimmer verlassen. Er erhielt deßhalb den Cerevis-Namen „Wässerle".

Nicht eine Sekunde ließ Rauch einem Schüler Zeit, um sich auf eine von ihm gestellte Frage zu besinnen. Sofort brüllte der kleine, stämmige, kahlköpfige, wildäugige Professor unter seinem Schnurrbart hervor: „Der Folgende, lüderlicher Geselle!" und so sauste es durch alle Bänke hindurch, wobei er jedem einen Strich in seinem Notenbuch machte. Wenn er aber jeden Schüler malträtirte, so bekam ich die Quintessenz seiner Tyrannei.

Man kann im Leben oft die Erfahrung machen, daß kleingewachsene Menschen die großen nicht leiden können. So hatte auch der kurze Rauch auf mich lang aufgeschossenen Jüngling einen Haupthaß. Ich mochte meine deutsche oder lateinische Aufgabe noch so gut gelernt haben, ich war und blieb eben immer der faule, lüderliche Geselle. Ja es kam vor, daß er mir am Ende der Stunde Arrest diktirte, trotzdem die sämmtlichen Mitschüler bezeugten, ich hätte ja seine Fragen alle richtig beantwortet oder das zu Memorirende buchstäblich hergesagt.

Wir mußten alles, was wir aus Cäsar und Ovid

Digitized by Google

überſetzten, wörtlich auswendig lernen, eine unſinnige Schinderei, die jetzt noch graſſiren ſoll. Wenn die römiſchen Klaſſiker wüßten, wie die jungen Germanen, ſtatt den Geiſt und die Schönheit der Alten kennen zu lernen, mit Formenkram und Buchſtabendienſt geplagt werden, ſie würden ſich im Grabe umdrehen über die barbariſche Schulmeiſterei, der ihre Werke verfallen ſind. Auf dieſe Art werden Hunderten die Klaſſiker entleidet; ſie ſind froh, wenn ſie nichts mehr davon hören und ſehen müſſen, und verkaufen bei ihrem Weggang vom Gymnaſium ſelbſt die Bücher, welche ſie ja nur an Qual und Folter erinnern.

Dem Himmel ſei Dank, daß er mir wenigſtens zwei oder drei vernünftige Philologen auf meinen Studienweg ſandte, ſo daß ich heute noch der klaſſiſchen Studien im großen und ganzen mit Freuden gedenken kann.

Mein einziger Troſt in jenen Tagen als Oberquartaner war ein Mann, der ſonſt bei ſeinen Schülern ob ſeiner Strenge und ſeiner harten Formen verhaßt war, ein Mann, der allein die Urſache wurde, daß nicht auch ich, wie viele vor mir, dem Studium Lebewohl geſagt habe, um den Quälereien des genannten Lehrers zu entgehen. Dieſer Herr aber war kein anderer als der gefürchtete Lyceumsdirektor Schraut, von den Lyceiſten damals allgemein „Etzel“ genannt. Die Schüler der oberen Klaſſen hatten ihm dieſen Namen gegeben, indem ſie ſeine Härte mit der des Hunnenkönigs Attila (Etzel) verglichen. Schon um dieſes einen, von mir in vollem Maße verehrten Mannes willen ſollte ich die Preußen lieben; denn er war ein Rheinpreuße, im Jahre 1850 von Neuß, wo er Rektor des Progymnaſiums geweſen, nach Raſtatt berufen.

Schraut war ein Philologe von Gottes Gnaden, und wenn auch nicht frei von rheinpreußiſch-philologiſcher

Digitized by Google

Silbenstecherei, so trieb er dieselbe doch im höchsten Grade geistreich und originell und wurde daneben der innern Schönheit der lateinischen und griechischen Sprache vollauf gerecht.

Als er nach Rastatt kam, traf er von seinem Vorgänger und von der eben beendigten Revolution her an der Anstalt manchen Schlendrian, dem er scharf zu Leibe ging, wodurch er sich bei Lehrern und Schülern unbeliebt machte. Er hatte dabei einen Fehler, den ich mit ihm theile: er war sehr sanguinischen Temperaments, darum jähzornig, und in diesem Zustand maß er namentlich seine Worte nicht recht ab. Er schimpfte in den kräftigsten Zügen und redete dabei den Delinquenten nur per „Er" an.

Ich habe den Mann zu lieb und halte, im Gegensatz zu fast allen seinen Rastatter Schülern, sein Andenken zu hoch in Ehren, sonst würde ich eine Sammlung seiner originellen Schimpfereien anfügen. Sie würden Shakespeares gleichartigen Redensarten nahe kommen. Daß er Hagestolz war und blieb, trug jedenfalls viel zu seinem menschenfeindlichen Wesen bei.

Aber abgesehen von diesen berechtigten und unberechtigten Eigenthümlichkeiten war der Direktor Schraut ein Mann von eminentem Geiste, von tiefstem philologischem Wissen und für den gelehrigen und aufmerksamen Schüler ein ganz vorzüglicher Lehrer. So schlimm manchmal seine Zunge hauste, so gut war sein Herz, wenn es Ernst galt. Ich habe mit manchem talentarmen Kameraden das Lyceum absolvirt, keinen von ihnen hat der Direktor in den oberen Klassen vom Studium vertrieben, sie alle wurden promovirt und gelangten zu einer Existenz. Hierin war der Professor Rauch gerade sein Widerspiel. Bei diesem kam alles aus bösem Herzen, bei Schraut aber aus gutem.

Digitized by Google

Der Direktor hatte beschlossen, mit Beginn des Schuljahres 1854/55 einmal von Oberquarta an bis zur Obersexta ein und derselben Klasse den griechischen Unterricht zu ertheilen. Zum Glück bei allem Unglück traf mich jenes Jahr als Oberquartaner. Ohne diesen Entschluß des Direktors wäre ich sicher zu einem Handwerk heimgekehrt. Schon nach den ersten Stunden hatte er mich lieb gewonnen und blieb mir, trotz meiner späteren Streiche, stets gewogen, solange ich am Lyceum weilte. Manchmal, wenn er Nachmittags vom „Kreuz", wo er speiste, zum Lyceum hinaufschritt, während ich bangen Herzens den gleichen Weg in die Klasse des Professors Rauch machte, legte er mir seinen Arm auf die Schulter und ging so mit mir bis zum ersten der alten Lindenbäume vor der Anstalt, mich tröstend und ermunternd. Er wollte oder konnte den Tyranneien unseres Klassenlehrers nicht entgegentreten; aber mehr als einmal ließ er mir durch den alten Schill Speise anbieten, wenn ich über Mittag Arrest hatte oder er besuchte mich und trocknete mit freundlichen Worten meine Thränen.

Als ich im Frühjahr 1855, übersatt der steten Cujonagen, den Meister Braun zum Direktor schickte, um ihm meinen Abgang von der Anstalt und meine Rückkehr in die Heimath anzukünden, da war Schraut es, der mit aller Macht gegen diesen Entschluß auftrat. „Der Junge hat entschiedenes Talent, und wenn es erst später kommt. Schreiben Sie seinen Eltern, seinem Willen ja nicht nachzugeben", so sprach er unter anderm zu meinem „Philister". Mich selbst brachte er durch die Aussicht auf eine bessere Zukunft und dadurch, daß er mir die Befürchtung nahm, noch einmal repetiren zu müssen, zum Bleiben. Aber es war noch eine heiße, thränenreiche Zeit, bis das Qualjahr zu Ende ging.

Digitized by Google

In der neuesten Zeit pflegen Schüler, die vom Lehrer sich malträtirt glauben, zur Pistole zu greifen. Wenn ich keinen andern Beweis dafür hätte, wie sehr seit dreißig Jahren unsere Jugend an moralischem Fond verloren hat, so wäre diese eine Thatsache Beweis genug. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß heute kein Schüler mehr traktirt wird wie wir damals in der Oberquarta, aber an Selbstmord auch nur zu denken, wäre keinem von uns eingefallen. Ein solcher Gedanke lag uns unendlich ferner als dem Herzen unseres Klassenlehrers die Milde, und die war himmelweit von ihm weg. Wir hätten uns nicht einmal getraut, dem Wütherich auch nur die Fenster einzuwerfen, so große Dulder waren wir.

Noch einen Lehrer muß ich erwähnen, den ich in Oberquarta bekam und behielt bis zu Ende meiner Gymnasialstudien. Es war der Professor Eisinger. Ehedem Volksschullehrer, hatte er spät die akademischen Studien ergriffen und sich zum höhern Lehrfach heraufgemacht. Er gab von Oberquarta an in allen Klassen den naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht in bester Art.

Kein Lehrer an der ganzen Anstalt wußte sich so durchweg, ohne jede Blöße, die Achtung der Schüler zu verschaffen, wie Eisinger. Ein großer, schmaler Mann mit unschönen, ernsten Gesichtszügen, machte er nicht den gewinnendsten Eindruck. Ein Anflug von Heiterkeit überkam ihn nur, wenn er bisweilen einen trockenen, in der Regel etwas derben Witz losließ. Vor seinen Schülern stund er wie ein Gardefeldwebel vor Rekruten; aber es war nicht die Angst vor dem Tyrannen, das jene erfaßte, sondern der Respekt vor dem tüchtigen Lehrer. Leider waren und blieben die meisten seiner Fächer meine größte Schwäche;

Digitized by Google

ich lernte seine Aufgaben nur mechanisch, dem Gedächtnisse nach, ihm zu lieb, aber ohne jedes innere Verständniß. In den obersten Klassen, wo ich unter die ersten zählte, brachte ich es nie zur Note gut in Mathematik und Naturlehre. Gut ging's nur in der Naturgeschichte.

Schon in den zwei ersten Klassen des Lyceums war deßhalb meine Vorliebe für den zukünftigen „Rentmeister" geschwunden, als ich gelegentlich einmal vernommen, daß dessen Hauptberuf nicht das Chaisenfahren sei, sondern das Rechnen, meine Hauptschwäche.

In diesem Sommer der Oberquarta kam ich zum zweiten Male nach Baden-Baden. Mein Vater hielt sich einige Zeit dort auf, um Heilung zu suchen. Er wohnte bei einem Buchbinder Laile, dessen Häuschen ich jetzt noch jedesmal mit Wehmuth anschaue, so oft ich in die Bäderstadt komme. Auch dieser mein zweiter Besuch war kein freudiger. Ich traf den Vater als eine Ruine dessen, was er gewesen, und auch Badens Thermen konnten ihm nicht helfen. Er konnte nicht einmal nach Rastatt kommen, um sich nach meinen Verhältnissen umzusehen, was mir übrigens lieb war.

Ich wohnte nun bald drei Jahre in dem kleinen Hause am Rohrersteg und war ein himmellanger Bursche von achtzehn Sommern geworden, hatte an Körperlänge gewaltig, an Weisheit und Liebenswürdigkeit aber gar wenig zugenommen Ich kam nun mit den Weibsleuten des Hauses gar nicht mehr aus, wollte Abends nicht mehr in ihrer Gesellschaft studiren, mir von der Tochter nicht mehr das Vesperbrod vorschneiden und von der Mutter nicht mehr predigen lassen. Meister Braun nahm sich zwar als trefflicher Landsmann und Haslacher oft meiner an den Weibern gegenüber, aber bei seiner regelmäßigen abendlichen Abwesenheit brach eben das Feuer immer wieder aus.

Digitized by Google

Zudem war es einsam geworden auf dem Murgdamm: der Trompeter hatte seine Wohnung längst gewechselt, und von meinen Schusterjungen und Freunden in der Werkstätte war ein und der andere ebenfalls von dannen gegangen.

In dem Nachbarhäuschen herbergte jetzt ein alter, geisteskranker Bauersmann aus der Gegend von Bruchsal mit seinen stillen Töchtern. Der Vater hatte beim Festungsbau sein Vermögen verspekulirt und sich „hinterdenkt"; trübsinnig und unheimlich saß er tagelang am Fenster, und aus den Zügen seiner Kinder las man nichts als Kummer und Sorge. Im Dachstübchen über dieser Familientrauer aber trieb die ganz närrisch gewordene Schwester meiner Hausfrau ihr Wesen. Sie schrie und schimpfte buchstäblich unaufhörlich Tag und Nacht zu ihrem Fenster hinaus über Gott und die Welt. Das alles trug noch weiter dazu bei, mir den Aufenthalt am Rohrersteg zu entleiden. Und so beschloß ich denn, vom nächsten Schuljahr an ein anderes Quartier zu suchen.

Die Herbstferien kamen. Ich war unter zwölf Schülern der siebente, hatte in der griechischen Sprache beim Direktor die Note gut, in der lateinischen beim Tyrannen mittelmäßig und deßhalb in der letzteren Sprache eine Nachprüfung „im Styl" zu machen. Ich bin fest überzeugt, ohne die Vermittlung des Direktors hätte ich abermals repetiren müssen. Aber noch war es möglich, mich im Nachexamen durchfallen zu lassen. Wer weiß, dachte ich, den untern Gang des Lyceums mit meinem Zeugniß durchwandernd, was der Kalmückenhäuptling im Schilde führt? Da kam vom zweiten Stock herunter der Direktor auf mich zu und sprach: „Junge, daß Du mir wieder kömmst; übersetze während der Ferien täglich ein Pensum aus Krebs, und dann garantire ich Dir für Unterquinta."

Digitized by Google

Getrost ging ich der Heimath zu und befolgte getreulich seine Mahnung. Jeden Tag ward ein „Styl" gemacht Morgens in der Frühe. Die übrige Zeit gehörte Feld und Wald, den Werkstätten der Nachbarn und alter Schulkameraden und — dem Bierhaus.

Alle Ferien meiner Studienzeit hab' ich einen großen Theil des Tages in Gottes freier Natur zugebracht und, wie einst als Knabe, die Berge und Wälder durchstreift. An Regentagen und in den ersten Stunden des Nachmittags weilte ich, solange die unteren Klassen des Lyceums mich ihren Schüler nannten, gerne in den Werkstätten der alten Nachbarn oder älterer Jugendfreunde, die bereits Meister ihres Handwerks waren. So saß ich namentlich oft bei meinem Freunde Ruf, dem Schreinermeister in der Vorstadt. Er hatte nach der Revolution vor den Preußen flüchten müssen und längere Zeit in der Schweiz gelebt, war außerdem sehr belesen und im Besitz eines ächten Sokrateskopfes. So hatte er das Zeug und wußte immer etwas zu erzählen. Am liebsten politisirte er und machte dann in Republik.

Sein Gegentheil war mein weit älterer Freund, des „Herre-Jochems Baschtian", der kleine Schlosser. Er sprach gar nichts, hörte immer seinem Besuch zu, lächelte still und feilte unverdrossen weiter. Er war einer jener in Haslach höchst seltenen Menschen, die kein „gutes Mundstück" haben, und insofern hatte er aus der Art seiner Vaterstadt geschlagen. Eine kindliche Natur all sein Leben lang, blieb er als Greis noch die gleiche, gute, stille Seele, und ihm galt das Wort des Heilandes: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich" — hüben und drüben.

Heute sind beide Freunde längst todt. —

Digitized by Google

Noch sind mir aus den Oberquarta-Ferien zwei sich ganz entgegengesetzte Ereignisse in lebhafter Erinnerung: der erste und letzte öffentliche Tanz in der Heimath und eine Wallfahrt zur Muttergottes nach Triberg.

Es war eine Hochzeit im „Löwen"; die Mutter mußte aus Verwandtschaftsrücksichten auch dazu, und ich sollte sie am Abend abholen. So sehr ich in meiner Knabenzeit für die Hochzeiten auf dem Lande schwärmte, wo ächte und rechte Volksmusikanten ihr Wesen trieben und Männlein und Weiblein mit Sträußen verziert waren, ebensowenig konnten mich jemals die gleichen Festlichkeiten „im Städtle" interessiren.

Die Haslacher haben sonst viel Volksthümliches und Poetisches im Leib, aber bei ihren Hochzeiten ging es ihnen völlig verloren. Es geht dabei „städtisch", d. i. nobel, steif und neumodisch her. Nur eines haben sie noch gemein mit den Bauern des Thales: es muß jedes ordentliche Hochzeitsessen „Bratwürste, gebeiztes Fleisch und Nudeln" enthalten, sonst kömmt die ganze Geschichte in Verruf. Das wäre ärger als ein trennendes Ehehinderniß kurz vor der Trauung.

Mich brachte nur das Versprechen der Mutter, mir auf den Abend eine Bratwurst zu reserviren, zur Hochzeit. Nachdem diese vertilgt war, verfügte ich mich auf den Tanzboden und schaute zu. Da überkam mich, was mir später nur noch einmal im Leben passirte, die Lust, auch zu tanzen. Doch mit den mir gleichalterigen Mädchen wagte ich nicht, dies zu thun, eingedenk meiner stümperhaften Leistungen auf der in meinen „Jugenderinnerungen" erwähnten „Hopfendarre" des Kanonenwirths. Da stund, ich sehe sie heute noch, einsam und allein in einer Ecke des Saales das Frauchen des Sattlers Alexander Sandhas,

Digitized by Google

meines ältern Freundes[1]), die Tochter des „Giger-Michels“, den ich in meinen Knabenjahren allzeit fuhrwerken gesehen mit einem rothen Ochsen. Die engagirte ich, und mit der tanzte ich den ersten und letzten „Hochzeitstanz“ meines Lebens. Es war ein „Schottisch“. Ich habe einige Jahre darauf noch einen einzigen Tanz auf einer Kirchweihe gethan, fern von der Heimath, aber nach dem römischen Sprichwort: „Nemo saltat sobrius“ [2]), wie ich noch berichten werde.

Auffallend ist, daß ich im Tanzen ein so elender Stümper war, während das Turnen meine beste Leistung am Lyceum in Rastatt wurde. Schon als Quartaner erhielt ich einen Preis für gymnastische Leistungen und blieb fortan der erste Turner in der Klasse. —

Meine Eltern und vorab die Großmutter besaßen ein unerschütterliches Gottvertrauen. Als deßhalb die Badekur dem Vater nichts geholfen hatte, wurde für seine Genesung eine Wallfahrt beschlossen. Diesmal nach Triberg, wo die Muttergottes „zur Tanne“ ein altes, vielbesuchtes Heiligthum hat, und wo mein mütterlicher Großvater, der „Wälder-Xaveri“ [3]), als Sohn eines armen Drechslers geboren war.

Aus einer Tanne hörten vor Jahrhunderten österreichische Soldaten wiederholt eine Stimme und fanden in derselben ein Marienbild, dem heute die Wallfahrtskapelle von Triberg, droben am Walde, geweiht ist. Schon Prinz Eugenius, der edle Ritter, verehrte diese für den Schwarzwald so sinnig passende „Maria zur Tanne“.

---

[1]) Siehe in meinen „Wilden Kirschen“ das Kapitel „Die Sandhasen“. [2]) Niemand tanzt, solange er nüchtern ist. [3]) Siehe in meinen „Schneeballen“ die Erzählung „Der Eselsbeck“.

Digitized by Google

Ich sollte den Vater begleiten und der sechsstündige Weg zum größern Nutzen zu Fuß gemacht werden. Leider war unsereinem bei dieser Wallfahrt der Ausflug nach dem mir bis jetzt unbekannten Waldstädtchen wieder die Hauptsache. Aber der gute Vater trug mehr Rücksicht auf ein junges, weltfrohes Menschenkind als einst die Großmutter auf dem Weg nach Einsiedeln.

Ich mußte unterwegs nicht beten, sondern durfte ungestört Berg und Thal bewundern. Ja, während der Vater, nachdem wir unser Ziel erreicht, am späten Abend noch einige Zeit und den folgenden Morgen ganz in der dunkeln, mir unheimlichen Wallfahrtskirche zubrachte, schickte er mich selbst weg, mir Land und Leute zu besehen. So kletterte ich denn am rauschenden Wasserfall hinauf, saß stundenlang auf den Felsen am Tannenwald und schaute in die tosenden Wellen und hinab in das damals noch einsame und menschenleere Städtchen. Die Krankheit des Vaters machte mir in diesen Stunden wenig Kummer.

Es ist dies eine Erscheinung, die man oft im Leben beobachten kann, daß junge Leute, namentlich vom männlichen Geschlechte, sich in ihrer Seelenstimmung wenig beeinflussen lassen von den Leiden der Familie. Ich halte dies gar oft für eine besondere Gnade, die dem jugendlichen Menschenherzen verliehen ist. Was würde aus manchem Menschenkinde werden, wenn früher Kummer und Gram seine Lebensfreudigkeit abtödten würden! Der liebe Gott weiß, daß es später noch Gelegenheit genug gibt, dem armen Sterblichen zu zeigen, daß er im „Thale der Zähren" wohne, und hat deßhalb dafür gesorgt, daß das Herz der Jugend so stark ist wie ihr Magen, der ohne Beschwerden alles verdaut.

Noch erinnere ich mich, daß der Vater und ich im

Digitized by Google

Auftrag der Großmutter eine Base in Triberg besuchten. Sie war eine Verwandte meines mütterlichen Großvaters. Diese Muhme, eine fromme und vermögliche Jungfrau, die ihre meisten Tage in der Wallfahrtskirche zubrachte, fragte mich gleich, ob ich „Geistlicher" werden wolle, in welchem Falle sie mir in ihrem Testament ein „Namhaftes" aussetzen würde. Ich konnte und wollte ihr dieses Versprechen aber nicht geben, worin mich mein Vater, jedenfalls der Vernünftigste der Hansjakobschen Familie seit hundert Jahren, bestärkte. Ich konnte froh sein, daß Mutter und Großmutter nicht dabei waren; denn einmal erwarteten beide mit Zuversicht, daß aus mir ein Pfarrer werde, und dann verlieren Weibsleute, wenn sie vom Erben hören, in der Regel den Verstand und versprechen Tod und Teufel. So kam ich um das erste und letzte „große" Erbe meines Lebens.

Doch ließ mich die Triberger Base nicht ganz leer ausgehen. Zwei Jahre später, zu einer Zeit, da ich dem Gambrinus all' meine Habe zum Opfer brachte, sandte mir ein Notarius fünfzig Gulden als Vermächtniß der indessen verstorbenen Jungfrau. Es war die Bedingung daran geknüpft, „wenn ich je Priester werden sollte, für ihr Seelenheil zu beten".

Ich weiß nicht, wem und wohin sie sonst ihr Geld „vermacht" hat, aber das weiß ich, daß keiner ihrer Erben so selig war wie ich, als mir die fünfzig Gulden in mein dünnes Lyceisten-Beutelchen flogen wie einem Hungrigen die gebratenen Tauben des Schlaraffenlandes in den leeren Magen. Aber ich dachte damals lediglich ans Trinken und nicht ans Beten. Später jedoch dachte ich daran, und bis heute erfülle ich gar oft den Wunsch der frommen Gottesbraut von Triberg, die mir jedenfalls Tausende

Digitized by Google

vermacht hätte, wenn sie bestimmt gewußt, daß dereinst ein armseliger Landpfarrer und ein noch armseligerer Schriftsteller aus dem Wallfahrtsknaben hervorgehen würde. —

Einige Tage, ehe die Ferien abgelaufen, verließ ich die Heimath; denn bevor die Schule begann, hatte ich nicht nur mein Nachexamen zu bestehen, sondern auch noch ein neues Quartier zu suchen. Meister Braun, der meine Gründe wohl einsah, war mir gar nicht böse, als ich ihm mein Scheiden eröffnete, und die Weibsleute im Hause herzlich froh, mich loszubekommen.

Ich fand alsbald eine neue Wohnung und Verköstigung in der im nächsten Kapitel näher zu beschreibenden „Studentenkaserne". Auch mit dem Examen ging es gut. Professor Rauch nahm mir dasselbe auf seinem Zimmer ab. Er wohnte, damals noch Junggeselle, im Hause der Wittwe Gaß neben der Post. Milde schienen die Strahlen des letzten Septembertages anno 1855 in des Tyrannen Gemach, als ich dasselbe betrat. Und milde, wohl weil der Direktor mit ihm gesprochen, war auch heute einmal sein steinern' Herz; er machte es gnädig und erklärte nach einer Stunde mich als promovirt nach Unterquinta.

Wenn eine arme Seele aus Dantes „Fegfeuer" für immer in den Himmel versetzt wird, kann sie unmöglich glücklicher sein als ich, da ich das Haus obiger Wittwe verließ mit dem Bewußtsein, für meine ganze folgende Studienzeit befreit zu sein von dem Wütherich der Oberquarta, dessen „Tyrannis" gottlob über diese Klasse nicht hinausging. —

Ehe wir aber die Quarta verlassen und in Quinta und die Kaserne einziehen, muß ich Abschied nehmen von

Digitized by Google

Meister Braun und seiner Frau, meinen Pflegeeltern in den trübsten Tagen meiner Gymnasialzeit.

Der Schuhmachermeister Braun zählte unter jene nicht seltenen Haslacher, welche ihren Beruf verfehlt haben, d. h. zu etwas Besserem geboren gewesen wären. Er hatte unendlich mehr Verstand, als zum Beruf eines Schuhmachers gehört, und der erste Blick auf ihn bewies dies hinlänglich. Wenn er in Gala auftrat, mit Steghosen und Cylinder, hatte er den Typus des reinsten Diplomaten aus älterer Zeit: blaue Augen, schöne, gebogene Nase, glattes, wohlgenährtes Gesicht, zurückgestutzten, ächt diplomatischen Rundbart und die Haare à la Titus frisirt. An Bildung und Belesenheit ragte er weit über seinen Stand hinaus und ging etwa parallel mit meinem Jugendnachbar, dem Strumpfstricker. In einem Glaskasten seines kleinen Schuhladens prangte das Brockhaus'sche Konversationslexikon, dessen Lektüre er in freien Stunden emsig oblag. Als ächter Haslacher war er religiös und politisch aufgeklärt. Doch hatte er in der Revolution Verstand genug, den Konservativen beizutreten. Ein äußerst sorgsamer Familienvater und thätiger Geschäftsmann, dazu eine heitere Haslachernatur, verdiente er vollauf das Prädikat eines braven Mannes und liebenswürdigen Menschen. Sein Andenken steht bei mir in vollen Ehren.

Wir sahen uns, nachdem ich sein Haus verlassen, nur noch an Donnerstagen, wenn er an der oberen Kirchecke seine Waare feilhielt und ich auf dem Wochenmarkt umherbummelte. So oft wir uns aber erblickten, hatte er stets freundliche Worte für seinen Mit-Haslacher.

Zum letzten Male traf ich ihn am 1. Juni des Jahres 1870, nachdem ich den ganzen Mai auf der Festung Rastatt als Staatsgefangener gesessen war. Ich

Digitized by Google

wollte die Stadt nicht verlaſſen, ohne meinen erſten „Philiſter“ und Landsmann beſucht zu haben. Als gebrochener Greis ſaß er auf einem Kanapee im Laden; hellauf leuchtete ſein Geſicht, als die große, ſchwarze Geſtalt ſich ihm zu erkennen gab. Seitdem ich als luſtiger Studio Raſtatt Lebewohl geſagt, hatten wir uns nicht mehr geſehen. Er wunderte ſich, wie er mir ſofort erzählte, daß aus mir ein Geiſtlicher geworden, wunderte ſich aber nicht, daß ich es bereits auf die Feſtung gebracht. „Denn“, meinte er, „Sie haben allezeit ein böſes Maul gehabt.“ „Aber“, fügte er hinzu, „das iſt mir unbegreiflich, wie ein Haslacher ultramontan werden kann!“ Heitern Muthes ließ ich mir all das ſagen und ging, betrübt über den nahenden Tod des braven Mannes, von dannen. Bald darauf iſt Meiſter Braun in die Ewigkeit gegangen.

Seine Frau hat vor ihm das Zeitliche geſegnet. Sie war eine ächte und rechte Schuhmachersfrau geweſen, dabei eine gute Mutter und Wirthſchafterin, hatte trotz ihrer Korpulenz eine ſehr bewegliche Zunge, wie ſie den Weibern im und am Raſtatter „Dörfl“ nie fehlt, und ſchnupfte neben rühriger Arbeit fleißig aus ihrer Doſe. Ihre Mußeſtunden verbrachte ſie auf dem obengenannten Kanapee, wo ſie, in der einen Hand das „Schnupftuch“, in der andern die Doſe, in ſtillem Frieden das Gäßchen hinaufſchaute, welches den Rohrerſteg mit der Hauptſtraße verbindet. Mir hat ſie mehr denn einmal prophezeit: „Heinr, aus Dir wärdt meiner Läbtag nix!“ Und ſie hatte recht. —

Digitized by Google

Der Quintaner.

Am Abend des 1. Oktober 1855 machten die Schuſtergeſellen und die Lehrbuben am Rohrerſteg früher Feierabend, um mir den letzten Liebesdienſt zu erweiſen. Sie transportirten meinen nußbaumenen Koffer und mein Klavier hinab zu den „rothen Häuſern“ in die „Studenten-Kaſerne“, womit mein Umzug dahin vollzogen war. Den Namen der Studenten-Kaſerne trug das Haus des Metzgers Walter am Gewerbsplatz, weil in ihm ſtets eine größere Anzahl von Lyceiſten ihr Quartier und ihre Koſt hatte.

Dieſes Haus war zur Zeit, als ich in dasſelbe eintrat, ein wahrer Mikrokosmus im Makrokosmus, eine Welt im kleinen, und verdient es, ſeiner Originalität wegen einmal ſchriftſtelleriſch behandelt zu werden. Es lag an der Grenze des „Kalabrich“, jenes berüchtigten Stadtviertels, das einſt italieniſche Arbeiter für ſich errichteten, als ſie, meiſt Kalabreſen, von 1692—1712 für Ludwig von Baden, den Türkenbeſieger, das herrliche Raſtatter Schloß erbauten.

An der Vorderfront des Walterſchen Hauſes liegt der Gewerbsplatz, zu meiner Zeit ein lucus a non lucendo; denn die einzigen Gewerbsleute waren in jenen Tagen der Bücherjude „Schaſef“, ferner ein Bierbrauer ohne eigenes Bier und der Metzger Walter, der nie mehr Fleiſch hatte, als er für ſeine Studenten brauchte.

Digitized by Google

Die Rückseite unserer Kaserne bestrichen der langweilige Murgdamm und dessen Kastanienbäume. In diesem Flügel lag meine Bude, deren Kreuzstöcke so nieder waren, daß ich durch sie bequem mit einem Schritt meiner langen Beine von der Murgstraße aus im Zimmer stund. Durch den Hofweg von meiner Kammer, die noch einen „Alkoven" und gesonderten Eingang hatte, getrennt, befand sich eine ganz gleiche Wohnung, damals von dem lustigen Untersextaner Ambros Müller aus Untergrombach, vulgo Bummler, später Pfarrer in Grafenhausen auf dem Schwarzwald, eingenommen.

Im Innern des Hofes, der nach alter Römerart auch wohnlich verbaut war, erschien abermals rechts und links je eine Klause für „Studenten". Die eine beherbergte einen kleinen Sekundaner, den ich alsbald als „Fuchs" benutzte, um mir Bier und Cigarren zu holen. Er war der Sohn eines Lehrers Reinhart aus Mörsch und starb schon vor Jahren als Pfarrer.

In der andern aber lebten die zwei Dioskuren Karl und Wilhelm Bunkofer, Söhne eines Regierungs-Registrators in Karlsruhe, die einzigen Gerechten unter den studentischen Bewohnern der Kaserne. Da sie meine Mitschüler in der gleichen Klasse waren und mir vielfach meinen Leichtsinn erleichterten, werde ich noch des nähern auf sie zu sprechen kommen.

Gegen den Gewerbsplatz hin, auf der Vorderseite des Hauses, hausten eine Treppe hoch die zwei Untersextaner Pfaff und Weindl, der letztere auch der „schöne Wilhelm" geheißen, und der Obersextaner Gutgesell[1]). Diese drei

[1]) Pfaff ist heute ein alter Postsekretär, Weindl längst todt und Gutgesell Pfarrer in Niederschopfheim bei Offenburg.

Digitized by Google

bildeten in ihrem ganzen Auftreten, wenn wir in der Kasernensprache reden wollen, die Nobelgarde, Bummler und ich vertraten die „leichte Kavallerie“, die beiden Bunkofer hielten ständig „Zimmertour“, und der Sekundaner spielte den kleinen Marketender.

Im untern Stock vorderer Front hatte die Familie Walter ihren Sitz. Ihr Haupt, der Metzger Walter, war ein an Schwermuth leidender Mann, der nicht zehn Worte in der Woche sprach und stumm und still, die Hände auf dem Rücken, den Tag über im Hof auf- und abging. Die Frau, eine ächte, rührige Rastatterin, leitete die ganze Wirthschaft; als Gehilfen und Gehilfinnen standen übergenug Söhne und Töchter ihr zur Seite; denn die Zahl der Kinder war sehr groß, von jedem Alter und Geschlecht.

Am besten sind mir die vier erwachsenen Töchter noch in der Erinnerung, von denen die zweitälteste, „das Resele“, die von den „salonfähigen“ Studenten die gefeiertste war. Salonfähig waren aber nur jene, welche ihr Mittagessen in dem Arbeitszimmer der jungen „Damen“ einnahmen, und dazu zählten nur die drei Nobelgardisten und die zwei leichten Reiter. Wir fünf neigten uns vor dem Theresele, wie die Garben der Söhne Jakobs vor der des Josef, und unter allen ältern Lyceisten ward ihre Schönheit gepriesen. Sie war eine volle, junonische Gestalt, „schwarzäugig und schwarzlockig“, mit schmachtendem, südlichem Gesichtstypus.

Ein Untersextaner, Wieser aus Bruchhausen, der die Studien am Lyceum verlassen und nach Karlsruhe auf die Kunstschule gezogen war, kam während meines einjährigen Aufenthaltes in die Kaserne, um das Resele zu porträtiren. Es saß im Zimmer Bummlers, und gar oft hab' ich dabei zugeschaut und Original und Porträt verglichen.

Digitized by Google

Ich war zwar der längste, aber der jüngste und der Klasse nach der unterste von den „Salonfähigen“ und mußte deßhalb in der Galanterie dem „schönen Wilhelm“ und dem süßen Andreas Pfaff den Vorrang lassen. Aber an Sonntag Abenden, wo die „kneipfähigen“ Sextaner ins Bierhaus gingen, war ich allein der „Hahn im Korb“ und saß dann unter den Nymphen der Kaserne und verübte allerlei gescheidte Redensarten, wie sie bei derartigen Gelegenheiten seit Menschengedenken üblich sind.

Das Resele heirathete, während ich noch am Lyceum war, einen jungen Notarius, wurde aber früh Wittwe. Ich sah sie von meinem Abgang von Rastatt an nie mehr bis zum Jahre 1878, wo ich sie von Karlsruhe aus extra aufsuchte in ihrer Vaterstadt. Aber, o weh! Nie hätte ich geglaubt, daß die Zeit so mit der weiblichen Schönheit umgehen könnte! Aus dem blühenden Resele war eine welke, runzelige Matrone geworden, ebenso häßlich als früher schön, die lebhafteste Predigt von der Vergänglichkeit alles irdischen Flors. In tiefer Elegie sagte ich ihr Lebewohl und ging von dannen, nachdenkend, wie des Menschen Herrlichkeit,

vom Zeitenstrom geboren,
Als nicht'ges Trümmerwerk im Zeitstrom geht verloren. —

Das Volk sagt: „Saturnus sei der Weiber Feind“, und in der That, der Zeitengott haust schrecklich mit den Frauenbildern! —

Noch zweier dienender Geister in der Kaserne muß ich erwähnen. Der eine war Alois, der Knecht und mein Freund, der andere die alte „Lina“, der Studenten Kammerjungfer. Knecht Alois hatte sein Logis unter der Stiege, welche vom Hof in den ersten Stock des Vorderhauses

Digitized by Google

führte; es war schon mehr Höhle als Wohnung. Abends saß er nun darin und machte bei trübem Lampenschimmer Holzschuhe, während ich ihm infolge meines angeerbten proletarischen Zuges gar oft Gesellschaft leistete.

Ein Faun innen und außen, gebürtig aus Eisenthal bei Bühl, wußte Meister Alois, dem ich von den Studenten allein Aufmerksamkeit erwies, stets etwas Lustiges zu erzählen. Bald machte er Satiren auf die Rastatter oder die Mitbewohner des Hauses, bald erzählte er „schöne Geschichten" aus seiner Heimath, beides Dinge, die mich sympathisch berührten. Er war ein häßlicher, schmutziger Kerl, aber seine heitere Seele zog mich an und die Zufriedenheit dieses Höhlenbewohners mit seinem Stande und seinem Dasein.

Sein weibliches Pendant, die Lina, überragte ihn noch an körperlichen Mängeln ganz bedeutend. Eine kleine, koboldartige Erscheinung, brachte sie es auch beim stärksten Versuch zum süßesten Lächeln nie weiter als zu einem waldmenschlichen Grinsen. Doch wie gar oft im Leben eine schöne Seele in einen wüsten Käfig eingesperrt ist, so auch bei diesem alten Wesen. Sie war die Gutmüthigkeit selbst und unermüdlich in geduldigem Bedienen ihrer Mitmenschen. Da sie wußte, daß ich am Morgen gerne möglichst lange im Bette liegen blieb, brachte sie mir regelmäßig mein Frühstück an das Lager und sprach mir immer mit den gleichen Worten zu, doch ja recht viel zu schlafen, da ich so stark im Wachsen sei. Sie sei deßhalb so klein geblieben, weil sie von frühester Jugend an zu bald habe aufstehen und arbeiten müssen. Ich war damals schon boshaft genug, mit der Alten meinen Spaß zu treiben, wofür sie mir dadurch dankte, daß sie mich „am liebsten"

Digitized by Google

hatte, weil sie in der Einfalt ihres Herzens alles, was ich mit ihr redete, für baare Münze annahm. —

So sah es in der Studentenkaserne aus im Jahre 1855—56, in welchem Jahre ich ihr Bewohner war und wo mein eigentlicher Leichtsinn seinen Anfang nahm. Doch führen wir den Unterquintaner erst auch in seine Klasse ein, ehe wir seiner sonstigen Leistungen uns erinnern.

Das Schulzimmer der Unterquinta war eines der armseligsten im ganzen Lyceum. Klein und dunkel, wurde es im Sommer noch verdüstert durch das Laubwerk des sonnenlosen Lyceumsgartens, welcher nicht bloß der Botanik diente, sondern auch den Frauen der Professoren ihren Kohl großzog.

Als Klassenlehrer herrschte mit mildem Scepter der Professor Holzherr, ein richtiger Schwabe aus Rottenburg am Neckar. Aeußerlich das Vollbild eines gesunden Württembergers, wie mein Kaplan, bekam er meine Sympathie schon um des letztern willen. Der sonst gute Herr litt gar oft an hypochondrischer Laune, in welcher er die Gewohnheit hatte, wiederholt ein schnaubendes Geräusch aus der Nase vernehmen zu lassen, was uns aber eher zum Lachen als zur Furcht stimmte. War er aber gut aufgelegt, so glänzte seine Miene von altschwäbischer biederer Freundlichkeit. Ein Schulmeister im besten Sinn des Wortes, leistete er in seinem Amte Gründliches. Es wurde bei ihm weder Spaß noch auch viel Geist verschwendet, obwohl es ihm an letzterem nicht fehlte, aber die Pensa wurden „durchgefuhrwerkt", wie es billig und recht ist. Der Schulsack wurde in guter württembergischer Art gefüllt, nicht mit Eleganz und Klassizität, aber mit wohlgebackenem schwäbischem Hausbrod. Holzherr war kein klassischer Philologe wie der Direktor Schraut, aber voll-

Digitized by Google

auf das, was man einen guten Lehrer nennt, der sein „Handwerk“ versteht.

Es muß schon ein besonderer Glücksstern über einem Lehrer an einer Studienanstalt herrschen, wenn er nicht von seinen Schülern einen „Spitznamen“ erhalten soll. Da Professor Holzherr nicht unter einem solchen Zeichen geboren war, trug er unter uns nur den Titel „der Schwob“, und seine landsmännische Haushälterin kursirte als „Schwobs Marie“. Aber so sehr uns der Herr Professor auch in der Klasse imponirte, die Marie imponirte uns doch noch weit mehr. Sie war von Adel und eine majestätische Erscheinung, hatte goldenes Haar, wie die Lorelei, und trug dasselbe in schönen Locken. Mit Vergnügen ließen wir uns zum „Nacherexerziren“, oder wenn der Professor unwohl war, in seine Wohnung in der Schloßstraße citiren; denn da konnten wir ehrfurchtsvoll die Goldlockige sehen und grüßen.

Professor Holzherr gab uns Latein und Deutsch, das Griechische der Direktor, Mathematik Professor Eisinger, Französisch mein alter Klassenlehrer aus Unterquarta, Professor Donsbach, der seine Liebe zu mir auch hier bewährte. Ich bekam im Französischen die Note „noch ziemlich gut“. Zu seiner Entschuldigung muß ich beifügen, daß ich in Unterquinta anfing, was ich bis Obersexta fortsetzte, den geckenhaften Mann komisch zu behandeln. Er bemerkte dies bisweilen und wurde dann teufelswild.

Er trieb gerne Allotria, aber nur, wenn er Gelegenheit bekam, sich selbst zu verherrlichen. Ich war allzeit ein Freund davon, wenn die Lehrer nicht immer bei der Sache blieben, sondern zwischenhinein auch etwas anderes zum besten gaben, und habe später, selbst „lateinischer Schulmeister“ geworden, auch darnach gehandelt.

Digitized by Google

Man verübelt es vielen akademisch gebildeten Lehrern, wenn sie „Allotria“ treiben; allein ich nehme die Herren, welche dies mit Verstand thun, alle in Schutz. Ja ich möchte das „Allotriatreiben“ als eine Art pädagogischer Regel hinstellen. Wenn bei trockenen Lehrgegenständen wie z. B. Grammatik, der Lehrer zwischenhinein etwas Unterhaltendes bringt, so wird er dadurch die Aufmerksamkeit für Fortsetzung des eigentlichen Themas neu beleben. Es kann das jeder Kanzelredner bezeugen, namentlich, wenn er zu den Langweiligen gehört. Wenn die Zuhörer noch so schläfrig dreinschauen, so werden sie sofort munter, sobald der Prediger ein „Geschichtchen“ erzählt, und, durch dieses zu Leben gekommen, passen sie wieder besser auf. Aehnlich Schüler in der Schule.

Also Professor Donsbach schweifte während des Unterrichts gerne vom Thema ab, und wenn dieselben auch stets seine Person zum Gegenstand hatten, so erheiterte uns dabei doch seine lächerliche Eitelkeit. Die Veranlassung dazu gab meistens ich. Wenn er, um ein Beispiel zu erzählen, in die Klasse kam und sich in seinem eleganten Anzug[1]) vor uns hinstellte, schaute ich ihn fest an, bis er fragte, warum ich ihn heute wieder so ernstlich betrachte. „Herr Professor“, antwortete der lange Haslacher, „Sie haben heute eine so schöne Weste an.“ Jetzt lächelte der Alte selbstgefällig an sich hinunter und erzählte die Geschichte des angerufenen Kleidungsstückes vom Kaufmann an durch den Schneider sammt Knöpfen und Faden hindurch bis zu seinem philologischen Leib, dem „eben gut schöne Kleider machen

[1]) Das muß ich dem alten Professor Donsbach noch zu gut halten, daß er immer schön gekleidet erschien. Sonst kann man bis zur Stunde gar viele lateinische Schulmeister sehen, deren einzige Philosophie und Weltverachtung in schäbigen Kleidern besteht.

Digitized by Google

seien, weil er darnach gebaut sei". Ein ander Mal kamen dann die Hosen an die Reihe oder der Rock.

Die stärkste Leistung des Professors Donsbach aber, was Eitelkeit betrifft, war jene Frage, die er einmal in jenen Tagen meiner Rastatter Zeit in Baden-Baden an die Menschheit richtete, als ihm dort seine Frau verloren ging.

Ein französisches Sprichwort sagt bekanntlich: „Madame vaut monsieur et monsieur vaut madame." So sehr dies oft zutrifft, bei der Frau Professor Donsbach war das nicht der Fall. Sie konnte als ein Muster von Bescheidenheit und Einfachheit gelten und paßte zu ihrem Monsieur wie ein Landhühnchen zu einem Papagei. Auch in ihrem Aeußern war sie höchst unscheinbar und schielte nicht unbedeutend aus ihrem alten Angesicht. Eines schönen Sommertages nun hatte der Professor seine Ehehälfte in die Bäderstadt geführt, und durch Zufall verloren sich beide. Verzweiflungsvoll rannte nun der unglückliche Philologe durch alle Straßen der „Aurelia-Aquensis" und schrie die Menschen an: „Haben Sie nicht eine schöne, junge Frau gesehen?" Zum Glück trafen sich die Getrennten von selbst wieder, denn unter „diesem Zeichen" hätte kein Sterblicher dem Professor seine Frau ermitteln können.

Eine zeitgemäße Eigenschaft, welche bis vor Jahr und Tag jeden deutschen Mann auf die Höhe der Bildung und Kultur stellte, hatte Professor Donsbach in hohem Grade; er war wüthend liberal und pfaffenfresserisch. Anno 1870, da ich als ultramontaner Staatsverbrecher auf der Festung saß und eines Tages mit meinem Gefangenwärter zum Karlsruher Thor hinauswanderte zum gewohnten Spaziergang, begegnete mir der alte Donsbach mit seiner Frau. Ich grüßte ihn freundlich. Wer aber meinen Gruß nicht erwiderte und nur tief verächtlich mich anschaute, war er.

Digitized by Google

Infolge dieſes Vorfalls zog ich Erkundigung ein und erfuhr, daß der Mann lieber den Teufel ſehe als einen Ultramontanen und Infallibiliſten.

Aber Reſpekt muß ich doch vor ihm haben. Solange ich ſein Schüler war, hatte ich nicht eine blaſſe Ahnung davon, daß Profeſſor Donsbach oder irgend ein anderer Lehrer der Anſtalt kirchenfeindlich und liberal ſei, trotzdem der Kampf bei uns in den fünfziger Jahren ſchon angegangen war. Aber das war damals der große Segen an den Schulen des Landes, daß die Lehrer und Profeſſoren ihre religiöſen und politiſchen Anſichten für ſich behielten und in der Schule nichts davon auskramten. Später und bis in die neueſte Zeit meinte jeder feuchte Unterlehrer an der Volksſchule und jeder burſchikoſe Lehramtspraktikant am Gymnaſium, er könne nichts Geſcheidteres thun als vor ſeinen Schülern in Kulturkampf oder in Unglauben machen. Und dieſem Umſtand iſt unendlich viel von der Korruption unſerer Jugend zuzuſchreiben, über die man jetzt ſo allgemein klagt. Das Miſerabelſte daran aber iſt, daß es eine Zeit gab, in welcher Lehrer durch derlei Dinge ſich empfehlen zu können glaubten.

Ich bin feſt überzeugt, daß ein großer Theil der Schuld an dem nihiliſtiſchen Treiben der ruſſiſchen und rumäniſchen Studenten auf ihre Lehrer und Erzieher kömmt. Wenn, wie es in jenen Ländern der Fall iſt, Kinder eines ungebildeten, religiöſen Volkes ihre Bildung bei religionsloſen Lehrern im Auslande holen, ſo dürfen Erſcheinungen, wie der Nihilismus, uns gar nicht wundern.

Ich würde, wenn ich Meiſter wäre, jeden Lehrer, der Religionsſpott vor ſeinen Schülern treibt, an der Thüre des Schulhauſes aufhängen laſſen. —

Alſo immerhin noch Reſpekt vor dem Profeſſor Dons-

Digitized by Google

bach, wenn er mir auch, die einzige freundliche Begegnung in Karlsruhe, von der ich oben sprach, ausgenommen, im Leben nie recht hold war! Er gab in den siebziger Jahren seinen Geist in Heidelberg auf und ruhe im Frieden! —

Noch eines Lehrers der Unterquinta muß ich Erwähnung thun, des „geistlichen Lehrers" Merz, der 1883 als Direktor des Lehrerseminars Meersburg gestorben ist. Er war damals ein junger Mann, eifrig und gewissenhaft, aber langweilig in seinem Unterricht. Die „deutsche Geschichte" diktirte er uns, und nach diesen trockenen Diktaten mußten wir sie auswendig lernen. So sehr mich „Geschichte" stets anzog, so widerwärtig kam mir eine mühsam in die Feder diktirte Historia vor, und deßhalb studirte ich das Manuskript sehr mangelhaft. Zum Unglück hatte dieser trockene Verstandesmensch auch noch die hebräische Sprache, diese Mutter der Langweile für einen deutschen Studio, und so geschah es, daß Merz und ich auch nicht auf dem besten Fuße stunden. Oefters wurde ich auf sein Zimmer kommandirt — er wohnte im Lyceum beim Direktor — und mußte da aus seinem Geschichtshefte nacherzählen.

Die Dienerin dieses Herrn sowie des Direktors war „Schills Töchterlein", wie der einzige Sprößling unseres Pedellen von den Lyceisten genannt ward. Bei ihr und ihrer Mutter, welch' letztere in den freien zehn Minuten des Morgens Kreuzerwecke an die studirende Jugend verkaufte, galt ich während meines ganzen Rastatter Aufenthaltes ein großes Stück.

Die Alte pflegte mir oft zu sagen, ich sei der lustigste von allen Lyceisten und hätte die längsten und schönsten schwarzen Haare. Jeden Donnerstag, wenn sie vom Wochenmarkt frische Butter geholt, lieferte sie mir um billiges Geld ein Extra-Butterbrod, einen meiner damaligen Lieblings-

Digitized by Google

imbisse. Das „Töchterlein“ aber wußte mir nicht bloß zu melden, wie ihre zwei Herren gegen mich gestimmt seien, sondern sie avertirte mich bisweilen von bevorstehenden Razzias, welche ihr Vater auf die gegen das Verbot kneipenden Lyceisten zu machen vorhatte, was mir gar oft hoch zu statten kam.

Oft auch, wenn der alte Schill Wind bekommen, daß ich da oder dort bei einem unerlaubten Schoppen gesessen sei und Krakehl verführt hätte, machten die zwei Damen für mich die Advokaten, damit nichts angezeigt würde. Und da, wenn es gilt, Fürsprache bei Männern einzulegen, die Frauen alles vermögen, so ließ sich selbst der sonst stets von unerbittlicher Pflichterfüllung redende Brigadier von ehedem in allen Fällen zu meinen Gunsten erweichen. So kam es, daß ich nie den „Carcer“ bewohnt habe, trotzdem ich ihn des öftern verdient hätte.

Manchmal, wenn ich durch den Gang ging, der vom Lyceum aus in die Wohnung des Direktors und des geistlichen Lehrers Merz führte, um beim letztern Geschichte nachzuholen, bemitleidete mich das „Töchterlein“ vor der Thüre und meinte: „Ich weiß schon lange, daß der da drinnen Sie nicht mag; aber beim Direktor gelten Sie alles.“

Am liebsten arbeitete ich aber auch für den Direktor. Seine Lehrstunden waren und blieben mir stets ein Genuß. Die geistige Art seiner Behandlung des Homer und Xenophon brachte mir in Unterquinta die ersten leuchtenden Begriffe von der Schönheit der alten Klassiker bei. Doch auch dem Professor Holzherr muß ich gerecht werden; seinem Cicero und Virgil wandte ich, wenn auch zu Hause wenig Fleiß, so doch in der Schule volle Aufmerksamkeit zu. Ciceros offener Sinn für alles Schöne zog mich mächtig zu dem eitlen und geschwätzigen Römer hin, und ich schwärmte

Digitized by Google

in jenen Tagen am meisten für den Mann, dessen einziger, ihm schadhafter Fehler der war, daß ihm jedes militärische Talent abging. Wäre Cicero nebenbei noch Soldat gewesen, so würde die römische und mit ihr die Weltgeschichte sehr wahrscheinlich einen andern Gang genommen haben, da dann Octavius nie Augustus geworden wäre.

Wenn ich heute mein Osterzeugniß von Unterquinta anschaue, in welchem ich unter zwölf Schülern als der siebente glänze, so muß ich mich verwundern, daß ich in der Mathematik verhältnißmäßig eine der besten Noten hatte. Aber ich erinnere mich genau, daß ich bei Professor Eisinger aus lauter Respekt vor ihm die mathematischen Aufgaben mit meinem sehr leichten Gedächtniß mechanisch erfaßte, aber ein rechtes Verständniß dafür nie besaß.

Wie schwach in den meisten Fächern meine Leistungen in jenen Tagen waren, da mein „Talent", wenn ich so sagen darf, zu gleicher Zeit mit meinem Leichtsinn sich zu zeigen anfing, und wo ich merkte, daß das „Studiren" mir täglich leichter wurde, wenn ich nur bessern Willen hätte, soll die folgende Notenangabe vom 11. März 1856 beweisen: Fortgang: ziemlich gut. Religionslehre: gut. Deutsche Sprache: noch ziemlich gut. Lateinische: ziemlich gut. Griechische: ziemlich gut bis gut. Hebräische: noch ziemlich gut. Französische: noch ziemlich gut. Mathematik: ziemlich gut bis gut. Geschichte: ziemlich gut. Naturgeschichte: gut. Fleiß: noch gut. Betragen: gut. Lokation: Unter zwölf Schülern der siebente.

Die gute Note in der Religion erhielt ich von dem noch bessern Professor Nicolai, von dem ich in der Oberquinta des nähern reden werde. Er gab uns Kirchengeschichte in Buchform, weßhalb ich dieselbe nicht ungern memorirte. In der Naturgeschichte verdiente ich redlich

Digitized by Google

das gute Prädikat; denn mein ganzes Leben ein Freund der Natur, habe ich, so schwer und unverständlich mir die Physik vorkam, stets Mineralogie, Zoologie und Botanik mit großer Liebe gelernt und getrieben.

Mit süßer Wehmuth gedenke ich jener stillbeglückenden Stunden, in denen ich ganz allein im Ottersdorfer oder Iffezheimer Wald Pflanzen suchte und bestimmte oder aus den kleinen Altwassern des Rheines zwischen jenen Waldungen die wunderbar elegischen Seerosen herausfischte. Die wenigen Momente reiner Poesie, die mich in Lyceumstagen umdufteten, sind meist in jenen Stunden zu suchen.

Die einzige unverdiente Note trug ich im Betragen davon, das bis zu meinem Abgang zur Universität stets auf gut lautete, ein Prädikat, wie es die solidesten und bravsten unter uns auch nicht besser bekamen. Ich führte eben äußerlich, und soweit es zur Kenntniß meiner Lehrer kam, einen legalen Lebenswandel und war den Professoren gegenüber, den einzigen Donsbach ausgenommen, stets bescheiden und respektvoll.

Daß sich aber schon von Unterquinta an ein so mächtiges Biergenie in mir entwickelte und ich mehr in den Bierhäusern als auf meinem Studirzimmer saß, davon hatten die Lehrer, in meinen Quintanertagen wenigstens, keine blasse Ahnung. Wenn ich nun hier und später davon rede, und offen und frei davon rede, so will ich es ganz mit Goethe halten, der gesagt hat:

Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe.
And're verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

Hatte ich in der Quartanerzeit manchmal mit Soldaten aus dem Kinzigthal mein Bier getrunken, so fiel ich als

Digitized by Google

Quintaner in die Hände von Unteroffizieren. Damals hatte des „Glaser-Kerne Antoni“, ein richtiger Haslacher, es zum Korporal gebracht; durch ihn lernte ich die sämmtlichen Korporale des Kinzigthals und nach und nach eine Menge von Korporalen und Feldwebeln kennen. Mit diesen kneipte ich fast täglich, bezw. allabendlich, bald in den Kasernen, bald auf den einzelnen Thor- und Fortswachen, selbst draußen im dunklen Wachzimmer auf dem Schlößchen „Favorite“ oder in den Soldatenkneipen der Stadt und der umliegenden Dörfer. Auf die letzteren ging es gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen, meist nach Rheinau oder Ottersdorf. Zu Ottersdorf im Kreuz bin ich gar manchen Sonntag Nachmittag gelegen bei Bier und Rheinfischen, singend und jubelnd mit den Soldaten.

In der Stadt kampirten wir in der Regel im „untern Prinz“, den ein Schuhmacher aus dem Dörfle, Namens Stoll, gepachtet hatte.

Vor wenig Jahren noch trat ein greises Männlein in mein Zimmer zu Freiburg und präsentirte sich als „einen alten Bekannten“. Es war der Stoll, der gehört hatte, daß ich hier sei, und mich, weil ich einer seiner besten Kunden ehedem war, wieder besuchen wollte. Wir sprachen von jenen Tagen, da ich noch „Bier- und Käsebrod“ bei ihm genoß und sang wie eine junge Lerche, und er ein munterer junger Mann war.

Er ist jetzt heimgegangen, aber seine Frau besucht mich noch alljährlich, so oft sie zu ihren Töchtern kommt, die in Freiburg Wirthinnen sind. —

Oft saß ich mit den Unteroffizieren auch in der „blauen Katze“, und sie „belegten“ aus Rücksicht auf mich das kleine Nebenzimmer, weil die größere Bierstube oft von Professoren und dem fahndenden Lyceumsdiener besucht war.

Digitized by Google

Man mußte dieſelbe aber paſſiren, wenn man auf gewöhnlichem Weg in das Nebenzimmer kommen wollte, weßhalb ich dieſes ſtets von der Straße aus durch das Fenſter betrat, was keine Kunſt war, weil das Lokal parterre lag. Noch tönt in meinem Ohre das „Halli Hallo", mit dem die Unteroffiziere den luſtigen Hansjakob empfingen, wenn ſeine lange, ſchlanke Geſtalt über der Fenſterbrüſtung erſchien.

Ich habe bei dieſen Leuten abſolut nichts Böſes gelernt oder auch nur geſehen; es müßte denn nur das viele Singen und Biertrinken als ſündhaft angerechnet werden. Es war unter dieſen Unteroffizieren mancher Originalmenſch, der das Zeug zum General gehabt hätte. Der eine und andere hat es ſpäter wirklich auch, ſelbſt in Friedenszeiten, zum Offizier gebracht. Viele habe ich ſeitdem nicht wieder geſehen, noch von ihnen gehört, der oder jener begegnet mir bisweilen als Eiſenbahnſchaffner, Gendarm, Bureaudiener oder Grenzaufſeher. Mancher hat mir auch ſchon aus der Ferne geſchrieben und gefragt, ob ich jener Hansjakob aus Raſtatts Tagen wäre. Keiner aber bleibt ohne freundliches Wort oder Gegenſchreiben, wo und wie immer wir unſere Bekanntſchaft erneuern.

Einer derſelben iſt heute mein nächſter Nachbar und hat es viel weiter gebracht an irdiſch Gut als ich; denn er iſt ein reicher Mann. Aber der Nepomuk Kremp war auch einer der brävſten unter uns, was allerdings damals nicht viel heißen wollte. —

So habe ich in jener Zeit unzählige Schoppen Bieres und manchen Laib friſchen Kommisbrodes auf Wach- und in Wirthsſtuben mit Unteroffizieren vertilgt und freue mich heute noch deſſen. Denn ohne meine Bekanntſchaft mit Korporalen und Feldwebeln würde mir ein Glied

Digitized by Google

fehlen in der Reihe der menschlichen Stände, die ich in meinem Leben schon kennen gelernt.

Was unter diesem Lebenswandel allein litt, waren meine Gesundheit und mein Fleiß. Ich fing in diesen Tagen das Rauchen an und trieb es unsinnig. Cigarren und Tabak wurden in aller Frühe wie spät in der Nacht verdampft, während mein Körper in der stärksten Entwicklung begriffen war. Die Folge davon war eine hochgradige Nervosität mit Schlaflosigkeit und Magenleiden. Ich befand mich des Abends, wenn ich zu Bette ging, so aufgeregt, daß ich mich vor dem Einschlafen förmlich fürchtete und mich wehrte gegen den Zustand der Bewußtlosigkeit. Es war mir jedesmal Angst, wenn die Nacht kam, und ich erinnere mich lebhaft, wie es mich ordentlich schauerte, so oft die Trompeter und Trommler der Festung den Zapfenstreich bliesen und trommelten und mir die Zeit der Nachtruhe ins Gedächtniß riefen.

Gegen mein Magenleiden rieth meine Kammerfrau, die alte Lina, Morgens als Frühstück Milch mit Knoblauch zu nehmen, ein wahrer Teufelstrank. Ich ging auch zum Doktor Oster, einem freundlichen Herrn, der mir alles verbot, nur die Hauptsache nicht, nämlich das Rauchen und das Biertrinken, weßhalb ich meinen Lebenswandel ruhig fortsetzte, bis der Gescheidteste, d. i. der Magen, nachgab und sich an das Elend gewöhnte. So sündigt die Jugend auf ihre Gesundheit, und das Alter muß die Sünden büßen. Heute wäre Rauchen mein Tod, und Bier kann ich seit vielen Jahren keinen Tropfen mehr trinken.

Ich meine, die studirende Jugend raucht zur Zeit nicht mehr so viel wie früher, wenigstens die „Frösche“ nicht, während in meinen Tagen schwer geraucht wurde von den Rastatter Lyceisten. Ein Beweis dafür ist, daß alljähr-

Digitized by Google

lich der damals berühmte „Heidelberger Binsebu“, welcher sonst nur Hochschulen besuchte, auch nach Rastatt kam, um uns mit seiner Waare zu versorgen. Es rauchten alle Kühneren, und deren gab es nicht wenige. Wir hatten zwar auch zahme Muttersöhnchen, die ihr Taschengeld dem Konditor brachten, eine Weiblichkeit, die mir aber stets höchst undeutsch vorkam.

Wenn ich an Samstag-Nachmittagen mit meiner langen Pfeife gegen den Murgdamm hinaus unter meinem Fenster saß und die Töchter Israels aus der Nachbarschaft, und unter ihnen des „Juden Mayers Jette“, meine nächste Nachbarin, in ihren blauen Kleidern auf dem Murgdamm promenirten, da glaubte ich mitten unter den Blumen des Semitenthums eine junge deutsche Eiche zu sein.

Am liebsten aber rauchte ich meine Pfeife oder meine Cigarre Abends nach der Heimkehr aus den verbotenen Kneipen bei dem Höhlenbewohner unter der Stiege, beim Knecht Alois, zu Ende. Hatte ich ausgeraucht oder war unser Portier schon zu Bette, wenn ich in den Hof trat, so galt mein Besuch regelmäßig noch den Gebrüdern Bunkofer. Diese saßen bleich und still bei dem elenden Licht einer Unschlittkerze hinter ihren Büchern und Heften und studirten und schrieben für den kommenden Morgen. Ihr Fleiß war noch weit größer als mein damaliger Leichtsinn und Unfleiß. Sie arbeiteten mehr als nothwendig, oft abwechselnd die ganze Nacht, der eine bis zwölf und der andere nach Mitternacht.

So kam es, daß ich Faulenzer an ihrem „Ueberverdienst“ teilnehmen konnte. Ich schrieb ihnen die Präparationen und Uebersetzungen ab, und der Bruder Wilhelm fertigte mir noch mit seiner kleinen Schrift die nöthigen „Spickzettel“, den Passe-par-tout eines faulen Studenten.

Digitized by Google

Zum Lohn seines damaligen Fleißes war der Wilhelm auch dreißig Jahre später Seminardirektor in Meersburg und ich eine Stunde davon armseliger Bauernpfarrer.

Wenn ich spät am Abend in das Zimmer der beiden Brüder trat, wo mir übrigens das Rauchen strenge verboten war, weil der Bruder Karl es absolut nicht riechen konnte, sang ich ihnen ein lustig Lied vor oder deklamirte ein Gedicht und erheiterte so für einige Zeit die zwei Unermüdlichen. Karl, jetzt Pfarrer in Vimbuch, ließ sich dann von mir berichten, wieviel Bier ich am Abend getrunken, worauf er mir jeweils predigte und mich durch folgende Illustration abzuschrecken suchte: „Denke Dir einmal," pflegte er zu sagen, „die zehn Schoppen über einander gestellt. Welche Summe von Flüssigkeit, und die hast Du heute in Dich aufgenommen! Pfui!" Ich lachte ihn natürlich aus und spottete über die nächtlichen Brüder, weil sie nicht im stande waren, das, was ich an einem Abend trank, in einer Woche zusammen zu vertilgen.

Aber eines werden mir beide Freunde heute noch bezeugen, daß ich nie „zu viel" hatte, so oft ich in ihre matterleuchtete Stube trat. Ich konnte eben viel ertragen, und dann war in jenen Tagen das Bier noch ächter, altgermanischer Stoff. Ja, wenn damals dieser Trank so heillos fabrizirt worden wäre wie heute, so wären die meisten Rastatter Lyceisten der fünfziger Jahre, die überall im Lande unter ihresgleichen als die flottesten Biertrinker und die besten Philologen galten, wohl längst unter dem Boden. Wenn jetzt ein baumfester Bauernbursche nur acht Tage lang jeden Abend so viel Bier trinken und so viele Cigarren rauchen wollte wie vor fünfundzwanzig Jahren ein Unterquintaner meines Schlages, der Mensch müßte nach Doktor und Apotheker rufen. Was aber ein Sextaner vertilgte,

Digitized by Google

wäre heute für einen Riesenbauern ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn heute ein gesunder Mann vier Viertele von dem Höllengebräu trinkt, wie es dermalen im Reich vielfach gemacht wird, so ist er berauscht — vom Gift. Deswegen würde ich im Reichstag unter allen Umständen gegen das Trunksuchtsgesetz stimmen, solange nicht das Reichsgesundheitsamt für menschliches Bier gesorgt hat.

Da hört und liest man von Bestrafung der Weinfabrikanten, den Bierschmierern aber geht's sehr spärlich an den Leib. Und doch wird in diesem Artikel mehr gesündigt als im Wein, und der Volkskörper, welcher im Süden vorzugsweise Bier aufnimmt, weit mehr und gefährlicher durch dieses „Auch-Bier" infizirt als durch die schlechten Weine. Ich meine, der „arme Mann", der heutzutage Bier trinken muß, ist schon gestraft genug durch den Trank, den er bekommt. Den armen Teufel, der vom Biergift toll geworden ist, auch noch zu strafen, das halte ich für grausam und unverantwortlich.

Darum Dank euch allen, ihr wackeren, längst todten Brauer, die ihr in meiner Studienzeit in Rastatt Bier gebraut oder dahin importirt habt! Ohne euere Ehrlichkeit hätten wir Lyceisten von damals die Gründung des deutschen Reiches nicht erlebt! Mögt ihr belohnt werden dafür in der Ewigkeit, daß ihr so und so vielen Dienern des Staates und der Kirche das Leben erhalten und gerettet habt, und mögen die heutigen Studenten sich hüten, so viel zu trinken wie ihre Vorgänger! —

Der freundliche Leser wird sich vielleicht auch fragen, woher ich die Geldmittel bezogen, und wie es mit meinen ökonomischen Verhältnissen damals bestellt war. Ich werde auch hier ehrlich bekennen. Von meinen Eltern bezog ich jeden Monat zwanzig und vier Gulden, mit denen ich Kost,

Digitized by Google

Logis und „Rekreationsgelder“ zu bestreiten hatte. Für meine Stube und für dreimalige Speisung des Tages bezahlte ich nur sechzehn Gulden, so daß acht Gulden für Bier und Cigarren übrig blieben. In jener „guten alten“ Zeit bekam man aber für einen Gulden dreißig Schoppen trefflichen Bieres und um das gleiche Geld 40 Stück brillante Cigarren. Dazu kam noch, daß meine Kaufmannstante in Freiburg, die ich in meinen Jugenderinnerungen erwähnt, mir manchmal ein ganzes Kistchen Cigarren schenkte, und in den Ferien gab's zum Abschied von der Großmutter oder von dieser oder jener Base auch ein halbes oder ganzes Guldenstück, und so hatte der durstige und rauchende Finke immer einigen Samen. Schulden habe ich als Student nie gemacht und besaß daher bei den Rastatter Bierwirthen einen besondern Kredit. Aber einen schlimmen finanziellen Streich hab' ich doch und gerade als Unterquintaner vollführt. Ich habe mein „großmütterliches“ Klavier verkauft und den Erlös dem Gambrinus geopfert.

Das Klavierspielen wurde mir in den ersten Jahren meines Rastatter Aufenthaltes entleidet durch die Sorge um mein Fortkommen in den betreffenden Klassen, und als meine Vierzeit anfing, war ich froh, wenn ich das Lyceum hinter mir hatte, und es wandelte mich nicht die geringste Lust mehr an, an freien Samstag- und Mittwoch-Nachmittagen in die Anstalt hinaufzuwandern, um bei Musiklehrer Bender Klavierstunden zu nehmen.

Dieser Lehrer war, wie alle Musikanten höherer Art, ein milder, sanfter Mann, dem die Bonhomie mit Macht aus seinem runden, dicken Angesicht leuchtete. Ich hatte schon als Quartaner einige Stunden bei ihm Klavier gespielt, wobei er sich die Zeit damit vertrieb, daß er, während ich klimperte, mit einem kleinen Kamme die hintern Kopfhaare

Digitized by Google

auf ſein kahles Vorderhaupt zu dreſſiren ſuchte. Später, wie wir hören werden, machte ich den harmloſen Mann oft böſe, und er war der einzige Lehrer, um deſſentwillen mir der Direktor manchmal gram ward. Talent für Muſik hatte ich nie und ebenſowenig Fertigkeit in irgend einer mechaniſchen Hantierung. So machte ich mir kein Gewiſſen daraus, mein altes Hackbrett bei der erſten Gelegenheit abzugeben.

Meine Hausfrau hatte längſt bemerkt, daß mein Klavier ſelten einen Ton von ſich gab, und da ihr jüngſtes Töchterlein dieſes Spiel lernen wollte, unterhandelte ſie mit mir über den Verkauf meines Inſtruments. In Geldſachen allezeit ein billiger Denker, ſchloß ich ſo mit der Hausfrau ab, daß ſie mein Klavier für zehn badiſche Gulden erhielt, einen Preis, wie ihn wohl ſelten ein Klavier erduldet. Die zehn Gulden aber gab ich in den folgenden Wochen aus, um ein viel unnöthigeres Spiel zu lernen, das „Zego“ nämlich.

In meiner Klaſſe, wo ich zwar nicht gerade der älteſte, wohl aber der längſte war, hatte ich nur zwei Kameraden, die mir an leichtem Sinne und an Liebe zum Biertrinken und Rauchen gleichkamen; allein es fehlte ihnen meiſt an den nöthigen Mitteln, und wenn ich deßhalb mit „Studenten“ kneipen wollte, mußte ich mich an die Schüler der höhern Klaſſen halten. Und in der That hatte ich „Freunde“ bis in die Oberſexta (Prima) hinauf, von denen ich nicht bloß frühzeitig den „Comment“, ſondern auch das Zegoſpielen lernte.

Meine erſten öffentlichen Studien mit „Skis und Bagad“ machte ich im „obern Prinz“, einem feinern Bierlokal, das meiſt von öſterreichiſchen Offizieren beſucht war. Ich erinnere mich noch lebhaft jenes Samſtag-Nachmittags im Herbſt 1855, da ich das erſte Bierzego mitmachte. Die

Digitized by Google

Mutter hatte mir am Tage zuvor einen gekochten Schinken geschickt, und den opferte ich als erste Hekatombe dem „Skis“. Er ward auf dem Zimmer des Obersextaners Wickert, des schönsten Studenten von damals, der später in holländischen Kriegsdiensten verschwand[1]), verzehrt und dann wurde zum „Zego“ im „Prinz“ geschritten. Die Obersextaner Strauß, später Jesuit, und Fingado, als junger Kameralpraktikant in Freiburg gestorben, waren die weiteren Mitglieder der Gesellschaft.

Sie „schmierten“ mir richtig auch die Zeche hin. Allein das trübte meine Heiterkeit keinen Augenblick; ich war stolz darauf, mit Obersextanern mein erstes offizielles Zego gespielt zu haben. Denn zu meiner Zeit galten den Lyceisten unterer Ordnung die Sextaner mit ihrer Kneipfreiheit als wahre Halbgötter. Schmerzlich habe ich mich jahrelang darnach gesehnt, einmal Sextaner zu werden. Ich bildete mir damals auf meine Freundschaft und auf den „Schmollis“ mit einer Anzahl dieser Heroen mehr ein, als wenn heute regierende Fürsten mich ihrer höchsten Gnade und des vertraulichsten Umganges würdigen wollten.

Von jetzt an bis zum zweiten Jahre meiner Universitätsstudien blieb ich ein leidenschaftlicher Verehrer des Zegospiels. Sowohl in Rastatt als in den Ferien ward

[1]) Im Juli 1896 kam eines Tages ein fremder Herr mit dem Aussehen eines Staatsraths in mein Zimmer und stellte sich vor als der Otto Wickert von Lahr. Er war nicht, wie er vorhatte, in holländische Dienste getreten, sondern nach London gewandert, Lehrer geworden und hatte zweiunddreißig Jahre als solcher auf der Insel Man gewirkt. Er lebt jetzt, ein Sechziger, in Liverpool im Kreise seiner Familie ein behagliches Dasein. So groß mein Staunen war, nach fast vierzig Jahren den verschollenen Freund wieder zu sehen, eben so groß war auch meine Freude.

Digitized by Google

faſt täglich „getrockt“, und unzählige freie Nachmittage ſaß ich als Sextaner mit Freunden auf irgend einem Studentenzimmer an der Murg und machte „Geldzego“, dem dann in der Regel ein Bierzego folgte, das den Abend verſchlang.

Noch ein Spiel fing ich in dieſen Tagen mit mehr als erlaubter Vorliebe zu treiben an, das Kegeln. Dieſem huldigte ich ganz beſonders in den Ferien von Quinta an bis zum Ende meiner Studienzeit. Auf der Kegelbahn im „Bayeriſchen Hof“ z' Hasle, draußen am weſtlichen Ende des Städtchens, lag ich faſt jeden Nachmittag.

Am Morgen ward in Feld und Wald geſtreift, an den Waldſäumen geruht und geleſen, und nach dem Mittageſſen ſuchte ich einen Mitkegler, was an Werktagen nicht ſo leicht war, weil die meiſten Menſchen in der Werkſtätte oder im Feld zu thun hatten. Doch ein älterer Freund, Richard Köbele, der Metzgermeiſter, oder der Vetter Boſchenſepp, ein Bäcker, welch' beide ihre Tagesarbeit am Morgen beendigten, jetzt aber ſchon längſt todt ſind, leiſteten mir in der Regel Geſellſchaft zu obigem Zweck.

An Mittwoch und Samſtagen hatten die Schullehrer von Stadt und Land frei, und da wanderten die Unterlehrer der Kegelbahn zu und „machten mit“. Unter ihnen lernte ich wieder einen oder den andern Originalmenſchen kennen. Ich erinnere mich namentlich zweier ſolcher, die aber beide meines Wiſſens in ihrer Exiſtenz zu Grunde gingen. Der eine war Unterlehrer im Dorfe Mühlenbach, der andere in Hauſach. Dieſe Leute hatten Talent zum Wegwerfen, aber ebenſo großen Durſt und ebenſo gewaltigen Geldmangel. Talentvolle Menſchen in untern Stellungen ohne Ausſicht auf beſſere Carrière und mit ſchlechter Bezahlung „verkommen“ ſehr leicht, ohne daß man ihnen viel Schuld anrechnen darf.

Digitized by Google

Mein Hauptpartner im Kegeln aber lebte damals in dem lieblichen Dörfchen Weiler am rechten Kinzigufer, oberhalb der Vaterstadt. Er hieß der „Remmlermichel" und besaß einen kleinen Hof am Fuß des alten Burgstalls der Ritter von Ramstein. Er war ein sogenannter „Kirwekegler", d. i. ein professionsmäßiger Kegelspieler. Da ich in Bälde durch tägliche Uebung auch Virtuos wurde, fanden wir uns bald auf dem Schlachtfelde. Ich sehe ihn heute noch vor mir, den magern, galligen Bauersmann, ständig die kurze Pfeife im Munde, wie er an Markttagen in meines Vaters Wirthsstube hereinschaute und frug: „Wo isch d'r Schtudent?" Denn seine erste Sorge, wenn er zu Markt ging, war, einen Kegler zu finden. Wir wanderten dann, unbekümmert um Handel und Wandel des Wochen- und Viehmarktes, hinaus zum Bayerischen Hof und kegelten auf Bestimmung nach einzelnen Kegeln. Der Wurf galt einen Sechser. Mehr denn einmal hab' ich dem „Remmlermichel" einen Kronenthaler und darüber abgewonnen, worauf er beim Abschied mich jeweils mit den Worten grüßte: „Schtudent, du bisch an Malefizkaib, awer am nägschte Mändig muasch mir Revansche[1]) ge[2])!"

Wenn ich in den Ferien bisweilen die Mutter zu einer Bauernhochzeit begleitete und nach Weiler kam, vergaß ich nie, den Michel zu besuchen. Er servirte dann ein Glas Kirschenwasser und rohen Speck, zog seinen sonntäglichen Zwilchrock an und ging mit in den Ochsen. Während dann andere Menschenkinder droben tanzten und jubilirten, waren wir zwei einsam auf der elenden Kegelbahn drunten und kegelten, bis die Mutter mich am Abend heimrief.

Er hat längst ausgekegelt, der Remmlermichel, aber

---

[1]) Revanche. [2]) geben.

Digitized by Google

dankbar gedenke ich heute noch seiner, denn er hat mir nicht bloß manche vergnügte Stunde bereitet, sondern auch öfters meine Feriengelder zeitgemäß vermehrt. Ich hatte viele Jahre nicht mehr gekegelt, als ich im Landtag 1878—79 erfuhr, daß unser Kammerpräsident Lamey und eine Anzahl liberaler Abgeordneter sich bisweilen nach Tisch im Harmonie-Garten zu Karlsruhe mit Kegeln beschäftigten. Sofort erwachte meine alte Liebe, und ich ließ mich auch in diese liberale Partei aufnehmen und wettete neben dem eigentlichen Spiel her à la „Remmlermichel" auf einzelne Kegel, wobei ich manches Zwanzigpfennigstück gewonnen. Doch die Zeiten, wo ich einen Tag lang, ohne zu ermüden, kegeln konnte, waren vorüber. Ich fühlte mich nach jeder landtäglichen Kegelstunde so elend und nervös, daß ich dem Vergnügen bald entsagen mußte. —

Wie das mir heute noch vorliegende Zeugniß aus Unterquinta vom 17. August 1856 nachweist, war ich am Ende des Schuljahres unter elf Schülern der sechste und wurde frank und frei nach Oberquinta promovirt. Ein Oberquintaner hat die nächste Stufe zum Heroenthum des Sextaners erreicht und fühlt sich deßhalb nicht wenig. Er wird, angesichts der baldigen Freiheit, kühner in jeder Hinsicht. Daß dies bei einem, der vorher schon kühn genug war, doppelt eintraf, versteht sich von selbst. Zunächst wechselte ich mit Beginn des neuen Schuljahres meine Wohnung. Ich zog von den „rothen Häusern" herauf in die schöne, helle Schloßstraße — zum Kürschner Pfeifer neben der stattlichen Hofapotheke. Es war mir nicht mehr „nobel" genug gewesen in dem abgelegenen Hinterbau am Murgdamm. Das von mir jetzt bezogene Quartier, ein langes Zimmerchen parterre, ward stets von Lyceisten der obern Klassen bewohnt und trug wegen seiner schmalen Länge

Digitized by Google

den Namen „Kegelbahn“. Ganz in seiner Nähe fand ich meinen Kosttisch beim Metzger Birkle und gegenüber hatte ich mein späteres Lieblings-Bierhaus, das „Schwert“.

Aus dieser Umgebung und diesen Räumen zog ich im Oktober 1856 in die Oberquinta ein, deren Schulzimmer, wie die der beiden Sexta-Klassen, im zweiten Stock des Lyceums lag, während alle übrigen Klassen ebener Erde placirt waren. Chef der Klasse war der geistliche Professor Nicolai, wohl der gutmüthigste und wohlwollendste aller Lehrer der Anstalt. Ein kleiner, fast ebenso dicker als großer Mann mit etwas wackeligem Gang, schaute er so unschuldig über seiner massiven silbernen Brille hervor, daß man sofort seine milde Denkungsart und sein freundliches Wesen erkennen mußte. Er war stets tadellos schwarz gekleidet, wenn auch mit kurzem Rock. Eine bedeutende Sorge legte er auch auf den sorgfältig gepflegten, stattlichen „Titus“ seines Haupthaares, von dem keiner von uns je erfahren konnte, ob es Perücke oder Natur sei.

Er gab in den drei obern Klassen Religion und Geschichte, in Oberquinta noch Latein und Deutsch und zu meiner Zeit in Untersexta Horaz; aber sein größter Feind hätte ihm nicht nachsagen können, daß er ein Philologe gewesen. Mit Horaz und namentlich mit dessen Versmaß stund er auf ziemlich gespanntem Fuß. Dagegen wußte er seinen Geschichtsunterricht durch Anführung von Details interessant zu machen, und er regte namentlich in mir Vorliebe zu diesem Studium an. Ich begann damals mit vielem Eifer außerhalb der Schule Geschichte zu lesen und widmete der englischen und französischen Geschichte weit mehr Zeit, als für die Klasse nothwendig gewesen wäre.

Nicolai war zugleich Bibliothekar und unterstützte

Digitized by Google

mich in freundlichſter Weiſe in meiner Privatlektüre von Geſchichte und deutſcher Literatur. Man konnte mich jeden freien Nachmittag bei ihm auf der Bibliothek finden, wo er ſich immer wunderte, daß ich ſo viel geleſen und ſchon wieder neue Bücher haben wollte. Er kam daher auf die Meinung, als wäre ich einer der ſolideſten Schüler, wußte aber nicht, daß der Abend dem Bierhaus gehörte, ein Theil der Nacht aber in meiner „Kegelbahn“ mit Leſen zugebracht wurde.

Ich war überhaupt in der Oberquinta nicht fleißiger denn als Unterquintaner, aber ich arbeitete von Jahr zu Jahr leichter, und ſo konnte ich beim alten Lebenswandel doch beſſere Fortſchritte machen.

Nicolai, oder wie wir ihn ſeiner Körperkürze wegen nannten, der „Nikele“, war ein geborener Raſtatter. Sein Bruder, der Schuhmacher Nicolai, der ſtets Lyceiſten beherbergte, beſaß eine Anzahl unſchöner Töchter, während zwei Schweſtern der Gebrüder Nicolai, alte, fromme, kleine Damen, beim Profeſſor im Lyceum hauſten.

Als „neuen“ Lehrer in Oberquinta erhielten wir den Profeſſor Trotter, bisher Direktor am Gymnaſium in Offenburg. Wenn ein Direktor oder älterer Profeſſor nach Raſtatt verſetzt wurde, ſo geſchah es in jenen Tagen in der gleichen Meinung, wie wenn heute die Preußen einen Diviſionsgeneral zum Kommandanten irgend einer Stadt oder Feſtung ernennen, es galt als Vorſtufe zur Penſionirung. Von dieſer Sorte war unſer Trotter, ein braver, ja ſelbſt frommer Mann, aber als Philologe ein ſchlechter Muſikant. Er hatte das Ausſehen eines Herrnhuters und dieſem gleich den Typus einer etwas ſtarren Religioſität. In der Kirche zeigte er ſich als der andächtigſte von allen Profeſſoren; aber er war auch im Leben, ſoweit es uns

Digitized by Google

in die Sinne trat, ein liebenswürdiger, bescheidener und vorab höflicher Mann. Der alte Professor und Domdekan Hirscher in Freiburg würde von ihm gesagt haben: „Er war gutmüthig und auch gut.“ In den obern Klassen gab Trotter nur Hebräisch, und das verstund er; hinsichtlich der klassischen Sprachen aber wurde seine Thätigkeit auf die Unterquarta reduzirt.

Gleich in den ersten Oberquinta-Tagen wurden eines Morgens sämmtliche Schüler im Festgewande an die Eisenbahn geführt. Der junge Großherzog Friedrich passirte mit seiner ihm eben angetrauten Gemahlin Luise Rastatt, und diesen Augenblick wollte unser von preußischer Loyalität hoch erfüllter Direktor nicht vorübergehen lassen, ohne auch uns und seine Lehrer am Bahnhofe aufzustellen. Mir passirte dabei wieder ein ganz ähnlicher Streich, wie ich ihn in den „Jugenderinnerungen“ bei der Durchreise des Großherzogs Leopold durch meine Vaterstadt erzählen mußte.

Wir Lyceisten wurden längs der Bahnlinie aufgestellt und sollten bei der Einfahrt „Hoch“ rufen. Mir kam auch diesmal der Zug zu lange nicht, und ich schlug meinem intimen Freunde, dem Obersextaner Beckert, vor, in der Eisenbahn-Restauration, beim Streb, einen Schoppen zu holen, was bei der Menge Menschen, die rings umher stund, kein Wagniß war. Gesagt, gethan! Doch während wir den ersten „Zug“ aus dem Glase thaten, pfiff auch der Bahnzug daher, und das Hoch brauste dahin. Die Hoheiten stiegen zwar aus und wieder ein, aber gesehen habe ich keine derselben, da sie von einer solchen Masse Staats- und Militärdiener umstanden waren, daß ein schlichter Oberquintaner füglich nichts Besseres thun konnte, als beim Vater Streb noch „einen“ zu trinken.

Digitized by Google

Ich bin in den letzten dreißig Jahren oft an Rastatt vorübergefahren, aber nie, ohne an den dicken, alten, längst todten Restaurateur Streb zu denken, der immer vorzügliches Bier und ächte Karlsruher Würstchen hatte und beides im Wartesaal III. Klasse den Lyceisten unterer Ordnung servirte. So oft er mich zur Thür hereinkommen sah, zwizerte er schon mit seinen kleinen Aeuglein und stellte mir schmunzelnd und schweigend ein Glas hin, ehe ich selbst nur eine Silbe hatte verlauten lassen. Große Seelen haben gleiche Ahnungen!

Im gleichen Jahre, da ich Oberquintaner war, fuhr auch der Kaiser Napoleon III. einmal an Rastatt vorbei, ohne daß ich ihn gesehen habe. Unser Professor Nicolai aber hatte sich im höchsten Staat an den Bahnhof gemacht, denn er glaubte, ein alter Bekannter des Dezembermannes zu sein. Als dieser noch hoffnungslos und armselig mit seiner Mutter auf dem Schlosse Arenenberg am Bodensee weilte, zelebrirte Nicolai, damals Professor in Konstanz, öfters die heilige Messe in der Kapelle der frommen Hortense und verkehrte mit dem Prinzen. Es that dem guten Herrn deßhalb um so weher, daß Louis ihn kaum mehr kennen wollte am Bahnhof und ihm möglichst wenig Beachtung schenkte in Gegenwart der hohen Militärpersonen, die dem Kaiser auch ihre Komplimente darbrachten.

Einige Jahre später erhielt Nicolai den längst wohlverdienten Zähringer Löwen und starb in den siebenziger Jahren pensionirt und hochbetagt in seiner Vaterstadt.

Professor Nicolai hatte um seine Schüler alle ein großes Verdienst dadurch, daß er, selbst nicht kapitelfest in derlei Dingen, sie und die alten Klassiker mit philologischer Silbenstecherei und Grammatikfuchserei verschonte.

Digitized by Google

Ein Philologe von Gottes Gnaden, wie es Direktor Schraut war, der den Geist und die Schönheit der Klassiker auch in ihrer philologischen Behandlung nicht untergehen ließ, und dessen etymologische und grammatikalische Spitzfindigkeiten immerhin hochoriginell und scharf geistig waren, ein solcher Philologe wird seinen Schülern zwar auch zum Heile sein, aber derlei Leute sind rar in der philologischen Gesellschaft, rarer als weiße Raben.

Unsere Durchschnittsphilologen sind vielfach nicht sehr begabt, hölzerne, pedantische Schulmeister, welche den Klassiker nach allen Regeln der Grammatik klein hacken, wie einer, der eine uralte, kräftige Eiche, die den Aether des Himmels küßt, niederhaut und Zündhölzchen daraus macht. Dadurch geht dem Schüler aller Geist und jede Poesie verloren, und der Klassiker wird mißhandelt und mißbraucht und so dem Schüler entleidet.

Unser Nicolai ließ den Cicero, Virgil und den Sallust eben einfach übersetzen und verschonte uns mit Regeln und Konstruktionen. Und wenn er auch keinen feinen Senf dazu gab, so konnte der geistig begabtere Schüler doch in Ruhe sich selbst mit der Schönheit des Klassikers bekannt machen.

Mir gefiel vorab der Sallustius, ein Schriftsteller, dessen Styl keine Gnade findet vor den philologischen Häringsseelen, der aber mehr Spiritus, Knochen und Fleisch aufweist als eine halbe Legion neumodischer lateinischer Schulmeister und ihre Geistesprodukte.

Der römische Prätor Cajus Crispus Sallustius, der zu einer Zeit lebte, wo Krieg und wieder Krieg an der Tagesordnung war, hatte keine Zeit, seinen Styl zufeilen, und das rechnen ihm die germanischen Philologen zu einem solchen Verbrechen an, daß er nur selten noch an Gym-

Digitized by Google

nasien gelesen wird, damit der junge Teutone seinen lateinischen Styl nicht verderbe. Schon unser Nicolai mußte den Mann als Privatlektüre einschmuggeln. Ist so was nicht zum Todtlachen? Und solche Formenreiterei heißt man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts klassische Bildung! —

Als ich nach Neujahr 1857 bei der Rückkehr aus den Weihnachtsferien im Omnibus das Kinzigthal hinabfuhr, saß mit mir im Coupé ein greiser Herr. Er fragte mich, ob ich Student sei, in welcher Klasse und welche Klassiker wir lasen. Da ich ihm auch den Sallust nannte, fing er eine Lobrede auf diesen Schriftsteller an und sprach mit solcher Begeisterung von diesem und andern römischen und griechischen Autoren, daß ich glaubte, einen Universitätsprofessor vor mir zu haben. Täglich, sagte er mir, lese er zu seiner Unterhaltung und Erholung in einem Klassiker, und zum Beweise dafür ließ er mich den Titel des Buches sehen, in welchem er bisher gelesen hatte. Es war der Thukydides. Ich hätte jetzt geschworen, einen akademischen Philologen vor mir zu haben. Und doch wäre mein Schwur falsch gewesen; denn der klassisch gebildete Herr war seines Zeichens — ein badischer Bergrath Walchner und er hatte sein Latein und Griechisch in einer Klosterschule geholt.

Ich lasse mich heute in der Residenz Karlsruhe öffentlich köpfen, wenn noch ein Bergrath, Baurath oder Landgerichtsrath in Baden existirt, der „ex stapede“ Thukydides aus dem Griechischen zu lesen im stande ist. Aehnlich steht's mit dem Latein, das man durch Sallust nicht verderben will, während es wenige Jahre nach der Gymnasialzeit doch größtentheils verschwunden ist. —

Der Winter des Jahres 1856—57 war ein sehr kalter, was ich in meiner Kegelbahn, welche parallel mit

Digitized by Google

dem Hausgang lag, doppelt schwer empfand. Gleichwohl heizte ich in derselben nie ein. Ich schrieb wohl des öftern um Geld zu einem Viertelklafter Holz nach Hause, aber gekauft wurde in jenem Winter kein Span. Ich wärmte mich in den Bierhäusern.

Wenn ich am Nachmittag aus der Schule kam, legte ich, ohne das Zimmer zu betreten, die Bücher durchs Fenster hinein und stürzte mich ins „Schwert". Denn von 4 bis 6 Uhr des Abends war es dort „geheuer", um 6 Uhr aber rückten die Professoren Eisinger und Nicolai an, die im Nebenzimmer ihr Standquartier hatten, und dann mußte unsereiner „verduften".

Nach dem Nachtessen saß ich in der Regel mit meinem Vetter Wilhelm, einem Bierbrauer, welcher in jenem Winter als Carabinier bei den Dragonern stund, beim Bierbrauer Blasl, einem Bayern, der, ebenfalls in meiner Nachbarschaft, vortreffliches Bier braute. Einen Beweis, wie kalt meine Kegelbahn war, mag die folgende Thatsache abgeben. Wenn Vetter Wilhelm bisweilen auf mich warten mußte, bis ich vom Nachtessen kam, traf ich ihn regelmäßig mit Stiefel und Sporen in meinem Bette liegend, um sich vor Kälte zu schützen. Gleichwohl schrieb er einmal in Geldnöthen seinem Vater nach Haslach, er habe in meinem Zimmer am Ofen den Rock verbrannt und müsse der Kammer 12 Gulden ersetzen. Sein Vater, der Bachsepp, welcher mir die ersten lateinischen Bücher gebracht, ließ sich dann von mir an Ostern erzählen, wie das zugegangen.

Der Vetter Wilhelm ward später der „Bierkrämer" in unserer Vaterstadt, machte aber kein so gutes Bier, wie wir es in jenen Zeiten beim Blasl getrunken. Doch haben sie ihn schon seit Jahr und Tag begraben. —

Digitized by Google

Meine Aufgaben für die Schule wurden sämmtlich im Bette Abends und am frühen Morgen gemacht. Weil meine Tinte aber zur strengen Winterszeit meist eingefror aus bereits bekanntem Grunde, so kam am Morgen die Magd des Kürschners Pfeifer, eine alte Schwäbin aus dem Enzthale, in meine Kabine, um mein Tintenfaß zu holen und es auf dem Herd, wo sie den Kaffee bereitete, aufzuwärmen. Da ihr mein schöner Geschlechtsname nicht sehr geläufig war, so nannte sie mich immer „Herr Johannes", und ich höre sie heute noch, wie sie in aller Früh' in die Kegelbahn trat und mich regelmäßig weckte mit dem Rufe: „Herr Johannes, i will Ei dia Tinta wieder aufg'werme, aber i dät aneweag amol a Holz koufe!"

Dieser Winter war der kälteste meiner Rastatter Studienzeit, aber auch der einzige, der mich ohne Holz traf. Früher und später hab' ich regelmäßig meine Feuerung gekauft beim Bankier Maier; denn dieser war Besitzer des „Holzhofes" an der Murg.

Es steht noch lebhaft vor mir, wie ich eines Tages an die Kasse des Bankhauses trat, um mir eine Anweisung auf Holz zu holen, und wie dann der Kassier mir auf meinen Zehnguldenschein viel zu viel Geld herausgab. Als ich auf der Straße den Irrthum merkte, kehrte ich sofort zurück und meldete ihn dem Komptoirmanne. Wie groß ward aber meine Freude, als er mir meinen Schein zeigte und darauf hinwies, daß ich ihm einen Zehnthalerschein gegeben hätte! Ich hatte noch nie im Leben einen Thalerschein gesehen und drum nur an Zehnguldenscheine geglaubt. Aber nie mehr seitdem hat das preußische System mir so eingeleuchtet wie damals. Die Mutter, welche den Schein mir gesandt, hatte sich zweifelsohne auch geirrt, aber ihr Irrthum war mir ein Wohlgefallen.

Digitized by Google

Welch' liebliche Erscheinung war mir in jenen Tagen ein Briefträger! Es konnte der Prophet Daniel keine größere Freude haben, da sein Kollege Habakuk mit Speise zu ihm in die Löwengrube kam, denn ich, wenn der Briefträger in meine Bude trat mit einem Geldbrief in der Hand.

Mein Beglücker war zudem ein guter, alter Bekannter. Der in meinen Jugenderinnerungen erwähnte Eilwagen-Kondukteur „Jakob" hatte in seinen alten Tagen eine Briefträgerstelle in Rastatt bekommen und wir unsere Bekanntschaft erneuert. Aber wie anders wird der Mensch in fünfzehn Jahren! Zu jener Zeit, als ich, kaum fünf Jahre alt, an der obern Mühle zu Hasle auf der Landstraße stund und wartete, bis der Eilwagen das Thal herabrollte, um mit ins Städtle fahren zu können, hing mein ganzes Herz beim Anblick des Kondukteurs an der lustigen Fahrt und an dem Blasen des Postillons. Wenige Jahre später — und all' jene kindliche Poesie war fort. Wenn ich den Briefträger Jakob Geppert sah, dachte ich nur an elendes Geld, an Bier und Cigarren. Der gute Mann trug aber dieser veränderten Gesinnung vollständig Rechnung, und so freundlich er mich einst auf seinen Eilwagen gehoben, ebenso freudig streckte er mir oft schon von weitem auf der Straße meine Geldbriefe entgegen.

In seiner Familie wohnten und lebten jetzt auch die Gebrüder Bunkofer, nachdem sie zu gleicher Zeit mit mir die Kaserne in den rothen Häusern verlassen. Ich habe sie auch da noch öfters besucht und ihnen ihre Arbeiten abgeschrieben, aber den ständigen Verkehr mit ihnen vermißte ich doch und mußte deßhalb manches selbst machen, was sie für mich gethan, solange wir in der gleichen Herberge gehaust. Das kommende Schuljahr führte die

Digitized by Google

zwei Soliden nach Karlsruhe, und wir trafen uns erſt auf der Univerſität wieder. Eines aber hat der Bruder Karl bis an ſein Raſtatter Ende immer noch für mich ausgearbeitet, den Beichtzettel, worüber wir ſpäter reden wollen.

Noch einen Mann darf ich in der Oberquintazeit nicht vergeſſen, den damaligen Brigadier (Gendarmerie-Wachtmeiſter) Schreiber. Dieſer, ein ſtrammer, alter Soldat mit Tillykopf, war bis vor wenig Jahren in Haslach ſtationirt geweſen und hatte viel im Hauſe meiner Eltern verkehrt. Er kannte die guten und ſchlimmen Eigenſchaften aller Haslacher; namentlich meinte er, ein geborener Haslacher habe das Bedürfniß, jede Woche einige Abende ins Bierhaus zu gehen und über Dinge zu reden, von denen er nichts verſtehe. Deßhalb nahm er mir auch mein verbotenes Kneipen nicht übel, ja er beſchützte dasſelbe zu Zeiten. Und das ging ſo zu: Das beſte eingeborne Raſtatter Lagerbier ſott vor 40 Jahren der Bierbrauer Kolb in der Engelgaſſe, an den Grenzen des Kalabrich. Hier war der Brigadier Stammgaſt und jeden Abend zu treffen. Wir hatten nun ausgemacht, daß, ſo oft ich im Kolb erſcheine, er für den Fall meines Erwiſchtwerdens ſich als meinen vom Vater geſetzten „Vormund“ ausgebe. Und ſo ſaß ich denn gar manchen Abend neben meinem „Vormund“ und trank mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob ich gefeit wäre gegen alle Eventualitäten. Bisweilen machte ich auch in Kolbs düſterm Biergarten, droben beim Kirchhof, eine nachmittägliche Kegelpartie mit meinem Brigadier und Seinesgleichen, mit Amtsdienern, Gefangenwärtern, Aktuaren, nicht ahnend, daß ich in meinem ſpätern Leben als Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung und als Gefangener derlei Leuten noch dienſtlich ſo viel zu ſchaffen machen würde. —

Digitized by Google

Nachdem ich den kalten Winter in meiner Kegelbahn ausgehalten, zog ich mit Beginn des Sommerkurses hinüber zu meinem Kostherrn, dem Metzgermeister Birkle, wo der Obersextaner Beckert und ich ein großes, schönes Zimmer gemeinsam bewohnten. Beckert, der später als junger Kooperator am Münster in Freiburg starb, war Senior der offiziellen, erlaubten Sextanerkneipe, aber auch als Untersextaner schon erster Chargirter des nicht erlaubten Korps der Markomannen gewesen. Diese Verbindung, der einst auch Bischof Lothar von Kübel, und zwar als keiner der geringsten Brüder, angehört hatte, fand ihr Ende unter Beckert. Als sie draußen im Dörfl beim „Siebert" an einem Abend des Jahres 1856 versammelt waren mit all' ihren Insignien als Korpsburschen, rückte unser Schill mit einer Schaar Polizeidiener an, besetzte Eingänge und Fenster und fing die Uebelthäter. Die harten Karzerstrafen und die erstmalige Aufhebung sprengten das Korps für viele Jahre, seine „ärarischen" Stulpen, Rapiere und Florets aber besaß Beckert, und sie kamen bei seinem Abgang zur Universität an mich.

Beckert war ein Hauptschläger und lehrte auch mich Rapier- und Floretfechten, wozu unser Zimmer Raum genug bot. Unsere Betten stunden einander gegenüber an beiden Zimmerwänden, und manchmal reizten wir uns Morgens beim Erwachen absichtlich durch allerlei Stichreden, worauf jeder von seinem Lager aufsprang und zur Wehre griff. So fochten wir dann „im bloßen Hemd" zwischen den beiden Bettstellen — bis zur Ermüdung.

Man hat von lange her eine schwere Sünde darin gesehen, wenn Lyceisten, resp. Gymnasisten, zu einer Verbindung zusammentreten, wie sie auf Universitäten üblich sind. Und erst in neuester Zeit ging durch alle badischen

Digitized by Google

Zeitungen wie ein die badische Welt erschütterndes Ereigniß die Kunde, man habe an den Gymnasien „geheime Verbindungen“ entdeckt. Ich weiß nun nicht genau, ob dies ähnliche Vereine waren wie die Markomannen in Rastatt, ich denke mir sie aber so, und dann begreife ich den Spektakel nicht, welchen man darüber macht. Es sind das alte Neuigkeiten, und es war immer so oder ähnlich, ohne daß man ein besonderes Unglück für Staat und Kirche oder auch nur für den Einzelnen daraus bis jetzt hätte ableiten können. In der Regel erheben von den Vorgesetzten solcher Gymnasisten diejenigen den größten Lärm, welche als Hasenfüße und Schwächlinge nie solchen Verbindungen angehört oder angewohnt haben.

Aus den deutschen Studentenverbindungen, großen und kleinen, sind allzeit Deutschlands beste und tüchtigste Männer hervorgegangen. Speziell aus der Rastatter „Markomannia“ leben heute noch in den höchsten Aemtern des Staats und der Kirche Angehörige, welche sich, ich bin dessen fest überzeugt, bis zur Stunde noch darob freuen und sich mit Vergnügen jener Tage erinnern.

Was geschieht denn auf solchen Kneipen Böses? Achtzehn- bis zwanzigjährige Gymnasisten trinken Bier, singen Volks- und Studentenlieder, machen allerlei unschuldige Ceremonien akademischer Studenten nach, vergessen so ihre viele Mühe und Arbeit in der Schule und holen sich einiges Gemüth und Poesie zum Ersatz für die Oede und Leere philologischer Pedanterie, mit der sie von den lateinischen Schulmeistern geplagt werden. Es ist ihnen diese Erholung noch mehr zu gönnen als den Akademikern, welche als „Studenten“ erster Klasse gelten, aber oft nichts studiren, während der „Frosch“ studirt und studiren muß.

Sonst kommt nichts Böses vor in diesen Gesellschaften,

Digitized by Google

und diejenigen, die eigentlich Böses und Gemeines thun, sind in der Regel die „Duckmäuser", welche sich auf keiner Kneipe sehen lassen, im Geheimen aber viel schwerer sündigen. Es waren mir derlei Exemplare mehr denn eines bekannt.

Nicht die sogenannten geheimen Verbindungen sind das Krebsgeschwür an unserer heutigen studirenden Jugend (bei der, wie schon einmal gesagt, Erscheinungen zu Tage treten, die meine Studirzeit nicht kannte, wie z. B. Selbstmord), sondern der Mangel an Achtung vor der Religion, hervorgerufen aus der unbändigen Freiheit in religiösen Dingen, die man in jetzigen Tagen jedem bartlosen Knaben einräumt. Man mag mir sagen, was man will, und so sehr ich die Ursachen desselben unparteiisch rechts und links sehe, ich behaupte: Der Kulturkampf, in welchem allüberall gegen Kirche und Dogmen gehetzt und gespottet wurde, hat am allermeisten bei unserer Jugend seine schlimmen Folgen hinterlassen, in der Volksschule sowohl wie in den höheren Schulen. —

Seitdem ich mit Beckert zusammenlebte, besuchte ich mit ihm gar oft die Kneipe der Sextaner, welche sie damals fast regelmäßig in der Bierbrauerei Gromer am Kehler Thor aufgeschlagen hatten. Ich lernte da all' das bei Zeiten, was ich später, selbst Senior geworden, zu praktiziren hatte. Nächst Beckert, der eine joviale, heitere Natur war, glänzte unter den Biergenies jener Tage auch ein heutiger badischer Oberschulrath, der aber, zu den kleinen Geistern gehörend, teufelswild ist, weil ich in meiner „Studienzeit" seiner Erwähnung gethan habe. Drum soll es ihm wie in den beiden ersten, so auch in dieser dritten Auflage erst recht nicht geschenkt sein, daß ich ihm einst half ein Ständchen singen.

In dunkler Nacht von der „Gromerei" mit ihm heim-

Digitized by Google

kehrend, machten wir an der Murg in der Nähe der Badener Brücke Halt, und ich mußte ihm vor dem Fenster eines Mädchens, für das er ritterliche Minne fühlte, Simon Dach's „Aennchen von Tharau" singen. Hell tönte meine Stimme durch die Nacht hin, während der heutige Oberschulrath etwas Baß dazu summte. Aber des Glockengießers Aennchen, so hieß die Besungene, mochte keine Ahnung haben von der Poesie, die in einem Ständchen liegt; ihr Fenster blieb dunkel und geschlossen, und ziemlich abgehärmt zogen wir über die Brücke der Stadt zu.

Als ich 13 Jahre später, 1870, in meiner Eigenschaft als Staatsgefangener mit meinem Gefangenwärter eines schönen Maitages auf einem Spaziergang über die gleiche Badener Brücke ging, begegnete uns das Aennchen. Ich hatte es auf den ersten Blick wieder erkannt; es war noch das kleine, niedliche, rothbackige Ding — aber, wie mir mein Begleiter sagte, immer noch ledig. Sie konnte natürlich nicht vermuthen, daß jener Sänger von damals als Gefangener an ihr vorüberziehe, und sagen konnte ich es ihr nicht, denn das Reden auf der offenen Straße war mir, dem politischen Verbrecher, nicht gestattet. —

Mit Beckert und mir saß am Kosttische des Metzgers Birkle, der heute noch sammt seiner Frau am Leben ist, als dritter im Bunde der Postpraktikant Nowak aus Karlsruhe, den ich nicht vergessen darf, weil er drei Jahre lang mit mir aß und bisweilen auch trank. Ich habe in meinem Leben keinen gutmüthigern Menschen kennen gelernt als diesen Nowak. Seine Gutmüthigkeit ging so weit, daß er selbst leichtsinnig wurde, nur um in der Gesellschaft Leichtsinniger nicht den Sonderling zu spielen. Er glaubte z. B. trotz seiner schwächlichen Figur und Konstitution ebensoviel trinken zu müssen wie andere Leute, weil er fürchtete

Digitized by Google

die Vieltrinker sonst zu beleidigen. Daß diese Gutmüthigkeit mißbraucht wurde, liegt nahe.

Ich habe manchen schlechten Spaß auf dem Gewissen, den ich mit ihm über Tisch getrieben, aber zum Uebermaß des Trinkens verleitete ich ihn doch nie, da ich Mitleid mit seiner Gesundheit hatte. Meist verbrachte er seine Abende in anderer Gesellschaft, klagte mir dann am folgenden Tage über schrecklichen Katzenjammer und fügte regelmäßig bei: „Ich sollt' halt immer nur mit Dir gehen!" Meine Bosheit ließ ich an ihm vorzugsweise dahin aus, daß ich ihm, in dessen Brust ein liebendes Herz schlug, von Lenz und Liebe redete und so sein ganzes Wesen vor Vergnügen strahlen machte. Er hatte dabei einen unerschütterlichen Glauben an seinen Mephisto. Ich war kaum ein Jahr auf der Universität, als mir die Kunde ward, der gute Nowak vulgo Schnackel sei gestorben.

So verließen meine beiden damaligen Tischkollegen in der Blüthe ihrer Jahre diese Erde, und ich allein blieb übrig, um mich mit Wehmuth ihrer und unserer lustigen Tage zu erinnern.

Beckert war aus dem Dorfe Bietigheim bei Rastatt, und sein Vater, ein armer Bauersmann, besuchte uns deßhalb oft an den Markttagen. Trotz seiner Mittellosigkeit brachte er seinem Sohn regelmäßig einen großen Laib schwarzen Brodes und ein Stück Speck, wozu ich natürlich jeweils auch eingeladen wurde. Als Dessert zu diesen Bietigheimer Delikatessen gab uns der gute Mann Lehren und Mahnungen, die aber auf ein sehr trockenes Erdreich fielen. Sein Brod und Speck hielten viel länger an; denn wir hatten tagelang daran zu zehren in der Zeit zwischen Mittag und Nacht, seine Predigt aber war vergessen, ehe der Prediger das Haus verlassen hatte. Seine letzten

Digitized by Google

Worte, die wir mit Lächeln begleiteten, lauteten ſtets: „Lepold, paſſ' m'r numme uff in d'r Schuel und zieh m'r nett in dene Werthshüſer rumm!" Als ſein Leopold ſchon auf der hohen Schule zu Freiburg ſich befand, beſuchte mich der Alte bisweilen noch in Raſtatt, und ich erinnere mich gar wohl, wie er mir eines Morgens einige Würſte aus Kuhblut brachte, die aber meines metzgerlichen Hausherrn Hund, der „Sultan", verzehren mußte. —

In meiner Klaſſe waren es in Oberquinta zwei Mitſchüler, mit denen mich von da an für die ganze Lyceumszeit die gleiche Geſinnung in Studien und Vergnügungen innig verband. Beide, talentvoller denn ich, theilten mit mir die gleiche Luſt, außerhalb der Schule Geſchichte und Literatur zu ſtudiren, und ebenſo beſeelte ſie der gleiche Hang zum Rauchen und zum Kneipen. Mittelloſer als ich, hatten ſie jedoch von Oberquinta an durch theologiſche Stipendien auch eher den zu obigem Hang nöthigen „Nervus rerum".

Abetz, der Sohn eines mit Kindern mehr als geſegneten Wagners aus Raſtatt, Kuhn, Sprößling eines Dorfſchullehrers aus Leiberſtung, und ich waren alle drei junge, literariſche Schöngeiſter und ſchwärmten für deutſche Wiſſenſchaft und für Germanenthum, wie nur Neuteutonen in dieſem Alter ſchwärmen können. Manche Stunde ſaßen wir unter dickem Tabaksqualm in dem Zimmer des einen oder andern und laſen Platen, Uhland, Goethe, Leſſing oder deutſche Geſchichte. Unter den Dichtern wurde Platen wegen ſeiner glatten Verſe unſer Liebling und von den Hiſtorikern Menzel. Unſere politiſche Geſinnung war extrem liberal und die deutſchen Kaiſer des Mittelalters, welche mit der Kirche im Streit lagen, unſere Helden. Wie oft haben wir einen Gregor VII. verwünſcht, weil er in Hein-

Digitized by Google

rich IV. unser Kaiserthum erniedrigt, und den deutschen Gottesmann Luther gepriesen, weil er gegen den Ablaßkrämer Tetzel aufgetreten!

Ich kann mich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ich an unsere ebenso unreifen als jugendlichen Urtheile über Zeit und Weltgeschichte zurückdenke, finde aber Derartiges an jungen Leuten verzeihlich. Es wird heute noch so sein. —

In den Ferien suchte jeder für sich Neues zu lesen, und nach der Rückkehr kramte einer um den andern aus, welch' neue Dinge er kennen gelernt, und neben Bier und Tabak ward mit großem Eifer erzählt, disputirt und diskutirt.

Ich lag manche Morgenstunde mit meiner Geschichte der Deutschen von Menzel, gekauft vom Antiquar Hanke zum Silberschild in Zürich, oder mit meinem Platen an den Waldsäumen der Heimath, schaute, nachdenkend über das Gelesene, hinab auf das Städtchen, wo die Rauchwölkchen leicht von den Kaminen aufstiegen, und träumte über Geschichte und Poesie.

Die selige Kinderzeit war vorüber. Wenige Jahre zuvor war ich noch mit Lesholz oder gesammelten Buchnüssen aus diesen Wäldern gezogen und hatte mich um die Welt so wenig bekümmert als ein Tannenbaum; jetzt machte ich mir schon Kopfweh mit Nachdenken, und während meine Seele damals ganz und vollauf der Natur gehört hatte, wandelte ich jetzt durch Wald und Feld mit Büchern in der Hand. Duft und Aether des Seelenlebens waren fort. Buch und Natur stehen in einem Verhältniß zusammen wie die Heuschrecke zur Nachtigall.

Hatte ich meine Studien am Wald vollendet, so ging's, auch ein Zeichen, daß die genügsame Kindeszeit verschwunden war, hinab ins Städtchen zu einem Frühschoppen. Während ich ehedem bei der Heimkehr aus

Digitized by Google

Feld und Wald glücklich war bei einem Topf Sauermilch, stolzirte ich jetzt wie ein junger Storch im ersten Gras, mein Buch unterm Arm, am Morgen schon ins Bierhaus. Hier traf ich in der Regel die besseren Bürger und die allzeit durstigen Handwerksleute der Vaterstadt beim Glase.

Unter den ersteren glänzte der Kaufmann Armbruster, mit dem ich vorzugsweise mich unterhielt, denn er hatte einstens am Gymnasium in Offenburg zwei Schulen absolvirt. Da er außerdem in der Diplomatennachbarstadt Wolfach geboren war, übertraf er an „façon de parler" sämmtliche gewöhnlichen Haslacher Bürger. Mit Vorliebe gab er lateinische Brocken zum besten und wußte stets, wo der „feinste Stoff" in Haslach zu finden war. Wenn wir manchmal beim „Bierkrämer" saßen, konnte er mitten im Gespräch abbrechen und unter einem „à propos" mir still ins Ohr flüstern: „Der feinste Stoff ist wirklich drüben beim Bierweible!" Wie oft hat der alte Herr, stets eine gestickte Cerevismütze auf dem Haupte, behaglich den Wunsch ausgesprochen: „Wenn mir das Bier nur auch noch zehn Jährle so schmeckt wie heute!" Er hat's erlebt, aber die „zehn Jährle" sind längst vorüber, und mit ihnen ist er verschwunden aus dieser flüchtigen Erdenzeit. —

In die Zeit des Oberquintaners fällt auch meine nähere Bekanntschaft mit dem in meinen Jugenderinnerungen öfters genannten Schmiedmeister Wunibald Kern. Er führte mich zuerst in die höhere Politik ein, die auf Börnes Briefen aus Paris fußte, welche mein Lehrmeister besaß, mir zum Lesen gab und mit mir besprach. Ich glaube fast, daß von jener politischen Jugendlektüre und von den Wunibald'schen Kommentaren, welche auf ein Haslacher Herz fielen, eine meiner größten Untugenden herkömmt, die nämlich, über die bestehenden Verhältnisse in

Digitized by Google

Kirche und Staat unpolitische Gedanken loszulassen, wodurch ich mir schon viel geschadet und viele Feinde gemacht habe.

Noch ein wichtiger Akt fiel in jene Tage. Aufgemuntert durch meine Freunde Abetz und Kuhn, von denen jeder 150 Gulden theologisches Stipendium bezog, ließ ich mich durch Verlangen nach „mehr Geld" herbei, auch um ein solches nachzusuchen. Theologische Anlagen hatte damals keiner von uns. Die eigentlichen Berufstheologen in der Klasse, Leute, die schon sehr fromm thaten und selbst das „Freiburger Kirchenblatt" hielten, bekamen von uns den Namen „Schöpsen", und das einzige Mal, da ich den Professor Nicolai bös sah über mich, war, als er erfahren hatte, daß ich einer der malitiösesten Gegner des „Schöpsenbundes" sei.

Mit Rücksicht auf mein vorgelegtes Vermögenszeugniß erhielt ich zwar nur fünfzig Gulden, allein es waren mir dieselben immerhin eine angenehme Vermehrung meines Taschengeldes. Das theologische Stipendium hatte aber auch im elterlichen Hause meine Berufswahl flüssig gemacht. Mutter und Großmutter schwärmten natürlich für ein theologisches „Stipendi", aber in erster Linie nicht wegen des Geldes, sondern sie glaubten mich eher an ihren Lieblingswunsch gebunden. Ich selbst hatte lediglich den Mammon im Auge und im übrigen meine Sache noch ziemlich auf nichts gestellt.

Anders als Mutter und Großmutter dachte mein praktischer Vater. Eines Morgens ging ich mit ihm, der immer noch ein kranker Mann war, spazieren „um die Seilerbahn", wie die ausgeebneten Remparts des einst festen Städtchens heißen. Dort, wo man vom „Neuen-Thor-Bach" her in das Städtle hineingeht, stund damals, an der Ecke des Apothekergartens, ein „Bildstock" aus

Digitized by Google

Stein mit der Jahreszahl 1736. An dieser Stelle rieth mir der Vater, mit dem ich seither nie über meine Zukunft gesprochen hatte, doch ja nicht Geistlicher werden zu wollen, und zwar deßwegen nicht, weil er den Cölibatszwang für ein Unding halte. Ich war zwanzig Jahre alt, hatte aber keinen Begriff, höchstens eine Ahnung von dem, was der Vater sprach, und meinte, das werde mir nichts machen und mich nicht abhalten, Theologie zu studiren. Der Vater schwieg darauf und hat von jenem Augenblick an nie mehr über meine Berufswahl ein Wort mit mir gewechselt. Einige Jahre später, ich war schon Theologe, gab mir der alte Dekan Kurz ähnlichen Rath und erhielt dieselbe Antwort wie mein Vater. —

Am 14. September 1857, dem Tage, da die katholische Kirche das Fest der Kreuzerhöhung feiert, zog ich mit einer Schaar älterer Haslacher Jungfrauen, unter ihnen befanden sich „'s Hinterskirchs Rothe" und ihre Schwester „Ricke", auf das „Kreuzbergle" bei Hausach. Es ist dies eine prächtig gelegene Waldkapelle, wohin in jener Zeit noch die Haslacher an den hl. Kreuztagen gerne wallfahrteten. Ich hatte mich angeschlossen der „schönen Partie" wegen und trieb unterwegs „in Ehren" meinen Spaß mit den „alten Blumen der Heimath".

Wir waren etwa halbwegs am Berg hinaufgestiegen, als mich „die Rothe" fragte, was ich studiren wolle. Mit ernsthafter Miene sagte ich ihr: „Pfarrer", worauf die ganze fromme Gesellschaft hohnzulachen begann. Sie verschworen sich alle, ledig bleiben zu wollen, wenn ich Pfarrer werde, worauf ich erwiderte, dies Gelübde werde ihnen nicht schwer werden, auch wenn ein Geistlicher aus mir würde, da die meisten von ihnen zum Ledigbleiben verurtheilt seien von Natur aus. Und so

Digitized by Google

geſchah es auch; ich ward Pfarrer, und die Lacherinnen lebten und ſtarben faſt ausnahmslos im ledigen Stand. —

Im Herbſte des eben genannten Jahres fand in der Stadt Lahr ein großes landwirthſchaftliches Feſt ſtatt. Ueber den Schönberg und die Geroldseck fuhr ich mit meinem ältern Freund, mit des „Gotterbarms Franzſepp", in einem flotten Einſpänner dahin. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich die neue katholiſche Kirche und das ebenfalls neue, überaus liebliche Pfarrhaus von Lahr, und es kam mir beim Anblick des letztern zum erſten Mal ganz ernſthaft folgender Gedanke: Wenn ich wüßte, daß mir einmal ein ſolch' ſchönes Pfarrhaus zu theil würde, könnte ich mich ernſtlich entſchließen, Geiſtlicher zu werden.

Ich beneidete im Stillen den Pfarrer von Lahr, von dem ich übrigens nichts zu ſehen bekam, und hätte nie gedacht, daß ich einmal mit ihm bekannt und enge befreundet werden würde. Denn jener Glückliche war damals ſchon kein anderer als der ſpätere Dekan Förderer von Lahr. Meine „theologiſchen Gedanken" beim Anblick des ſchönen Pfarrhauſes waren bald wieder weggeſchwemmt vom Feſtjubel. Mein Begleiter hatte viele Freunde unter den Lahrern, und bei denen ging es, in jener Zeit wenigſtens, maſſiv luſtig her, ſo daß wir erſt gen Mitternacht mit unſerem Rappen an den Ruinen von Geroldseck vorbeiſprengten hinab ins Kinzigthal. —

So gingen die Dinge in Quinta, die viel glänzender ſchloß, als ich am Anfang erwartet. Ich wurde beim Uebergang zur Sexta im Zeugniß und bei Verkündigung der Promotionen in der Aula öffentlich belobt, rangirte unter den Erſten und hatte in Fleiß und Betragen die erſten Noten — all' das ohne Verdienſt.

Digitized by Google

Der Sextaner.

Wenn ein ruſſiſcher Leibeigener von ſeinem Kaiſer die Freiheit erhält und zugleich zum Baron ernannt wird, kann er unmöglich froher ſein, als ich es war, da ſich mir nach jahrelangem Sehnen die Thüre der Unterſexta (Unterprima) aufthat. Ging ja doch damit das „verſtohlene“ Kneipen zu Ende und konnte ich meinem „Bier-Genius“ freien Lauf laſſen. Ich hatte mich aber bis jetzt nach keiner andern Freiheit mehr geſehnt als nach dieſer. Deßhalb galten auch mir, wie ſchon oben bemerkt, die Sextaner (Primaner) als die „Grands Seigneurs“, als die großen Herren am Lyceum.

Der Sextaner iſt aber ſonſt auch die ſchönſte Blüthe des ganzen Studententhums. Zwiſchen dem allzufreien Akademiker und dem zu eingeſchränkten niedern „Froſch“ ſtehend, erhebt er ſich über beide. Den Univerſitätsſtudenten übertrifft er an Fleiß und Leiſtungen, an Freude zum klaſſiſchen Alterthum, an Idealen; den kleinern „Mitfroſch“ aber ſtellt er in Schatten durch ſeine akademiſchen Allüren und durch eine geiſtigere Auffaſſung ſeines Daſeins.

Viele meiner geiſtlichen Mitmenſchen ſagen heute noch von mir, ich ſei ſtolz und hochmüthig. Bewußt aber war ich das erſtere im ganzen bisherigen Leben nur in meinen Sextanertagen, wo ich glaubte, auf dem ſtudentiſchen Olymp angekommen zu ſein und deßhalb das Recht zu haben, mich zu fühlen als einen halben Götterjüngling, der überall Nektar und Ambroſia ſieht, und in deſſen Gehirn die klaſſiſchen Zeiten Kirchweih halten.

Digitized by Google

Lessing nannte diese Jahre die einzig glücklichen in seinem ganzen Leben, und wenn ich offen sein will, und das will ich, auch auf die Gefahr hin, wieder „verschimpft“ zu werden, so muß auch ich sagen, daß die zwei Jahre der Sexta nächst der Zeit „beim Kaplan“ die glücklichsten meiner ganzen Studien-Aera gewesen sind. Sie sind zwar nebenbei meine „Flegeljahre“ gewesen, allein es scheint sich dies ganz natürlich zu verstehen. Mir kommt es vor, als ob das erste verständnißinnige Eindringen klassischer Bildung in den Geist eine Art Revolution in dem Sterblichen hervorbringe, bei welcher der Naturmensch kämpft mit der Humanität. Diese wird innerlich Meister, der „Flegel“ muß hinaus, behauptet aber zum Ersatz sein Regiment äußerlich. Daher die tollen Streiche der studirenden Jugend.

Unser oben besprochener Dreibund arbeitete mit neuem Eifer in der neuen Klasse, angeregt durch die offizielle Geschichte der Literatur, welche uns ein bisher noch nicht genannter Lehrer, Schlegel, gab. Dieser Herr, ebenso fleißig als gewissenhaft in seinem Amt, hatte zwar auch die unglückliche Idee, die Literaturgeschichte zu diktiren; allein wir lernten daraus wenigstens Quellen und Namen der ältesten deutschen Literatur bis auf Opitz, und wenn wir auch des Professors Diktat nicht sonderlich studirten, so holten wir auf der Bibliothek die vom Professor angeführten Quellen und widmeten uns diesen um so mehr.

Wir drei thaten für die Schule damals nicht allzuviel, wohl aber fürs Leben. Vom Nibelungenlied angefangen, gingen wir alle namhaften mittelalterlichen Dichtungen durch, wobei Abetz, ein Schwärmer für die Arbeiten der Gebrüder Grimm, vorab den sprachlichen

Digitized by Google

Theil behandelte, während Kuhn und ich den poetischen Gehalt hervorhoben.

Die in Untersexta beginnende „Philosophische Propädeutik", gegeben von Professor Holzherr, war mir in ihrer Elementarlehre der Logik ein Greuel, weil ich das Denken nach Formeln als eine geistige Tortur verabscheute. Der Mensch muß seine Logik mit auf die Welt bringen, alles Zuschneiden und Einschachteln nützt nichts. Der wahre Logiker wird auch, wie der Dichter, geboren und nicht gemacht. Feind von allem Abstrakten und von Formeln, weil es mir meinen Geist austrocknet wie ein Samum die Vegetation, habe ich nie Geschmack an Philosophie gefunden, auch nicht als ich auf der Universität dieselbe hörte. Mit Interesse gelesen und in mich aufgenommen habe ich in meinem Mannesalter nur einen Philosophen, den der Verzweiflung, Arthur Schopenhauer.

Den Cicero in seinen philosophischen Schriften, ebenso den Horaz lernte ich in ihrer geistigen Feinheit erst in Obersexta erfassen. Holzherr, bei dem wir Ciceros Tusculanen lasen, arbeitete mehr aufs „Stück", und Nicolai verunedelte den Horaz durch Betonung der Versmaße, die er selbst nicht immer verstund. Ich muß jetzt noch lächeln, wenn ich an den guten Professor Nicolai in Verbindung mit Horaz denke. Auf die Uebersetzung des letztern bereitete ich mich stets gerne vor, die Versmaße aber habe ich gehaßt und verachtet und deßhalb selten berücksichtigt. Wenn nun der „Nikele" mich darnach fragte, machte ich schnell ein ungefähres Metrum, und wenn er Einsprache erhob, behauptete ich kühn, in „alten Ausgaben" ein solches gefunden zu haben. Jetzt wurde der brave Mann vorsichtig und sprach: „Ja, man kann a so sagen, kann aber auch a so sagen," und dann

Digitized by Google

gab er seine Jamben, Trochäen und Daktylen zum besten.

Die angenehmsten Stunden blieben mir eben die des Direktors. Er las mit uns in Untersexta Homer und Herodot; da war stets Geist und Leben. Die meisten Schüler der Klasse fürchteten sich auf seine Stunden, ich freute mich. Etwa die fünf Ersten ließ er vorübersetzen, die andern mußten, wie er zu sagen pflegte, „nachsägen"; sie hatten die mühevollere Arbeit, denn wenn ihnen nur ein Wort anders kam, als es vorher übersetzt worden, ergoß sich eine Fluth von Schimpfreden über das Haupt der Unglücklichen. Da hieß es: „Setz er sich, er Rindvieh!" „Er ist ein geborenes und erzogenes Rindvieh!" „Werd er Schuster!" „Es sind nur vier oder fünf in der Klasse, die ich brauchen kann, die andern sind und bleiben Schafsköpfe" u. s. w.

Wenn er sich ausgeschimpft hatte, legte er sein Haupt einige Zeit trauernd in die rechte Hand, dann fing er wieder an voll der höchsten Feinheit seinen Klassiker zu erklären. Ich wußte mit der Zeit jedes Partikelchen nach seinem Geschmacke zu übersetzen, hatte gar oft nur flüchtig die Uebersetzung „geschlaucht", während andere mühsam sich präparirten, und doch kam ich mit Lob, jene aber mit Schimpf davon. Aber es hat auch mir mehr denn einmal die Rede geblüht: „Er ist eben auch ein Rindvieh!" Ich habe jedoch dem vorzüglichen Lehrer derlei Dinge nie übel genommen; er war und blieb mein Lieblingslehrer, dessen auffahrende Hitze nebst ihren mündlichen Folgen ich heute in hohem Maße theile, ohne solch' ein klassischer Philologe zu sein, wie er es gewesen ist. —

Man kann im gewöhnlichen Leben oft die Erfahrung machen, daß Menschen, solange ihnen etwas verboten ist,

Digitized by Google

darnach trachten, ſobald es aber erlaubt wird, gleichgiltig dagegen werden. Bei mir war dies mit dem Wirthshausgehen nicht der Fall. Im Gegentheil, es ſteigerte ſich meine „Bierlümmelei“ mit dem Eintritte der Sextanerfreiheit. Ich hatte eben in den Tagen meiner Studienzeit ein leidenſchaftliches Verlangen nach Bierhaus und Geſellſchaft, während beide ſeit vielen Jahren von mir in meinem Alltagsleben vollſtändig gemieden werden. Es hat meine Natur hierin ganz ins Gegentheil umgeſchlagen, und ich bin in dieſen Dingen einer der langweiligſten Philiſter geworden.

Manche werden es mir zur Schande anrechnen, daß ich in jenen Tagen in meinen Vergnügungen ganz im Bierhaus aufging. Mir iſt aber ſchon oft der Gedanke gekommen, daß es für mich in gewiſſer Beziehung ein Glück war; denn es hielt mich vielleicht von größern Fehlern ab. Und in der That hat in jener Zeit keine andere Leidenſchaft mich gefeſſelt außer Biertrinken und entſprechendes Krakeelen.

Meine desfallſigen Beſtrebungen wurden jetzt ſyſtematiſch abgetheilt. Der Frühſchoppen an Sonn- und Feiertagen und an jenen Werktagen, an denen um elf Uhr die Klaſſe aus war, wurde in der „blauen Katz“ genommen. Einige Glas Sinzheimer Bieres vor Tiſch nebſt einer „Faſtenbrezel“ galten mir damals als ein Hochgenuß, den ich jetzt an einer fürſtlichen Tafel nicht mehr fände. Der Katzenmeier, ein dicker, urgemüthlicher Altbayer und mein intimer Freund, meinte des öftern, ſo ein luſtiger „Bruder“ wie ich käme keiner mehr ans Lyceum. Er ſetzte ſich deßhalb ſtets an meinen Tiſch, an dem einige Stammgäſte ſaßen, wie der fidele Rathſchreiber Wildemann, Virtuos im Rettigſchneiden, der

Digitized by Google

Oberfeldwebel Maurer von der Strafkompagnie und andere, die alle längst unter die Todten gehören.

Ich weiß nicht, ob die Menschen heutzutag beim „Frühschoppen" auch noch so heiter sind, aber bei uns herrschte eine Heiterkeit, die mir jetzt wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht vorkömmt.

Die Nachmittage von vier Uhr ab wurden in Untersexta eine Zeitlang ganz regelmäßig, selbst im Winter, in dem Dorfe Kuppenheim zugebracht. Es konnten die Schildwachen am Niederbühler Thor in den Herbst- und Wintertagen des Jahres 1857 täglich nach vier Uhr zwei junge Leute zur Festung hinauseilen sehen; der eine groß, schlank und blaß, der andere breit und stämmig. Sie rannten dahin, als gälte es, ein Wettrennen nach dem eine Stunde entfernten Kuppenheim abzuhalten.

Durch das Dorf Niederbühl ging's im Sturm, im gleichen Tempo vorbei am Preußendenkmal beim Eisenbahndamm und durch die kerzengerade Obstbaum-Allee der Landstraße bis zur Sabbatsgrenze der Kuppenheimer Juden am Eingang des Dorfes. Jetzt mäßigen die zwei ihre Schritte, um nicht für Feuerboten gehalten zu werden. Sie durchschneiden die Hauptstraße beim Rathhaus und haben ihr Ziel, „die Sonne", erreicht.

Die Sonnenwirthin, eine junge, stattliche Wittwe, ließ damals einen köstlichen Gerstensaft brauen; der zog die zwei herbei, und beim vergnügten Trunk saßen sie im Nebenzimmer bis um 8 Uhr, neben dem Trinken Geschichtsdaten sich fragend, in denen der breitstämmige besonders zu Hause war. Kurz vor Thorschluß, um neun Uhr, galoppiren die Jünglinge wieder zum Niederbühler Thor hinein, und bald sitzt der Lange bei mattem Talglicht in der Rappengasse an seinen Pensa für den kom-

Digitized by Google

menden Morgen. Ihn kennen die Leſer; der andere war der Oberſextaner Chriſtian Walk aus Weingarten, vulgo Maßik, jetzt wandernder Prieſter und Rentier. Von beiden ging die Sage, ſie hätten am meiſten Geld zum Biertrinken, weßhalb ſie mehr als andere dies beſorgten.

Ich kann Kuppenheim nicht nennen, ohne eines gleich im Anfang des genannten Schuljahres vorgefallenen Abenteuers zu erwähnen. Es war am Kirchweihſonntag 1857, als Maßik und zwei weitere Oberſextaner mit mir nach dem Dorfe zogen in keiner andern Abſicht, als bei der Sonnenwirthin Einkehr zu halten. Dieſe ſelbſt aber machte uns nach einiger Zeit aufmerkſam, daß droben im „Kreuz", der Wirthin Heimath, Tanzmuſik ſei, gegeben von Böhmen des öſterreichiſchen Regiments Benedek. Wir, ſo äußerte ſie wiederholt, ſollten doch auch tanzen am Kirchweihtag.

Mehr als ſonſt, weil Kirchweih im Lande, hatten wir dem Gambrinus geopfert und ließen uns deßhalb bereden. Meine Kollegen befanden ſich bald im vollen Reigen, welchen Bauernmädchen mit ihren „Schätzen", unter letzteren einzelne Soldaten, bildeten. Ich hatte mich, im Bewußtſein meiner ſchlechten Leiſtung auf dem Gebiete der Tanzkunſt, als Zuſchauer unter die Thüre poſtirt, da kam des Kreuzwirths Töchterlein, der Sonnenwirthin Schweſter, und forderte mich auf, doch auch zu tanzen. „Nemo saltat sobrius", und weil ich nicht mehr ſehr nüchtern war, unternahm ich einige Tänze, die letzten meines Lebens, mit der Primadonna von Kuppenheim.

Die Kuppenheimer Bauernburſche waren anfangs anſtändige Leute und freuten ſich, daß ihre Mädchen mit „Studenten" tanzten; allein jene theilten die allgemeine weibliche Schwäche der Eitelkeit und wollten dieſen Abend

Digitized by Google

immer nur mit uns und nie mehr mit den jungen Herren ihres Dorfes sich abgeben.

Das erregte mit Recht den Zorn der ländlichen Jünglinge, und sie suchten Streit. Den Anfang machte ein eingeborener Kanonier, indem er mich mitten im Tanz durch ein Stuhlbein zum Falle bringen wollte. Ehe er seinen Zweck erreichte, merkte ich sein Vorhaben, ließ die Tänzerin fahren und griff den Kerl am Leibe so kräftig an, daß ich ihm seine Koppel sammt Säbel wegriß und unter eine Bank warf. Jetzt stürzte eine Schaar auf mich zu, die zweifelsohne meine langen Glieder schwer heimgesucht hätte, wenn nicht in demselben Augenblick der zur Aufsicht für Soldaten nach Kuppenheim abkommandirte Wachtmeister der Artillerie in den Saal getreten wäre. Dank meiner Bekanntschaft mit Unteroffizieren zählte er zu meinen „Freunden". Er sieht mich von Feinden umringt, eilt herbei, gebietet Ruhe, stellt die Musik ein und säubert den Tanzboden.

Es war aber indeß für uns Studenten zu spät geworden, um noch in die Festung eingelassen zu werden, und meine Kameraden beschlossen, im Kreuz zu übernachten. Ich wollte, da die Bauernbuben drohend das Gasthaus umlagerten, nicht im Dorfe bleiben und schlug meinem Freund Artillerist vor, mich unter seiner Hut nach Rastatt zu nehmen, da ihm jedenfalls das Thor geöffnet würde, und er zum Rapport heute noch dahin mußte. Er erklärte, mich nur als Gefangenen in die Festung bringen zu können, andere Leute einzuführen wäre ihm unmöglich. Ich war damit einverstanden. Eng an ihn mich anschließend, begleitete ich meinen Patron noch in die verschiedenen Wirthschaften, wo er zu inspiziren hatte, und gegen zehn Uhr zum Dorfe hinaus.

Digitized by Google

Am Niederbühler Thor hatten die „Badiſchen“ die Wache, und hier war Gefahr, daß meine Pſeudo-Gefangennahme offenbar werden möchte; wir gingen deßhalb um die Feſte herum bis zum Kehler Thor, das Oeſterreicher beſetzt hielten. Die bekümmerten ſich vorausſichtlich nicht um die Frage, warum ein badiſcher Wachtmeiſter einen Civil-Gefangenen bringe. Das Paliſſaden-Thor öffnete ſich, nachdem die Wache und mein Begleiter die „Parole“ des Tages gewechſelt; der öſterreichiſche Wachkommandant erſchien, und mein Freund erklärte: „Ich habe hier einen Studenten arretirt und muß ihn auf die Hauptwache führen.“ Jetzt war der Paß frei; ſchweigend und ſechs Schritt vor meinem Wachtmeiſter zog ich in die Feſtung ein und durch die öſterreichiſchen Poſten hindurch. In der Stadt angekommen, wandte der Artilleriſt ſich der Hauptwache zu, um „Nichts Neues“ zu melden, und ich ging heim in die Rappengaſſe.

Mein Retter aus den Händen meiner Feinde hieß Wizmann, gebürtig aus Heiligenzell bei Lahr, und iſt längſt im badiſchen Unterlande, in Mosbach, als Straßenmeiſter geſtorben. Seine Soldatenmacht ließ am andern Tag auch jenen Kanonier bei mir „antreten“ und um Verzeihung bitten.

Ich habe die That des Wachtmeiſters bald darauf im gleichen Orte vergolten an einem ſeiner öſterreichiſchen Kameraden. Lichtmeß 1858 hatten wir Sextaner in Kuppenheim, ausnahmsweiſe „beim Rammelmaier“, ein Faß Bier getrunken. Während ich mit dem Wirth abrechnete, waren meine Kommilitonen vorangegangen, Raſtatt zu. Ich folgte nach 8 Uhr des Abends langſam, meine Cigarre rauchend, nach. Als ich vor das Dorf hinauskam, es war eine kalte Winternacht, und Schnee bedeckte das Land, bemerkte ich jenſeits der Straße auf dem Felde eine Geſtalt liegen, die ſich hin und her

Digitized by Google

bewegte, aber nicht in die Höhe kommen konnte. Ich ging auf das Weſen zu und fand einen öſterreichiſchen „Führer“ (Sergeanten) mit Gewehr und Taſche am Boden liegend, beſchwert von der Kraft des Alkohols.

Ich ſchleppte den Mann, der kaum eines verſtändlichen Wortes fähig war, auf die Straße, allein er konnte ohne Hilfe weder ſtehen noch gehen. Seinem Schickſal durfte er nicht überlaſſen werden, ohne Gefahr für ſein Leben. Es kam mir außerdem noch ein anderer Gedanke. Der Sergeant war offenbar zur militäriſchen Aufſicht nach Kuppenheim beordert geweſen und mußte heute noch rapportiren. Seine Exiſtenz ſtund auf dem Spiel. Da fiel mir die öſterreichiſche Wache am Kehler Thor wieder ein, wo ein Führer kommandirte. Dem wollte ich ſeinen Kameraden zuführen und ihn für das weitere ſorgen laſſen. Aber das war keine Kleinigkeit. Bis zum Kehler Thor hatte ich noch weit mehr als eine Stunde Weges und ringsum war alles todtenſtill und niemand da, der mir hätte helfen können. So nahm ich denn auf meine linke Schulter des Soldaten Gewehr und mit dem rechten Arm ergriff ich den Betrunkenen und bewegte ihn mühſam weiter. Bald ſchwitzte ich in kalter Nacht, ſo ſchwer war meine Bürde.

Als wir nach dem Dörfchen Niederbühl kamen, hatten Nachtluft und Bewegung den Böhmen zu einiger Beſinnung gebracht, die er dazu benutzte, um haſtig an mich das Verlangen zu ſtellen, ihn zu ſeiner Geliebten, die in Niederbühl reſidire, zu führen. Vergeblich ſtellte ich dem Manne ſeine Pflicht vor; er ging mir nicht mehr vom Fleck, ehe ich ihm verſprochen, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Da er ſich ſelbſt aufgab, ſo konnte es mir nur angenehm ſein, ihn loszuwerden.

Kein Licht brannte und kein Hündlein bellte in dem

Digitized by Google

finstern Dorfe. Ich wollte aber heute noch bei gleicher Finsterniß die Bahn finden, welche er mir angab: Hinter der Kirche eine steinerne Treppe hinauf zum Kirchhof, über diesen weg durch eine kleine Seitenthüre vor das nächste Bauernhaus.

Gewehr auf Schulter brachte ich meinen Weißrock über das Todtenfeld glücklich in das Weichbild seiner Geliebten, als ihm ein neues Unglück zustieß. Wenige Schritte von der Hausthüre weg sank mir der Oesterreicher in das überfrorene und schneebedeckte Dungloch. Er brach bis unter die Arme in die Jauche ein. Sein Hilferuf weckte die Bewohner der Hütte. Doch ehe diese, der Vater der Jungfrau und sie selbst, mit einer Laterne erschienen waren, hatte ich meinen Mann wieder herausgezogen und präsentirte ihn unter Bericht über sein Geschick als verspäteten Gast.

Das Mädchen schlug die Hände über dem Kopf zusammen und fing an, ihrem „Führer" eine Standrede zu halten, daß er es wage, „in diesem Zustand" zu ihr zu kommen. Sie schwor ihm für ewig Treue und Liebe ab, wenn er nicht alsbald sich entferne und in anständigerer Art in Zukunft erscheine. Der alte Bauersmann hielt ihm dabei schweigend die Laterne vors Gesicht. In eigenthümlichem Braun leuchtete der weiße Waffenrock des Oesterreichers, den ich stumm und still am Arme festhielt. Das Ganze hätte ein Genrebild gegeben für den Pinsel eines Rembrandt, um sein Helldunkel anzubringen. Um Gotteswillen aber bat mich die „Dame", doch den „wüsten Kerl" wieder mitzunehmen.

Gutmüthig wie immer zog ich den widerstrebenden Wenzel von dannen über den Kirchhof zurück auf die Straße. Zum Glück gefror die Jauche bald an seinen Kleidern, und ich konnte ohne große Belästigung meiner Geruchsnerven den Mann weiter bringen. Um elf Uhr

Digitized by Google

kam ich endlich mit ihm ans Kehler Thor, wo der Wachkommandant mit meiner Meldung des Vorganges seinen Kollegen in Empfang nahm. Ich gab ihm nebst meinem Namen und meiner Wohnung noch einige Mittel an, wie dem Verunglückten zu helfen wäre, und schied von dannen.

Des andern Morgens, da ich kaum von der Schule zu Haus war, tritt der Böhme in mein Zimmer und dankte mir aufs innigste, daß ich ihn vor Degradation und „Stockhaus" bewahrt. Sein Kamerad, so erzählte er, habe ihn auf der Wachstube schlafen lassen, ihm dann seinen Rock angezogen und es so möglich gemacht, auf der Hauptwache seinen Rapport anzubringen. Alle Gefahr für ihn sei jetzt vorüber, wofür er mir nicht dankbar genug sein könne. Was aus dem Manne später geworden, weiß ich nicht, vielleicht fiel er 1866 bei Custozza, wo das Regiment Benedek viele Leute verlor; aber seinen Namen weiß ich heute noch, und sein Bild und jene Nacht stehen noch lebendig vor meiner Seele. Er hieß Wenzel Markert und war aus Böhmen. —

Die dritte Art, seine Loyalität für den Gambrinus zu bezeigen, war dem Untersextaner jetzt auch die offizielle Kneipe der vereinigten Schüler der beiden obern Klassen. Es war etwas gar Köstliches und kulturhistorisch Interessantes, so eine „Froschkneipe", wie sie unter den Rastattern jener Zeit gehalten wurde. Heute, so höre ich, sollen die obern Gymnasiasten in einzelnen Gruppen in Kaffeehäusern sitzen, Billard spielen und Glacehandschuhe tragen. Das ist schon Treibhausgeschichte und Unnatur in diesem Alter.

Bei uns alten Rastattern herrschte Natur in wilder Größe. Unsere Parole war viel Bier und viel Krakeel in dunkler Kneipe. Aufs „Schwidisiren" und derartige Windbeuteleien gaben wir nichts. Wir waren junge,

Digitized by Google

kräftige deutsche „Flegel“ nach außen, inwendig aber voll attischer Weisheit. Wir trugen klassische Bildung in rauhem Gewande. Wenn ich heute noch mich und meine Freunde mir vorstelle im Benehmen und in der Gesinnung jener Tage, so freue ich mich ordentlich an den Kraftgestalten und Krakeelern von damals. Lauter „brave Kerle“, die der Schule gaben, was ihr gehörte, aber auch ihrer Jugendlust und ihrem ungeschminkten Deutschthum freien Lauf ließen in allem, was nicht schwere oder gemeine Sünde war.

Wie mancher von uns mußte die Woche hindurch elend sich durchschlagen mit schlechten Kosttagen, in elender Stube frieren und die freien Stunden benützen, um jüngeren Lyceisten Unterricht zu geben und ein paar Kreuzer zu verdienen. Wenn aber der Samstag-Abend kam, so war es ihm gewiß zu gönnen, wenn er auf der Kneipe erschien, des Weltalls Kummer und Sorgen vergaß und dem Gambrinus opferte, was er ehrlich und sauer während der Woche verdient hatte.

Ich bin überzeugt, daß wieder verschiedene „fromme Seelen“ die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, daß ich so verderbliche und Aergerniß erregende Dinge erzähle und mich noch freue in der Erinnerung an jene Stunden und Tage. Diese Leute, die wieder den Stab über mich brechen werden, gottlob aber meine eigentlichen, wirksamen Richter nicht sind, haben entweder in ihrer Jugend es gerade so gemacht, wollen aber, in einer Art von Pharisäerthum befangen, nicht mehr dafür angesehen sein, oder sie sind damals kraftlose, unnatürliche Menschen, sog. „Simsentanzer“, wie sie der Haslacher nennt, gewesen, und dann mögen sie dem lieben Gott danken, wenn sie seither keine größeren Sünden begangen haben als wir Biertrinker jener Tage.

Digitized by Google

Wie oft mußten uns im Winter 1857/58 die öſterreichiſchen Patrouillen aus dem dunkeln Nebenzimmer in der „Gromerei“ am Kehler Thor entfernen, weil die „Polizeiſtunde“ längſt vorüber war! Wir haben mehr denn einmal das Bierfäßchen mitgenommen bei dieſer Ausweiſung und es leer getrunken auf meinem großen Zimmer in der Rappengaſſe. Noch ſehe ich die breite Geſtalt des Chriſtian Walk vor mir, wie er mit dem Fäßchen auf der Schulter uns voranging und wir ſingend hinterdrein.

Und wie oft bin ich in jener Zeit noch gegen Mitternacht mit meinem früh verſtorbenen Freunde Reinacher, dem geiſtreichen Sohne eines armen Raſtatter Schneiders, Arm in Arm auf abſichtlichen Umwegen durch die Schwabengaſſe gezogen und hab' mit ihm geſungen, daß die kleinen Häuſer erzitterten:

Scheint der Mond ſo ſchön vor meines Vaters Laden,
Kerl, wo bleibſt ſo lang, bei den Kam'raden?!

Oder:

Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf ein Grab,
Da kam ein ſtolzer Reiter und brach ſie ab.

Noch erinnere ich mich mit einer gewiſſen Elegie der jungen, ſchwarzäugigen und ſchwarzlockigen Kellnerin in der genannten Bierbrauerei. Sie war braver Eltern Kind aus dem Dorfe Durmersheim und ſelbſt ein ebenſo ſchönes als tadellos braves und charakterfeſtes Mädchen. In ihren Augen lag ein ganzer dunkler Bergſee, in deſſen Tiefe Bergkryſtalle funkelten. Wir waren ihr alle freundlich, ohne uns viel mehr um ſie zu bekümmern, als es ihr Amt und unſer Bierbedarf erforderte. Sie ſelbſt hielt ſich noch reſervirter, nur gegen mich glaubte ich einige „Vorliebe“ zu bemerken.

Da vertraute ſie mir eines Abends an, ſie ginge morgen, am Sonntag, zu Beſuch in ihre Heimath, und

Digitized by Google

ich dürfe sie eine Strecke weit durch den „Nieder-Wald“ begleiten. Ich bildete mir nicht wenig auf diesen Vorzug ein, den ich natürlich keinem andern verrieth. Wer aber in seiner Bierduselei die ganze Geschichte wieder vergaß und den Sonntag-Morgen verschlief, war ich. Das erste Mal in meinem Leben, da ich galant sein wollte, schlug es fehl.

Die dunkle Schönheit hat es mir nie vergessen, und so oft ich später zum Bier kam, schaute es mich aus ihren Augen an wie eine Sturmfluth in finsterer Nacht. Viele, viele Jahre vergingen, bis ich gelegentlich von ihr erfuhr, sie sei nach Amerika ausgewandert und habe sich dort verheirathet. Nach einigen Jahren für kurze Zeit in die Heimath zurückgekehrt, hätte, als sie wieder in die neue Welt hinübersegelte, eine Sturzwelle sie vom Verdeck gespült und im Meere begraben. —

Zu Anfang des Monats Dezember 1857 mußte ich als Rekrut heim zur Musterung. Wir Haslacher Rekruten jenes Jahrs waren die ersten, welche, nach Aufhebung des Bezirksamtes in unserer Vaterstadt, in Wolfach sich zu stellen hatten. Unser Aerger hierüber war nicht klein, denn wir sahen es als eine Art Degradation an, wie Bauernburschen nach einer Amtsstadt uns begeben zu müssen. Aber imponiren wollten wir wenigstens den Wolfachern. Unser Rekrutenwagen wurde zu einem grünen Tannenwald und mit Fahnen aller Farben behangen, und unsere Leiber badeten wir am Abend vorher in der Waschküche von „Gotterbarms Senfmühle“. Des „Schwarzbecken Rudolf“ sprang damals in jugendlichem Uebermuth in den vorbeifließenden Mühlbach und trotz der Winterkälte lustig darin auf und ab.

Seit unserem Austritt aus der Volksschule waren wir nie mehr alle so versammelt gewesen, aber wie hatten die sechs Jahre uns geändert! Die meisten waren schon

Digitized by Google

als „Handwerksburschen“ in der Welt draußen gewesen, die eigentliche Poesie des Lebens war geschwunden, unser Dasein theilte sich in Sorge um Existenz und in die Sucht nach armseligen Vergnügungen. Welch ein Riesenunterschied zwischen den Freuden des Kindes am ersten Kommuniontage und den Rekrutenfreuden! Und doch liegen nur sechs flüchtige Jahre dazwischen.

Der Bürgermeister Sahl, ein ebenso geistreicher als freisinniger Bürger, begleitete seine Rekruten, wie üblich, in die Amtsstadt, wo ein Wochenmarkt war. Als ich mit ihm über den Marktplatz dem Rathhaus zuschritt, zeigte er auf einen alten Mann, der Strohschuhe feil hielt, und sagte: „Das ist auch ein Vetter von Ihnen.“ Es war „der Harter aus dem Kaltbrunn“, einst der reichste Bauer des obern Kinzigthales, dessen Tochter mein Vetter Eduard, der Kastenvogt, zur Frau hatte.

Wenn in den dreißiger Jahren der Fürst von Fürstenberg und der Großherzog Leopold, des Fürsten Schwager, nach dem Bade Rippoldsau kamen, war der reiche Harter eine bei den hohen Herren gar gern gesehene Persönlichkeit. Ja der Fürst nahm ihn einst mit, um ihm seine Herrschaften in Böhmen zu zeigen. Sein Sohn stund als Lieutenant bei den badischen Dragonern, und ich betrachtete diesen wie einen Halbgott, als er einmal, kurz vor der Revolution, in Uniform seine Schwester besuchte.

Der Leutenant wurde in der Revolution „Major“, nachher eingesperrt und entlassen. Er starb als französischer Legionär im Krimkrieg. Der Vater kam um Hab und Gut, sein Riesenhof mit Feld und Wald wurde um ein Spottgeld verkauft. Er wohnte später im Taglöhnerhause seines Hofgutes, machte Strohschuhe und besorgte den Dienst als Rathschreiber seiner Gemeinde.

Digitized by Google

In dieser Zeit traf ich ihn und lud den armen Vetter zu unserem Rekrutenmittagessen in der Sonne zu Wolfach ein. Der arme Mann hatte eine kindliche Freude und dankte mir mit Thränen in den Augen. Mir aber schwebt gar oft, wenn ich an meine Jugendzeit und die Armseligkeit unseres Lebens denke, die Gestalt des alten Harter und sein herbes Schicksal vor der Seele.

Nur drei von meinen Jugend- und Schulgenossen, „'s Schwarzbecken Rudolf", der „ful' Alise" — beide schon todt — und Wilhelm, der Hammerschmied, wurden Soldaten, ich aber wegen „erprobter und bezeugter Kurzsichtigkeit" für bleibend untauglich erklärt. Dieses Uebel hinderte mich auch zwei Jahre später, im Jahre 1859, als während des französisch-österreichischen Krieges Baden mobil machte und das Regiment Benedek in Rastatt ebenfalls Offiziersaspiranten annahm, bei den Oesterreichern einzutreten, für deren Wesen und Uniform ich viel Sympathie hatte.

Ich lernte als Sextaner „im Schwert" eine große Anzahl österreichischer Kadettfeldwebel und Lieutenants kennen. Unter den letztern befand sich mein intimer Freund, der Artillerielieutenant Gogl, ein Tyroler und ehemaliger Student. Ihn rief der Krieg von 1859 direkt auf die Schlachtfelder von Oberitalien. Seit unserem damaligen Abschied hab' ich nichts mehr von ihm gehört.

Was mich mit allen diesen Oesterreichern ganz besonders verband, war die Harmonie des gleichen leichten Sinnes, der in hohem Grade dem austrischen Wesen eigen ist, und den man bei den Oesterreichern deutscher Zunge überall, selbst in der Politik, nachweisen kann. Ich hätte jedenfalls das Zeug zu einem ächten Oesterreicher gehabt! —

Es dürfte jetzt wohl angezeigt sein, auch einmal meinen religiösen Zustand von damals zu besprechen. In meinen

Digitized by Google

Jugenderinnerungen wurde bereits erzählt, daß ich im elterlichen Haus und in dem der Großmutter in streng katholischer, tiefgläubiger Umgebung mich befunden habe. Die Volksschule, von deren religiöser Erziehung mir die Erinnerung gänzlich geschwunden ist, hat in dieser Richtung gar keinen Einfluß auf mich ausgeübt. Die ersten Jünglingsjahre aber verwischten auch die formellen Begriffe des christlichen Glaubens ziemlich vollständig.

Der junge Mensch ist von seiner erbsündlichen Natur aus religiös und politisch entschieden liberal. Er wird dies um so mehr sein, je lebhafter er veranlagt ist. Der erste Liberale mit dem Urgrundsatz des Liberalismus, der persönlichen Freiheit, war die Schlange im Paradies. Der Teufel hat — allen Ernstes — zuerst den Satz des badischen Ministers Jolly: „Selbst ist der Mann!" proklamirt. Seitdem Adam und Eva diesen liberalen Spruch angenommen und geglaubt haben, ist der Mensch religiös „freisinnig" und zum Glauben an die bindenden Offenbarungen Gottes wenig geneigt. Die Lehre von denselben oder, kurz gesagt, der Religionsunterricht ist darum dem erbsündlichen Menschenkind etwas Unangenehmes und Langweiliges. Wer es nicht glaubt, der greife nur in seine eigene Brust und erinnere sich der „Religionsstunden" in der Volksschule und am Gymnasium.

Ja, so ein Gottbüchlein von Christoph Schmid, dessen Loblied ich in meinen früheren Erinnerungen gesungen, das dem Kind die Religion im Poesiegewand, Gott in der Natur bringt, wird die Kindesseele immer verstehen und mit Liebe umfassen. Sobald aber die Religion in der Form von abstrakten Glaubenssätzen auftritt, wird sie dem jungen Gemüth unsympathisch. Darum hat die ewige Weisheit, der offenbarende Gottessohn, seine Lehren

Digitized by Google

ſo oft in Verbindung mit der Natur gebracht, im Hinweis auf die Blumen des Feldes und auf die Vögel des Himmels, und ſie eingekleidet in lebendige Parabeln und Gleichniſſe.

Ich kenne die Religionslehrbücher anderer chriſtlichen Konfeſſionen nicht; aber die katholiſchen Katechismen, ganz beſonders die größern, leiden an einer entſetzlichen Trockenheit und Abſtraktheit. Der ſo berühmte Deharbe'ſche Katechismus iſt hierin ein wahres Meiſterſtück.

Wir hatten in den obern Klaſſen des Raſtatter Lyceums ein Handbuch der chriſt-katholiſchen Glaubenslehre, das durch ſeine namenloſe Abſtruſität, ſeine Unklarheit und wüſtenſandliche Oede geradezu angethan war, uns die Religion zu entleiden. Der Verfaſſer hieß Stadlbaur, ſeines Zeichens, wenn ich mich recht erinnere, irgendwo in Bayern Domkapitular. Trotzdem hätte das Buch auf den „Index" gehört, auf welchen man nicht bloß ſolche Schriften ſetzen ſollte, welche Falſches lehren, ſondern auch jene, die einem ehrlichen Chriſten die Wahrheiten des Glaubens entleiden.

Die heutigen katholiſchen Lehrbücher an den Gymnaſien ſollen auch noch das Menſchenmögliche leiſten an Trockenheit und Langweile.

Wenn jener Stadlbaur in die Hände eines Lehrers kam, der ſeine Schüler dieſe konfuſen, ſchrecklich ſtyliſirten Lehren förmlich „durchochſen" ließ, ſo muß das für dieſe eine wahre Zuchthausarbeit geweſen ſein, ein Geſchäft, das Geiſt und Leib zu tödten im ſtande war. Trotzdem unſer Nicolai dies nicht von uns verlangte, hatte er doch weder ſo viel Energie, das Machwerk aus der Schule zu verbannen, noch Geiſt genug, um einiges Leben in dieſe Kirchhofsöde zu bringen. Und ſo kam es, daß wir bei der unter den meiſten von uns ſtark ausgebildeten erbſündlichen Abneigung alles für die Klaſſe eher lernten

Digitized by Google

als den unglückseligen Stadlbaur. Ja in der Regel wurde, statt dem Unterricht Aufmerksamkeit zuzuwenden, unter der Religionsstunde präparirt oder übersetzt für die folgenden Lehrstunden. Ich that dies stets. Wie ich zur Note „gut" kam im Religionsunterricht, ist mir nur durch die Güte des Professors erklärbar.

Stadlbaur und Erbsünde haben es in diesen zwei Jahren der Sexta so weit gebracht, daß ich auf die Universität kam und Theologe im ersten Kurs wurde, ohne mehr zu wissen, wie viele Sakramente und Gebote die katholische Kirche habe.

Wie stund es mit der religiösen Uebung? Da haben denn die Samenkörner der „Lene-Bas", gelegt ins Kindesherz, unendlich mehr gewirkt als ein Stadlbaur. Ich habe in jenen Tagen, in denen mir fast jeder religiöse „Lehrbegriff" abging, doch nie aufgehört zu beten. Und wenn mein Geist noch so trüb heimkehrte aus den nächtlichen Kneipen, ich habe wohl gar nie vergessen, mein Nachtgebet zu verrichten, und wenn es auch nur aus einem Vaterunser und Ave Maria bestund. Mehr als einmal hab' ich auch ganz allein die mir durch ihre Abgelegenheit und Todtenstille heimische Bernhardus-Kirche oder die dunkle Loretto-Kapelle in Rastatt aufgesucht und dort etwas weniges gebetet oder mit andern als irdischen Gedanken mich beschäftigt.

Dazu kam noch, was ich nicht genug loben kann, im Gegensatz zu der unheilvollen Praxis, die heute an Gymnasien herrscht, daß wir regelmäßig am Mittwoch und Sonntag den Gottesdienst besuchen und jedes Jahr wenigstens zweimal beichten mußten. Jedesmal vor dem Gang in die dem Lyceum gegenüberstehende alte Schloßkirche der katholischen Markgrafen von Baden hatten sich

sämmtliche Schüler der Anstalt in der „Aula“ zu versammeln. Ein Professor erschien, las nach Klassen die einzelnen Schüler ab, wie beim Appell, und führte dann den ganzen Zug in die Kirche.

An Sonntagen und in der österlichen Bußzeit gingen sämmtliche Lehrer mit gutem Beispiel voran, besuchten den Gottesdienst und empfingen die heiligen Sakramente. Das brachte uns wenigstens Achtung vor der Religion bei, und dies um so mehr, als der Direktor, den wir vorzugsweise wegen seiner eminenten Kenntnisse hochschätzten, sich als wirklich gläubigen Katholiken zeigte. Er fehlte nie im Werktagsgottesdienst, und selbst die Vesper besuchte er meist an Sonntag-Nachmittagen. Fern von jener unsinnigen Manier unserer Tage, überall durch „Konfessionslosigkeit“ falsche Toleranz und zur Verwilderung führende Humanität zu verkünden, hatte man auch nur katholische Lehrer an der alten katholischen Anstalt zu Rastatt angestellt, und auch das hatte für die religiöse Seite der Schüler sein Gutes.

Und wie sieht es heute an unseren Gymnasien aus? Die Herren Studentenknaben brauchen vom 14. Jahre an weder Kirche noch Abendmahl mehr zu respektiren, sie können sich vollständig konfessionslos geriren, wenn nur ihr Herr Papa, der in vielen Fällen meilenweit wegwohnt, damit einverstanden ist. Und die Herren Professoren, unter denen es blutwenig tüchtige Philologen mehr gibt, sind ihrer Weisheit natürlich selbst überlassen, von ihnen verlangt man noch viel weniger, daß sie den Schülern in religiöser Hinsicht ein gutes Beispiel geben sollen. Die letzteren können von ihren Lehrern höchstens lernen, daß der Mensch auch ohne Religion und ohne öffentlichen Gottesdienst leben könne,

Digitized by Google

eine Kunst, welche auch die Thierwelt schon längst der vernünftigen Menschheit vorgemacht hat. Dazu braucht man keine Professoren.

Disziplin und Autorität jeder Art ruhen in letzter Instanz auf der Religion, weßhalb die preußischen Kriegsminister nicht bloß ihre Soldaten, sondern auch die Herren Offiziere in die Kirche kommandiren. Respekt vor dieser preußischen Weisheit, die schon daraus ersichtlich ist, daß die französischen Radikalen und Kommunarden die Militärseelsorge aufgehoben haben!

Ich höre in neuester Zeit Professoren, die mit mir studirten, schwer klagen über die Zuchtlosigkeit an unseren Gymnasien im Verhältniß zu unserer Lyceumszeit. Das wundert mich absolut nicht, mich wundert's nur, daß es nicht schlimmer aussieht. Wo soll denn das Autoritätsgefühl unserer Jugend herkommen? Doch sicher nicht daher, daß ihnen freisteht, und zwar offiziell verkündet, die Religion zu achten, d. i. zu üben oder nicht, und daß sie sehen, wie die Lehrer selbst auf die höchste Autorität, auf Gott, keine Rücksicht mehr nehmen, und den öffentlichen Gottesdienst auf die Seite setzen.

Wie schon oben gesagt, kann ich es nicht genug anerkennen, daß wir und mit uns die Lehrer angehalten wurden, äußerlich wenigstens Gott zu geben, was Gottes ist, wenn es auch bei mir und den meisten meiner Kommilitonen innerlich ziemlich schlecht bestellt war. Die Religion und ihre gottesdienstlichen Uebungen waren uns nichts weniger als ein Herzensbedürfniß; aber wir durften beide nicht verachten, und das war schon ein unendlich großer Segen. Und wenn wir auch in der Kirche, beim Beichten und während der Predigt und Vesper uns nicht aufführten, wie ein gläubiger, ernster Christ es thun soll,

Digitized by Google

so waren wir doch noch weit entfernt von jenem Zustande, der dies alles gänzlich unterläßt, mißachtet oder gar verhöhnt und verspottet.

Was das Beichten anbetrifft, so war ich stets gewissenhaft in Angabe meiner Fehler, allein von einer eigentlichen Reue fühlte ich nichts. Meist habe ich den „Beichtzettel" meines Freundes Karl Bunkofer übernommen, von dem ich wußte, daß er sein Gewissen auf das Sorgfältigste und Peinlichste erforschte. Aber eines ist mir doch noch wohl erinnerlich, daß mich jedesmal ein besonderes Wohlbehagen erfüllte, wenn ich die Sakramente der Buße und des Altars empfangen hatte, ohne von beiden auch nur eine halbwegs richtige Vorstellung zu haben.

Beim sonntäglichen Hauptgottesdienst war ich von Sexta an bei den Chorsängern als Tenorist. Die Sänger auf der Orgel sind stets die am wenigsten Andächtigen in einer Kirche, und wir Rastatter machten von dieser Regel keine Ausnahme. Wir schauten während der Predigt meist entweder in die Kastanienallee des ehemaligen Schloßgartens, oder hinab auf die Rastatter Frauenwelt, welche in ihrer jüngeren Generation mit Vorliebe „die Studentenkirche" besuchte. Was ich von den Predigten hörte, war, soweit es mir noch erinnerlich ist, nicht geeignet, uns in den dogmatischen Wahrheiten der katholischen Kirche zu befestigen; es war ein mehr oder weniger langweiliges und süßliches Moralisiren. Der beste Redner unter den drei Geistlichen, Professor Holzherr, bereitete sich zu wenig vor, während unser guter Nicolai stets in höchst poetischen Wendungen sich gefiel. Er redete gerne „vom Adler, der sich in den Lüften wiecht, und vom Wurme, der im Staube kriecht".

Uebrigens war die Chorsängerei die einzige Ursache, welche mir öfters den Unwillen des Direktors zuzog. Ich

Digitized by Google

„schwänzte“ nämlich mit Vorliebe die Gesangproben des Musiklehrers Bender, die gewöhnlich an Samstag-Nachmittagen statthatten, an denen ich am liebsten auswärts meinen Trunk suchte. Der Mann wußte dann, wie alle Leute ohne besondere Autorität, keine andere Hilfe, als mich beim Direktor zu melden. Manchen Montag Morgen fuhr mich dieser scharf an mit den Worten: „Er biergedehnter Dickhäuter hat auch wieder die Gesangstunde versäumt. Er kann ja noch Bier genug trinken, ohne dem Herrn Bender Grund zur Klage zu geben.“ Gleich darauf aber, wenn ich ihm nach seinem Wohlgefallen das Pensum übersetzt hatte, war er wieder der beste Mensch mit mir.

Am unartigsten benahmen wir uns in der Vesper, wenn der Direktor nicht darin war und irgend ein junger Lehramtspraktikant die Aufsicht führte. Da hatten die meisten Sextaner, die Hintersten in den Bankreihen der Schüler, nichts anderes zu thun, als sich umzukehren und die anwesenden „Besen“ [1]) zu mustern, eine in der Kirche ebenso unpassende als im übrigen völlig unschuldige Aktion. Wir kümmerten uns sonst blutwenig um das andere Geschlecht; mir und meinen Gesinnungsgenossen galten Bier und Tabak mehr als das, was man im gewöhnlichen Leben „Liebe“ nennt. Viel schlimmer war es, daß wir die Vespergesänge stellenweise parodirten. In einem Psalm z. B., der von der Unveränderlichkeit Gottes handelte, sangen wir, statt wie es in dem Gesangbüchlein hieß:

Ein alt' Gebirg vergeht,
Ein neues thürmt sich auf —
Ein altes Weib vergeht,
Ein neues thürmt sich auf.

[1]) So nannte damals der Student die jungen Mädchen, die Backfische.

Digitized by Google

Keine geringe Aufregung entstund im Sommer 1858 auf die Kunde hin, daß ein junger Vikar des Stadtpfarrers Buchdunger den christenlehrpflichtigen Mädchen untersagt hätte, fernerhin die „Studentenvesper" zu besuchen. Wenn wir nicht den alten Dekan, seinen Prinzipal, so respektirt hätten, würden wir, was schon beschlossen war, dem jungen Herrn, der heute irgendwo Landpfarrer ist, die Fenster eingeworfen haben. So aber lief die Sache unblutig ab, und die Mädchen waren standhaft genug, sich die Vesper in der Schloßkirche nicht entleiden zu lassen. —

In den beiden Sexta-Jahren brachte ich manchen freien Tag zur Frühjahrs- und Sommerszeit in dem zwei Stunden von Rastatt entfernten Dorfe Durmersheim zu. Hier wohnten zahlreiche Brüder des Mannes, der die Schwester meiner Mutter geheirathet und das großmütterliche Kaufmannsgeschäft in Hasle, einst mir zugedacht, übernommen hatte.

Ich habe viele vergnügte Stunden in jenem großen, einsam gelegenen Hardtdorfe erlebt, wo ich stets bei dem nun längst todten Bruder Johannes, einem heitern, lebensfrohen Menschen, Quartier nahm. Er war Inhaber eines schwunghaften Kaufladens, besaß treffliche Cigarren, viele Felder und eine Jagd, lauter Dinge, die mich interessirten. Als junger Kraftgermane zog ich jagend über die fruchtreiche Hardt oder durch die Wälder draußen am Rheine hin und saß Abends nach vollbrachtem Waidwerk rauchend und trinkend beim „Abatt" oder im „Wolf und Lamm" mit den behäbigen Bauern des Dorfes. Bisweilen fuhren wir auch von der Jagd weg über den Rhein hinüber, tranken Roussillon in Französisch-Lauterburg und Bier im bayerischen Orte gleichen Namens. Auch den Jahrmarkt bei der dem Dorfe benachbarten Wallfahrtskirche Bickes-

Digitized by Google

heim habe ich mehrmals mitgemacht und luſtig unter luſtigem Hardtvolke verkehrt.

Wenn ich an jene Tage zurückdenke, ſo meine ich, die Menſchen ſeien damals viel heiterer geweſen und die Erde ſonniger und ſchöner als jetzt. Dieſe falſche Meinung kommt aber einfach daher, daß ich ſelbſt ein alter Griesgram und Hypochonder geworden bin und Land und Leute eben nicht mehr mit ſo fröhlichen Augen anſchaue wie damals.

Die Oſterferien in Unterſexta brachte ich theilweiſe auf dem „Gröber-Hof" bei Zell am Harmersbach zu. Auf dieſem ehemaligen Beſitzthum des Kloſters Gengenbach ſaß damals im väterlichen Hauſe der Sohn des in meinen Jugenderinnerungen genannten „Herrn", des Rentmeiſters. Ehemals auch ein luſtiger Studio, der mit Recht ein unabhängiges, durch Erbſchaft ihm zugefallenes Stück Land dem Staatsdienſte vorgezogen, hatte er mich eingeladen auf ſeinen Landſitz am Eingang des Harmersbacher Thales. Es waren mir ſtillvergnügte Stunden, die heute noch in der Erinnerung ein poetiſcher Zauber umhüllt. Morgens und Mittags trieb ich mich in Feld und Wald, bei Pferden und Rindern herum, wie zu Kindeszeiten, am Abend aber wanderten der Gutsherr und ich hinein ins Städtchen zum Bier.

Ich kenne kein Städtchen im badiſchen Lande, das elegiſcher und ſtiller gelegen wäre als dieſes Zell, die Heimath des weithin bekannten Profeſſors Buß. Es liegt an ſonnigen Tagen eine ſolch' verklärte Ruhe über dieſem alten Reichs- und Waldſtädtchen, daß man glauben möchte, es wäre eben vom Grabe auferſtanden und harre der lebendigen Bewohner. Und doch wohnte zu jener Zeit ein gar lebendiges Völklein darin, mit deſſen „Spitzen" ich damals bekannt wurde, eine Bekanntſchaft, die ich fortan in allen kommenden Ferien fortſetzte.

Digitized by Google

Was waren das für lebensfrohe Menschen, der reiche Granatenschleifer Mösch, der Thierarzt König und vorab der „schwarze Doktor", der Xaveri, das Urbild eines gemüthlichen, biertrinkenden Süddeutschen! Bismarck, der bekanntlich selbst gerne und viel Bier trinkt, hat einmal über das viele Biertrinken der Süddeutschen geklagt und gemeint, dasselbe tauge nichts, mache schläfrig u. s. w. Allein der Reichskanzler hat eben wahrscheinlich noch nie einen Abend oder Nachmittag unter süddeutschen Biertrinkern zugebracht. Ich bin überzeugt, daß, wenn er vor dreißig Jahren einmal im Raben in Zell gesessen wäre bei obiger Gesellschaft, er sicherlich einen andern Begriff davon hätte, was dem Süddeutschen das Bier ist. Die Herren Preußen können sich gratuliren, daß wir, ihre südlichen Brüder, so gerne Bier trinken; denn davon und von nichts anderm kömmt jene Gemüthlichkeit, in der wir so gerne folgen und uns von ihnen so vieles gefallen lassen.

Der „deutsche Michel" ist von Geburt Süddeutscher und das Bier sein Lebenselement. Wenn die Bayern, von den Franzosen „die blauen Teufel" genannt, kein Bier hätten, wäre kein Volk der Welt sicher vor ihrem „furor teutonicus", und sie waren gerade deßhalb so wild im letzten Krieg, weil ihnen, fern der Heimath, das Bier fehlte. Der badische Philister aber singt jenes Trostlied: „Freund, ich bin zufrieden", nur weil er Bier hat in allen Lagen des politischen Lebens.

So hoch das Bier über dem norddeutschen Fusel steht, ebenso hoch ragt unsere Gemüthlichkeit über die der Norddeutschen hervor. Wenn man uns Süddeutschen das Bier nähme, dann würden bei uns die Reichsschwärmer, die Poeten, die Komponisten, die gemäßigten Bürger und die Landtagsabgeordneten aussterben, es gäbe

Digitized by Google

bei uns dann lauter Menſchen ohne Gemüth und mit purem Verſtand. Dann würden wir denken, philoſophiren, ſchweigen und rechnen. Unſer Herz würde vergletſchert und unſere Zunge würde hart reden wie Stein. Es kämen Zuſtände, die der ſüddeutſche Student ſchon längſt geahnt, wenn er geſungen:

Was ſoll aus der Welt denn noch werden,
Wenn keiner mehr (Bier) trinken will?!

Der Süddeutſche iſt vom Bier ſo abhängig, daß er ſelbſt Rattengift zu ſich nimmt, wenn es nur den Namen „Bier“ trägt.

Ich bin feſt überzeugt, wenn die Franzoſen Biertrinker wären wie wir Badenſer, Schwaben und Bayern, ſie würden nicht alle zwanzig Jahre eine blutige Revolution und ein anderes Regierungsſyſtem haben. Und wenn ich heute auf den Thron der Napoleone berufen würde, mir wäre nicht bange auf dieſem Vulkane. Mein erſter Regierungsakt wäre eine Einladung an einige tauſend bayeriſche Braumeiſter und die Gründung von Bierſiedereien im ganzen Lande. Der franzöſiſche Bauer liebt das Bier, aber es wird ihm ſo ſpärlich zu theil, wie unſerem deutſchen Landmann der Bordeaux. Hätte jeder Franzoſe billiges Bier, ſo würden in kurzem der franzöſiſche Elan und der Geiſt der Revolution der ſchwäbiſchen Gemüthlichkeit und Ruhe weichen, und die ſüddeutſche Nationalhymne von der Zufriedenheit würde ins Franzöſiſche überſetzt werden, um die Marſeillaiſe zu erſetzen. —

Meine Leiſtungen in der Klaſſe gingen faſt parallel mit denen im Bierhaus: je mehr ich Bier trank, um ſo beſſer und günſtiger ward meine Stellung in der Schule. So trat ich aus der Unterſexta in die Oberſexta als der Dritte unter 18 Schülern. Wie zum Hohn aber hatte

Digitized by Google

Professor Donsbach, mit dem ich den Sommer über allerlei Bosheit getrieben, mir ein Nachexamen in der französischen Sprache „aufgehenkt", trotzdem ich noch die Note „ziemlich gut" hatte. Ich erklärte dem Direktor sofort, daß ich dasselbe nie machen würde, und habe treulich Wort gehalten.

Stürmischer und wildpoetischer hatten sich noch keine Rastatter Sextaner verabschiedet als die von 1858. Die Abschiedskneipe zu Ehren der auf die Universität abgehenden Obersextaner ward schon einige Wochen vor Schluß des Schuljahres in Sinzheim bei Baden abgehalten. Dort war das Vaterhaus des herrlichen Bieres, das der Katzenmeier und der Streb am Bahnhof verzapften; dorthin wallten wir von Oos aus an einem prächtigen August-Nachmittag, um an die Quelle uns zu setzen und zu trinken. Was die Stimmung mächtig hob und den Durst steigerte, war das Bewußtsein, Freibier zu bekommen.

Der kleine Obersextaner Alfred Holder, heute Hofbibliothekar in Karlsruhe und ein Gelehrter ersten Ranges, zu aller Zeit aber ein Freund germanischen Wesens, hatte stets auf den Kneipen mitgemacht, wenn ihn seine Konstitution auch davon abhielt und ihn bestimmte, wenig zu trinken. Auf diese Art hatte er wider Willen vieles Geld gespart. Davon wollte er einen Theil zum Abschied opfern und hatte sich deßhalb zum voraus bereit erklärt, 100 Maß Bier zu „poniren", für etwa 20 „Mann" ein gehöriges Quantum.

Die Brauerei Rheinbold in Sinzheim lag an jenem Tage, da wir einzogen, friedlich im Dorfsonnenschein an der Landstraße; weder sie noch das Dorf hatten eine Ahnung von dem Lärm, der heute sich da abspielen sollte. Erst ward im Garten gesungen und getrunken, und als die Sonne mehr dem Rheine zuschritt, unter meinem

Digitized by Google

Vorsitz in dem Nebenzimmer eine formelle Kneipe organisirt mit Salamandern und Rundgesang. Als Kellnerin fungirte eine dunkle Schönheit, wie sie mir sagte, des „Schmied-Kraften" Töchterlein aus dem „Dörfl" in Rastatt, heute eine ledige, kranke, alte Dame in ihrer Vaterstadt. Sie meinte, in ihrem ganzen Berufsleben habe sie keine solchen lustigen Trinker gesehen. Die Sonne sank, aber das letzte Faß ward eben angestochen, und deßhalb wollten wir „nicht eher vom Platze heim". Drum ward beschlossen, zu übernachten, und der Herr Rheinbold ließ bereits in verschiedenen Wirthshäusern Quartier ansagen; mich selbst wollte er in seinem Hause behalten, weil es sich im Laufe des Nachmittags herausgestellt hatte, daß meine „Göttle", die Adlerwirthin in Haslach, seine Base sei.

Die jungen Germanen tobten immer unbändiger, die Nacht wurde dunkler und mit ihr die Augen der scharfen Zecher. Dem guten Braumeister ward's anfangs bange, und er hätte die wilden Gäste gerne fortgehabt. Draußen aber stund das halbe Dorf und lauschte den Bacchanten und ihrem brüllenden Sang. Dem Herrn Rheinbold ward's auch unheimlich für die andern Wirthe, bei denen die Studenten übernachten sollten. Da kam ihm ein rettender Gedanke, der zugleich verräth, daß auch ein Bierbrauer weiß, was Poesie heißt, und welchen Einfluß sie übt auf deutsche Musensöhne. Er schlug mir vor, mit meinen Kameraden einen nächtlichen Gang auf die benachbarte Yburg zu machen, um dort den Sonnenaufgang abzuwarten. Gerne wolle er uns in der Person seines Küfers einen Führer mitgeben. Mit Macht fand sein Vorschlag Widerhall in mir und in uns allen, und alsbald ward aufgebrochen.

Ich bin seit jener Nacht nie mehr in jene Gegend

Digitized by Google

gekommen, würde aber heute noch den Weg finden, den der Küfer uns geführt, trotzdem ich ſtark an der Ohm Bier participirt hatte. Es ging einen ſchmalen Weg durch Rebgelände bergauf, anfangs unter lebhaftem Geſpräch und Geſang; bald aber verſtummten die Geiſter. Es begann zu rauſchen in den Weinſtöcken, wie vom Falle eines Menſchen. Ein oder der andere hatte ſich zur Ruhe gelegt, um die goldene Morgenſonne unter den Ranken der Reben zu erwarten. Auf dem Sattel des Berges, in dem Dörfchen Varnhalt angekommen, fehlten deßhalb von der luſtigen Schaar bereits einige Häupter.

Es war Mitternacht. Der Führer wurde entlaſſen, weil einer von uns den Unterlehrer des Dorfes kannte, und der ſollte uns weiter bringen zur Burg. Die Nachtwächter wurden alarmirt, um das Schulhaus uns zu zeigen, und dann ein Wirth herausgeklopft; denn in Varnhalt wächſt ein berühmter Wein. Die guten Winzer in ihrem abgelegenen Bergdörfchen mußten wohl denken, die Ruſſen ſeien eingefallen.

Durch einen hohen Tannenwald ging's unter Anführung des Unterlehrers der Ruine zu. Aber auch dieſer Wald forderte ſeine Opfer, und ſchlaftrunken ſank noch mancher nieder in des „Waldes düſtern Gründen". Nur vier Mann, den Führer abgerechnet, erreichten gen 2 Uhr Morgens das Ziel, unter ihnen meine lange Wenigkeit. Ein altes, häßliches Weib ließ uns in ein finſteres, ſchmutziges Gemach ein, wo wir auf Bänken uns zu kurzem Schlafe niederlegten. Schon nach vier Uhr ſtunden wir auf dem ruinenhaften Burgthurm und ſchauten hinab in die herrlichen Lande. Aber es kam kein rechtes Entzücken in uns auf, ein ſchrecklicher Katzenjammer tödtete alle Poeſie, namentlich bei mir, den jenes

Digitized by Google

Uebel ſtets in Hochpotenz heimſuchte, dem es aber jeweils mit Erfolg für einige Zeit Moral predigte. Nachdem wir unſere Namen im alten Geſtein verewigt und von der Alten einige Eier uns hatten ſieden laſſen, zogen wir ſchleunigſt bergab, denn der erſte Zug mußte in Steinbach erreicht werden, weil's Sonntag war und um neun Uhr der Gottesdienſt in der Raſtatter Schloßkirche unſer wartete.

In der hellſten Morgenſonne paſſirten wir das Denkmal des großen Baumeiſters Erwin von Steinbach, und im „Sternen" ward ein Kaffee genommen. Auf den Stationen Steinbach und Oos fanden ſich ſämmtliche Nacht-Wegelagerer ein. Keiner aber wußte mehr, wie es zugegangen, daß er in den Reben oder im Wald das Licht des neuen Tages erblickt hatte. Zur rechten Zeit ſtunden wir in der Aula zum Verles und wandelten in die Schloßkirche. Wir ſangen in hellen Tönen auf dem Chor: „Kyrie eleiſon!" und keiner der Profeſſoren hatte eine Ahnung von der Schlacht, die wir eben geſchlagen.

So treibt's die Jugend, und alt geworden wundert ſich der Menſch, daß er einmal ſo hat ſein können, und ſchaut auf jene Tage zurück mit wehmüthiger Freude und mit griesgrämigem Kopfſchütteln[1]).

Am nächſten Markttag aber kam der Brauer Rheinbold, dem wir einen baldigen Beſuch verſprochen, nach

[1]) Die heutige Raſtatter Gymnaſiumsjugend iſt weit ſolider, wenigſtens ſoweit ich es an meinen Kaplänen beobachten kann, von denen drei „Raſtatter" ſind, alle drei aber von einer Solidität im Trinken, die mich in Erſtaunen ſetzt. Einer derſelben hat gar, ohne ſeinen Eltern am Gymnaſium einen Pfennig zu koſten, 300 Mark erſpartes und durch Stundengeben verdientes Geld auf die Univerſität gebracht. Ein ſolches Muſter muß genannt werden. Er heißt Joſef Leible von Bittelbrunn bei Engen im Hegau.

Digitized by Google

Rastatt, suchte mich auf und bat, ihn doch ja mit diesem Besuch zu verschonen; denn sein Nebenzimmer habe am andern Tage ausgesehen wie ein Schlachtfeld, und er müsse dasselbe frisch tapezieren und anstreichen lassen. Der reiche Mann war eben gewohnt, von fremden Gästen nur feine Herren und Damen aus dem nahen Baden-Baden bei sich zu haben, hatte keinen Begriff von der Tragweite des bekannten Wortes: „Bildung macht frei" und wußte demnach nicht, daß Studenten unter Umständen unangenehmere Gäste sein können als Bauernbuben. —

Während dieser meiner „Flegeljahre" herrschte übrigens ein Geist in mir, der weit abstach von dem genügsamen und gemüthvollen Wesen meiner Knabenzeit. Ich ging in freien Stunden, und also vorab auch in den Ferien, so sehr in meiner Bummelei und Biertrinkerei auf, daß ich gar wenig Mitgefühl hatte mit den wachsenden Familiensorgen meiner Mutter.

Infolge des langwierigen Kranksein's und der dadurch bedingten Unthätigkeit des Vaters war unser Hausstand finanziell bedeutend heruntergekommen. Die gute Mutter hatte deßhalb oft mit Geldmangel und Schulden zu kämpfen. Wenn sie nun in den Ferien mir, als dem Aeltesten, darüber berichten und ihr Herz ausschütten wollte, fand sie sehr schlechtes Gehör. Es war mir höchst unangenehm, von derlei Dingen reden zu hören, weil es mich störte in meinem lustigen Lebenswandel. Die Großmutter, bei der ich in der frühen Jugend oft und gerne geweilt, mied ich ängstlich, weil sie immer vom Familienelend redete und mir Moral predigte. Ich kam wochenlang nicht mehr auf ihr Zimmer, um Ruhe zu haben. Und doch war und blieb ich der Mutter und Großmutter Augapfel und ihre stete Hoffnung. Die Schwestern

Digitized by Google

klagten oft, daß sie zu Hause arbeiten und sorgen müßten, während mir „die Mutter alles zustecke, damit ich ja keinen Schoppen Bier weniger bekäme". Auch wurde mir von Sexta an in den Vakanzen am Mittag und Abend extra servirt und stets das, was ich wünschte, ebenfalls zum nicht geringen Anstoß der schwesterlichen Weibsleute. Aber zwei Dinge habe ich doch beobachtet mit Rücksicht auf meine Mutter. Ich sagte mir immer wieder: „Du mußt in der Schule etwas leisten und darfst keine Schulden machen." Ich habe beides treu gehalten.

Wer weiß, was aus mir geworden, wenn mein Vater gesund geblieben und ein vermöglicher Mann gewesen wäre und ich ohne jede Rücksicht auf Familienverhältnisse hätte schalten und walten können?! —

Wie gut und besorgt die Mutter für mich war, davon nur ein Beispiel aus der Zeit der Sexta. Sie war eine sehr gewandte Spinnerin und drehte den feinsten Faden am Spinnrad. Um ihre Töchter diese edle Beschäftigung des weiblichen Geschlechtes zu lehren, hatte sie in der Zeit, da ich in Sexta mich befand, nach längerer Unterbrechung das Spinnen wieder aufgenommen und dann ein Stück feines Tuch aus dem Gespinst fertigen lassen. Eines Tages kam die Stunde, da sie mir Geld schicken sollte und nicht genug zur Hand hatte. Mich wollte sie keinen Augenblick auf meinen Sold warten lassen, und deßhalb verkaufte sie, schnell entschlossen, einem Händler aus dem „Gutacherthal" das Werk ihrer Hände, das erste Mal im Leben, da sie gezwungen war, etwas zu veräußern, was ihr sonst um kein Geld feil gewesen wäre.

Es schmerzt mich heute tief, in jenen Tagen nicht mehr Verständniß gehabt zu haben für die Sorgen meiner Mutter. Aber es liegt ein eigenthümliches Geschick hierin

Digitized by Google

über den meiſten Menſchenkindern; ſie lernen ihre Eltern und deren Herzeleid erſt würdigen, wenn Vater und Mutter nicht mehr ſind.

Einige Freude konnte ich der Mutter ſpäter doch noch machen. Sie erlebte noch meine Prieſterweihe, mein Staatsexamen und die erſten Jahre meiner Anſtellung. Sie war glücklich, ſo oft ich dann in die Ferien kam und innigere Theilnahme zeigte an ihrem häuslichen Kummer. Doch ſtarb ſie wenige Jahre nach der Vollendung meiner Studien, im Jahre 1867, erſt 56 Jahre alt, nachdem der Vater ihr drei Jahre im Tod vorausgegangen war. Das erſte Geld aber, das ich über meine Bedürfniſſe verdiente, galt einem Grabſtein für die braven, unvergeßlichen Eltern, und ſpäter, da meine Mittel es erlaubten, habe ich zu ihrem Andenken in der Kirche zu Haslach ein gemaltes Kirchenfenſter, gefertigt von Künſtlerhand, aufſtellen laſſen.

Der Herbſt 1858 brachte mich auf die höchſte Stufe der Lycealſtudien durch den Eintritt in die Oberſexta. Wenn den Unterſextaner ſchon eine Götterwonne überfällt, ſo ſteigert ſich dieſe beim Oberſextaner zu mehr als olympiſcher Größe. Meine erſte That war, daß ich demgemäß auch eine Wohnung ſuchte für den angehenden Olympier, dem jetzt die Rappengaſſe in Raſtatt zu klein und zu armſelig war. Ich zog in die Hauptſtraße zum Buchhändler Hanemann in ein ſo elegant und niedlich ausgeſtattetes Zimmerchen, wie ich es in dieſer Schönheit kaum als Landtagsabgeordneter in Karlsruhe gefunden und mir erlaubt habe.

Heute noch kann ich nur mit einer gewiſſen Elegie an die elf Monate zurückdenken, die ich in dieſem zierlichen Kabinet verlebte. Es lag im Hofe, mit Ausſicht auf Garten und Murgdamm, ganz abgeſchloſſen vom

Digitized by Google

übrigen Hause, eine köstliche Zelle, still und idyllisch wie ein Sonntagsmorgen im Maien.

Was für ein süßes Behagen durchzog mich als da, wenn ich an Frühlings- und Sommerabenden spät heimkehrte, meinen Fauteuil ans Fenster rückte und noch vollends die letzte Tagescigarre verdampfte, frei von allen Sorgen und Leidenschaften, erfüllt nur vom Bewußtsein des Obersextaners! Ringsum tiefe Stille, höchstens im Hofe unten bisweilen ein leises Geflüster, das von der Köchin des Hauses und ihrem „Schatz" ausging, einem Unteroffizier und richtigen Kinzigthäler aus Steinach.

Die meisten Miethsleute des Hanemann'schen Hauses waren österreichische Offiziere, wilde, junge Herren. Unter ihnen ein Badener, von Seldeneck, und ein Sohn des famosen Feldzeugmeisters Eynatten. Der alte Herr Hanemann, welcher heute noch lebt, wird mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich der ruhigste und solideste seiner damaligen Gäste und am Abend von den letzten stets der erste gewesen bin.

Eine köstliche Anekdote ergab sich in jenen Tagen einstmals wegen des Schließens der Hausthüre. Diese fand sich seit einiger Zeit am Morgen regelmäßig offen, und der Hausherr stellte der Reihe nach alle mit Schlüssel behafteten Bewohner zur Rede. Als er an den Lieutenant von Eynatten kam, der blutjung eben vom Vaterhaus weg auf Empfehlung zum Lieutenant avancirt war, meinte der gute Oesterreicher: „Ja, er lasse die Thür jeweils auf, weil er geglaubt hätte, sein Hausschlüssel sei nur zum Aufschließen da, zum Zuschließen habe man ihm bis jetzt noch keinen gegeben." Ich hoffe nicht, daß der Mann heute im österreichischen Generalstab sich befindet, sonst verlieren die Oesterreicher das nächste Mal wieder.

Ich hatte nur die Wohnung in der Rappengasse

Digitized by Google

aufgegeben, nicht aber den Tisch bei Metzger Birkle, und so saß ich denn immer noch in der alten Lustigkeit neben meinem Freund Nowak, auch in der Obersexta.

Es wurde mir das Schuljahr 1858/59, wenn ich einerseits lediglich den Lebensgenuß und Frohsinn und anderseits den Fortschritt in klassischer Bildung ins Auge fasse, entschieden das fruchtbarste meiner ganzen Studienzeit. Es war das „fidelste" Jahr meines Lebens und zugleich die Zeit, in der ich das eigentliche Fundament legte zu einem vollen Verständniß der Schönheit der alten Klassiker, die Zeit, in der ich völlig Herr wurde über das, was ich in der Schule leisten sollte, und wo es mir, wenige Gegenstände, wie Physik und Philosophie, ausgenommen, ein angenehmes Spiel war, zu studiren und zu denken.

Jetzt erst lernte ich den philologischen Geist unseres Direktors kennen; denn er gab uns in dieser obersten Klasse auch den lateinischen Unterricht. Es war ein Hochgenuß, an der Hand dieses Mannes Horaz, Tacitus und Cicero zu lesen. Wie wunderbar geistreich erfaßte Schraut den Horaz! Ich wußte oft nicht, ob der Autor oder sein Ausleger mehr Bewunderung verdiene. Im übrigen tobte der sanguinische Philologe in Obersexta am wildesten, weil er da die meisten Stunden hatte und namentlich Fehler im lateinischen Styl ihn aufbrachten. Der klassische Lehrer wachte mit solch' peinlicher Sorgfalt über die Reinheit und Aechtheit des lateinischen Ausdruckes beim Uebersetzen, daß ein grober Stylfehler ihn aus aller Fassung bringen konnte. Es kam vor, daß er mit den „Stylheften" in die Klasse trat und sämmtliche fünfzehn Hefte über Schüler und Bänke hinwarf voll heftigen Zornes. Dann setzte er sich stumm und still auf den Katheder und fing nach einiger Zeit an: „Da hab'

Digitized by Google

ich fünfzehn Kerls, von denen keiner im stande ist, einen lateinischen Satz niederzuschreiben! Lauter Schusterjungens!" Daß er nicht weinte vor Schmerz, war alles.

Ich bin allzeit ein schlechter Stylist gewesen, im Deutschen wie im Lateinischen, und so kam es, daß mein lateinischer Styl das Wohlgefallen des Direktors bei weitem nicht so gewann wie meine „Exposition". In dieser hatte ich stets die erste Note, im Styl aber nie mehr denn ziemlich gut. Ich habe ihn aber auch fast regelmäßig „mutatis mutandis" meinem Freunde Kuhn abgeschrieben, mir also nie eigene Mühe gegeben.

Im Griechischen lernten wir unter Schrauts Anleitung Platon und Sophokles kennen, und ich widmete diesen beiden Schriftstellern mit Lust und Liebe meine Aufmerksamkeit. Wir lasen von Sophokles den Philoktet, und ich erinnere mich noch gar wohl, wie der Direktor mich zuerst aufrief, um die ziemlich schwierige Uebersetzung zu beginnen, und, als es mir gelungen war, sagte: „Setz' er sich; er ist einer von den wenigen, die ich brauchen kann!" Es war das einzige Mal, daß er seiner Zufriedenheit mit mir mündlichen Ausdruck verlieh. Noch einige Jahre später, im philologischen Staatsexamen, kam es mir zu gut, als Obersextaner den Philoktet tüchtig bearbeitet zu haben; denn gerade dieses Stück von Sophokles kam vor. —

Geschichte und Literatur wurden von mir in- und außerhalb der Schule auch im letzten Lyceumsjahre mit Vorliebe behandelt. Die Naturlehre in ihrer höheren Darstellung war mir als Experimentalphysik stets interessant, sobald aber die Erscheinungen und Gesetze in mathematische Formeln gebracht werden sollten, da stund bei mir „der Ochs am Berg". Gleichwohl nahm mich Professor Eisinger, der mir sonst wohlwollte, zu seinem

Digitized by Google

Assistenten an, als er im Winter 1858/59 einigen badischen Artillerie-Lieutenants Privatissima in der Physik gab. Ich war im gleichen Alter wie sie, hatte aber damals einen Mordsrespekt vor der erhabenen Stellung eines badischen Lieutenants.

Ich kam mit Obersexta aber auch sonst zum Kulminationspunkte meiner Lyceisten-Größe durch die Erwählung zum ständigen Kneippräsidenten von Seiten meiner Kommilitonen. Es fand dieses Präsidium, das ich damals mit größerem Stolz übernahm, als ich heute einen Reichstagspräsidentenstuhl besteigen würde, bald Gelegenheit zu seiner feierlichen Inauguration.

Anfang November 1858 waren es fünfzig Jahre seit der Verlegung des Lyceums von Baden-Baden nach Rastatt. Die Sextaner beschlossen, den Tag in ihrer Art festlich zu begehen. Ich ward zunächst beauftragt, den Direktor um Erlaubniß zu bitten, ihm und den Lehrern einen solennen Fackelzug bringen zu dürfen. Schraut war gegen eine solche Kundgebung. Da wir nun unsern Festspektakel nicht öffentlich vorführen konnten, sollte ein „schönes Trinken" Tag und Abend krönen. Schon am Nachmittag spielten wir zu viert ein Zego auf dem Zimmer unseres jetzt längst todten Mitschülers Horg, bei der Blechnerswittwe Hiß, und machten ein ganzes Faß Bier zum Gegenstand des Spiels, das wir auch ritterlich austranken. Abends um 7 Uhr fand großer Kommers in der „Blauen Katz" statt, zu welcher der jüngste Lehramtspraktikant, Kränkel, jetzt Gymnasiumsdirektor in Lahr, erschienen war, während die Professoren mit dem Direktor in ächt schulmeisterlicher Poesielosigkeit im Löwen eine „Bowle Punsch" vertilgten — zu Ehren des fünfzigjährigen Bestandes ihrer Anstalt.

Digitized by Google

Kränkel, ein alter Teutonen-Senior, erklärte mir im Verlauf des Abends, er habe schon manche akademische Kneipe mitgemacht, aber so viele „Kneipgenies“ nicht beisammen gesehen wie heute. Es war eine stolze Schaar von etlichen dreißig Fröschen, unter ihnen alte „Parlamentarier“ und in Biersachen lernbegierige Jünglinge; letztere eben erst von den Gymnasien zu Bruchsal und Offenburg eingerückt, um in Rastatt neben der höhern Bildung sich dem freiern Bierstudium zu ergeben. Ein Generalschmollis verband an diesem Abend auf Antrag des Vorsitzenden sämmtliche Neulinge mit den Obersextanern:

Ich trink' Euch ein Schmollis, ihr Brüder,
Was sitzt ihr so stumm und still,
Was soll aus der Welt denn noch werden,
Wenn keiner mehr trinken will?!

Wer es nicht glaubt, daß in dem bier- und sangestollen Leben eines deutschen Studenten doch noch ein Stück Poesie herrscht und natürliche Jugendfrische, den mache ich auf eine Thatsache aufmerksam. Man betrachte einmal eine Gesellschaft von ältern gebildeten Herren, wenn sie, lustig geworden, anfangen Lieder zu singen aus der Studentenzeit, wie da diese langweiligen, bureaukratischen und hierarchischen Physiognomien eine Heiterkeit erfaßt und überstrahlt, und wie die Jugendsonne durch die düstern Wolken des Alltagslebens hindurchleuchtet auf die alten Häupter und sie verklärt.

Zu allen Zeiten, seitdem es in Deutschland Bier, Gymnasien und Universitäten gibt, haben die Studenten sich auf ein entsprechendes Leben verlegt, in früheren Jahrhunderten noch in weit höherem Grade als in unserer Zeit. Schon Abraham a Sancta Clara, der 1659, fünfzehnjährig, vom Gymnasium in Ingolstadt wegkam, erzählt aus der Zeit dieses Aufenthaltes von einer „versoffenen

Digitized by Google

Studentenrott" und von dem Liedlein, das ſie geſungen und das da lautete:

Qualis est vita auf der Welt,
Quae mihi semper wohlgefällt,
Iſt es nicht das Studentenleben?
Ita vere, das iſt's eben.
Studenten ſeynd jucundi,
Bisweilen furibundi.

Wenn die offizielle Samſtagskneipe mich nicht in die „Blaue Katz" rief, ſaß ich als Oberſextaner allabendlich und, wenn möglich, jeden Morgen im „Schwert". Hier lernte ich auch die Raſtatter Bürger kennen, von denen einige Originale da ihren Stammſitz hatten. Das waren köſtliche Menſchen, wie ſie nur das deutſche Kleinbürgerthum hervorzubringen im ſtande iſt: der Bäcker Gerſtner, der Schloſſer Beck, der Maurer Schweigert, der Schneider Wunſch und der Raſirer Hirſchmann. Wie manch' luſtige Stunde hab' ich mit dieſen bierfidelen „Spießen" zugebracht. Der Bäcker Gerſtner war der ſtillvergnügte Trinker, Schloſſer Beck vertrat das krakeelende Element des Philiſters, Maurer Schweigert mit ſeinem Leibſpruch: „Gravem sanctum" ſpielte den ſelbſtbewußten Meiſter von der Kelle, Schneider Wunſch den flotten Bourgeois und der Raſirer Hirſchmann den lachenden Philoſophen. Ein geborener „Schleſinger", hatte er ſich in Raſtatt niedergelaſſen, überließ aber zu meiner Zeit ſein Geſchäft meiſt den Gehilfen und philoſophirte im Schwert über die „Natur" und die „Zuſtände aller Dinge" in einer Weiſe, die ſeine Unterhaltung zu einer hochkomiſchen geſtaltete. Mir war es ſtets ein Vergnügen, mit ihm zu reden, und zwar in ſeiner Art. Seine Nationalhymne, die er aber nur in feierlichen Momenten und bei höheren „Zuſtänden"

Digitized by Google

anstimmte, war das Lied vom „schönen, grünen Jungfernkranz", das ich ihm so oft habe singen helfen.

Auch die „goldene Jugend" von Rastatt verkehrte damals im Schwert, meine beiden Freunde Müller und Birnstill, junge, vermögliche Leute ohne jeden Beruf. Sie hatten eben eine Droschkenanstalt errichtet, aber am Sonntag doch jeweils noch ein Paar eleganter Pferde frei, um mit mir in irgend ein benachbartes Dorf fahren zu können, wobei wir es in jeder Beziehung „nobel" gaben. Sie wohnten neben der „Linde" am Murgdamm, und noch lebhaft steht vor mir jener Abend, da wir drei, mein alter Philister und Mithaslacher Braun und mein Speisemeister Birkle bei Lampions am Flusse ein Fäßchen Bier tranken, das mein Vetter Wilhelm, der Bierkrämer von Hasle, mir gesandt hatte. Wir sangen die lustigsten Lieder in die Nacht hinein, und gegen Schluß erhob sich Meister Braun, toastirte auf mich als den Veranstalter des „herrlichen Abends" und sprach seine Freude darüber aus, daß ich mich in Rastatt nicht bloß in der Schule so vorwärts gemacht, sondern in mir auch alle gesellschaftlichen Tugenden eines ächten Haslachers zur Entwickelung gebracht hätte.

Im Schwert lernte ich in jenen Tagen auch eine weibliche Kunst kennen, die ich seitdem nie mehr geübt, und der ich heute das Holzspalten vorzöge. Fräulein Emilie, eine der Töchter des Hauses, eine ernste, verschlossene Schönheit, lud mich bisweilen am Abend ein, mit ihr eine Partie „Damenbrett" zu spielen. Ich that es ihr zu lieb, konnte aber diesem geistlosen, zahmen Zeug, das den richtigen Namen hat, nie einen Geschmack abgewinnen. Da war mir ein tüchtiges Bierzego eine andere Musik als dieses fade Hin- und Herschieben von

Digitized by Google

beinernen Täfelchen. Es ärgert mich eigentlich heute noch, daß ich der ſchönen Emilie zu lieb, die heute als Matrone und Großmutter in Baden-Baden lebt, ein ſo dummes Spiel gelernt habe.

Wenn ich an die Zeit zurückdenke, da ich täglich im Schwert ein- und ausging, trinkend, rauchend, ſpielend und ſcherzend, um alles eher bekümmert als um meine Zukunft, nur dem Tage und der Stunde lebend, ſo weiß ich nicht, ſoll ich mich freuen oder betrübt ſein. Freuen ob der heitern Sorgenloſigkeit und betrüben ob des leichten Sinnes, der mich damals beherrſchte. Doch, meine ich, wir Menſchen ſollten über derlei Dinge nicht moraliſiren. Alt und hypochondriſch geworden, pflegen wir unſere Jugendſtreiche gerne in einem Spiegel zu betrachten, der wohl unſerer heutigen Stimmung, nicht aber der früheren entſpricht. Wenn wir jedoch jenen Leichtſinn ins rechte Licht zurückverſetzen, ſo können wir, wenn wir ehrlich ſein wollen, nicht trauern. Man muß die Luſtigkeit ſeiner Jugendzeit nicht beſchauen von den düſtern Wolken ſeines ſpätern Lebens herab, ſondern im Jugendſonnenſchein, der ſie groß gezogen und verklärt hat. Im übrigen wollen wir dem Abraham a Sancta Clara beipflichten, der da geſagt hat: „Luſtige Leute gefallen mir wohl; iſt ein Anzeichen, daß Gott bei ihnen und in ihnen."

Im Winter 1858/59 machte ich auch einen Maskenball mit im Raſtatter Kornhaus. Es war ſtrenge verboten vom Direktor, ſich bei derlei Vergnügungen ſehen zu laſſen; aber gleichwohl konnten ich und der Unterſextaner Nöltner, vor vielen Jahren ſchon als Arzt geſtorben, es uns nicht verſagen, in Dominogeſtalt den Ball zu beſuchen. Beim Schneidermeiſter Weber liehen wir die „Dominos", und beim Poſamentier Schöttle wurden ſchwarze

Digitized by Google

Handschuhe gekauft, bei welcher Gelegenheit uns das Ladenmädchen für Unteroffiziere hielt und bedauerte, uns nicht begleiten zu können. Auf der Redoute selbst vermutheten verschiedene weibliche Masken hinter meinem langen Domino einen österreichischen Lieutenant. Getanzt haben wir nicht; wir zogen lediglich neckend und geneckt werdend unter den Masken umher. Einzelne Professoren waren als Zuschauer da und mußten einige anzügliche Redensarten von uns hinnehmen. Mich verfolgte den ganzen Abend eine niedliche weibliche Maske, die all' ihrem Gered nach in mir einen tiefern Bekannten vermuthete. Es interessirte mich, dieselbe kennen zu lernen, und als es zum Demaskiren kam, sagte mir Freund Birnstill, dem ich mein Inkognito verrieth, die Person sei eine — Schneidersfrau aus der Schwabengasse.

Wir zwei Studenten durften uns natürlich nicht demaskiren und entwichen um die zwölfte Stunde. Mein erster und letzter Maskenball! — Gleichwohl hatte ein Hebräer, der Kasernenverwalter Marx, mich erkannt und beim Direktor Meldung gemacht; so referirte mir andern Tags meine Vertraute, des Schills Töchterlein, zugleich mit der Beruhigung, der Direktor habe sich nicht viel daraus gemacht. Und richtig, er schwieg vollständig darüber; mich aber hatte ein heftiger Antisemitismus erfaßt, dem ich bald darauf Ausdruck gab.

Nicht gar lange nach der Fastnachtszeit, an einem schönen Märzen-Samstag des Jahres 1859, saß eine Anzahl Obersextaner unter meiner Führung im Nebenzimmer des Gasthauses zum Kreuz in Ottersdorf. Draußen in der Stube hatten sich einige Israeliten aus Rastatt niedergelassen, uneingedenk des Sabbathgebotes. Sie sollten es büßen, daß einer ihrer Glaubensgenossen mich verrathen, und ich schlug deßhalb meinen Kameraden vor, das Lied

Digitized by Google

zu ſingen „von der Sau und dem Juden“ mit dem Schlußreim:

Schalomachei o waih,
O Jud, o Jud, o Judele,
O Judele, o Jud!

Geſagt, gethan! Ich ſang den Vers und die andern den Refrain. Sofort entſtund merkliche Aufregung unter den Semiten, und einer von ihnen kam zu uns herein und „verbat ſich dieſes Lied“. „Wir ſingen, was uns gefällt,“ war die Antwort, worauf der Hebräer mit Recht wenigſtens die Thüre zumachte, um in der Stube den Geſang nicht mehr zu hören. Ich aber erhob mich, nahm die Thür aus ihren Angeln, ſtellte ſie an die Wand, und das Judenlied brauſte weiter in alle Wirthſchaftsräume hinein. Da trat abermals ein Sohn Israels an mich heran mit der Erklärung: „Wir werden ſofort nach Raſtatt zurückkehren und beim Direktor uns beklagen.“ „Thun Sie das,“ war meine Antwort, „und wenn Sie nicht wiſſen, wo er im Lyceum wohnt, ſo merken Sie: Statt einer Klingel hat er einen Sauſchwanz an der Thüre hängen!“ Ich ſprach's, und unter unſerm Hohngelächter zog der Semite von dannen. Den boshaften Frevler traf aber am gleichen Abend noch die Strafe.

Auf dem Heimweg, den wir am Altrhein hin über das Dörfchen Rheinau machten, entſtand Streit zwiſchen dem Oberſextaner Schaible, dem auch ſchon verſtorbenen ſpäteren Pfarrer von Windſchläg, und dem Unterſextaner Sohler, einem ſtämmigen Kinzigthäler aus Berghaupten, ebenfalls ſchon ſeit Jahren als junger Arzt von der Welt geſchieden, — ein Streit, den ich als Senior ſchlichten wollte. Der Kinzigthäler war aber in ſolchem Feuer, daß er mir mit der Fauſt ins Geſicht ſchlug und das eine Brillenglas unter dem Auge ins Fleiſch trieb. Blutend

Digitized by Google

saß ich lange unter der Murgbrücke bei Rheinau und suchte mit Wasser die Wunde zu kühlen und zu stillen. Vergeblich. Wir zogen heim, mein Freund Kuhn versah Samariterdienst. Einen Arzt zu rufen wegen einer blutenden Schramme, war uns zu unbedeutend. Aber der Gehilfe in der Hofapotheke kneipte oft mit uns; er ward herausgeschellt in dunkler Nacht, kam mit Heft- und englischem Pflaster, und bald gab's Ruhe im Blut. In der gleichen Nacht war wiederholt der Attentäter Sohler, vom schlechten Gewissen geplagt, vor mein Fenster gekommen und hatte sich nach meinem Befinden erkundigt.

Am andern Morgen, Sonntag, erschien ich in der Aula zum „Kirchenverles" mit einem bedeutenden Pflaster unter dem Auge und erklärte dem fragenden Professor Eisinger, ich hätte mich mit dem Rasirmesser geschnitten. Von Schills Töchterchen aber erfuhr ich nach der Kirche, daß der Hebräer am gestrigen Abend noch zum Direktor gestürmt sei, aus dessen Mienen sie jedoch noch nichts zu lesen vermocht. Mit Bangen sah ich am kommenden Schultag dem Erscheinen des Direktors entgegen und machte mich bereits auf Karzer gefaßt. Er kam und schwieg. Die Woche verging mit seinem Schweigen. Am Samstag „schwänzte" ich wieder die Gesangstunde und ward gemeldet. Am folgenden Montag rief mich Schraut vor Beginn der Stunde in den Gang hinaus, und dem Gehege seiner Zähne entflog es also: „Er hat auch wieder die Gesangstunde versäumt aus bekannter Bierlümmelei, und Er ist auch derjenige, welcher den Juden in Ottersdorf gesagt, ich hätte einen Schweineschwanz an der Thür hängen." So sprechend drehte er sich schnell um und ging von dannen; denn er konnte selbst das Lachen nicht halten.

Solche und ähnliche Streiche kamen oft vor und

Digitized by Google

blieben dem Direktor selten verborgen; gleichwohl behielt ich seine Gunst, weil er eigentlich Schlechtes nie von mir hörte. Auch das wußte er, daß ich die Kneipe dirigirte, was mir bei ihm so viel eintrug, daß ich ihm für alle Streiche anderer Rechenschaft geben mußte. War irgend einer oder der andere den österreichischen Wachen in die Hände gefallen oder sonst ein Bierhausspektakel vorgekommen ohne mein Beisein, so fiel er in erster Linie über mich her, den er dann stets mit „Er Leithammel" titulirte.

Bei einer solchen Gelegenheit entfuhr ihm auch einmal der Vorwurf: „Wozu braucht Er theologische Stipendien, Er hat zu allem eher das Zeug als zu einem Theologen!" Alsbald erhob ich mich und verlangte meine Eingabe um ein Stipendium zurück und verfolgte ihn, als er das Schulzimmer verließ, mit dieser Forderung bis in den Gang hinaus, ohne ihn bestimmen zu können, meinem Willen zu entsprechen. Aber meinen theologischen Beruf, der damals weit unter Null stund, wagte er fortan nie mehr anzuzweifeln.

An Ostern 1859 kam meine Schwester, die heute mein „Hauskreuz" bildet, nach Rastatt, um im Löwen das Kochen zu lernen. Mit ihr lagen dem gleichen Studium zwei junge Pfälzerinnen ob aus der Gegend von Edenkoben, naive, kindliche Mädchen. Ich besuchte bisweilen alle drei in ihren Mansardenzimmerchen, theils um der Schwester ihre paar Pfennige abzujagen, theils um das Kochkollegium zu einem versprochenen Spaziergange abzuholen.

Wie ein junger Storch neben drei Bachstelzen stolzirte ich an Sonn- und Feiertagen mit den drei Landpomeranzen zu den Thoren der Festung hinaus. Einmal begegnete uns auf dem Wege zur Eisenbahn-Restauration der Direktor und glaubte, da ich etwas in der Hand barg,

Digitized by Google

ich hätte eine Cigarre vor ihm verſtecken wollen, weil Rauchen auf der öffentlichen Straße verboten war. Er trat auf mich zu, wollte die Cigarre ſehen, erhielt aber ein Veilchenbouquet unter die Augen gehalten, was ihn ſo wunderbar überraſchte, daß er ausrief: „Er iſt eben doch ein ordentlicher Kerl!“ Hierauf mußte ich ihm meine „Damen“ vorſtellen.

Als der Profeſſor Eiſinger mich einmal mit denſelben wandeln geſehen hatte und ich am andern Morgen mit ungewichſten Stiefeln in die Klaſſe gekommen war, meinte er ſpöttiſch: „Hansjakob, wenn man mit jungen Damen ſpazieren geht, ſollten auch die Stiefel beſſer in Ordnung ſein!“ — „Die ‚Damen‘, mit denen ich wandle,“ war meine Antwort, „nehmen es nicht ſo genau.“

Die ganze Zeit meiner Studien, die Ferien ausgenommen, wo meine lieben Schweſtern es thun durften, habe ich meine Stiefel ſtets ſelbſt gewichſt, allerdings nicht jeden Tag. Sonſt trug ich mich immer möglichſt elegant, namentlich als Oberſextaner. Für den Sommer hatte mir damals mein „Landsmann“, der Schwadronsſchneider Bolander, einen feinen Anzug gemacht, den Rock aus glänzendem Lüſter, die Hoſen von weißem Drilch. Bolander ſtund damals bei einer Eskadron der gelben Dragoner und führte die Nadel offiziersmäßig, war dabei ein luſtiges, leichtes Haslacherkind, flickte mir meine Kleider gratis, die neue Gewandung aber machte er möglichſt billig.

Zum Dank für ſeine billige Schneiderrechnung und als treuer Landsmann mußte ich einmal einer reichen, mir bekannten Dorfſchönen aus Durmersheim, die in den ſchlanken Schneiderdragoner ſich verſchoſſen, beſtätigen, daß Bolander Geometer ſei, da ſie einen Tailleur verabſcheut hätte. Doch ehe es Ernſt galt, erfuhr die Katharine, daß mein Freund und Landsmann Hoſengeometer

Digitized by Google

ſei und Röcke und Hoſen an- und vermeſſe. Als ich wieder nach Durmersheim kam, mußte ich ſchwere Vorwürfe hinnehmen, obwohl ich bewies, daß Geometer und Schneider manche Aehnlichkeit hätten. Die Blondine verſchwor ſich, keinem Schneider und keinem Studenten mehr etwas zu glauben. Wie ich im Laufe der Zeit erfuhr, glaubte ſie ſpäter aber einem — Unterlehrer und wurde glücklich.

Heute privatiſirt Freund Bolander, den ein brennender Durſt nie lange „auf ſeiner Schneiderhölle“ ſitzen ließ, in Hasle als Gatte einer reichen Amerikanerin.

In meinen letzten Raſtatter Sommer fielen noch zwei heitere Ausflüge in Orte und Gegenden der Raſtatter Umgebung, die mir bisher fremd geblieben waren. Einmal machten wir unter Führung des Profeſſors Eiſinger eine trigonometriſche und botaniſche Exkurſion über Muggenſturm und den Eichelberg ins untere Murgthal. Zunächſt ward an einem prächtigen Sommermorgen auf der breiten Landſtraße zwiſchen Ettlingen und Raſtatt Halt gemacht, um von der Straße aus die Entfernung der beiden in der Ferne ſichtbaren Kirchthürme von Oetigheim und Bietigheim zu meſſen und zu berechnen.

Da ich von der ganzen Geſchichte bei meiner großen mathematiſchen Schwäche nichts verſtund, ſo ſchickte mich der Profeſſor in das Dorf Muggenſturm voraus, um zu rekognosciren, wo das beſte Bier wäre, damit die Kirchthurmsmeſſer nach gethaner Arbeit nicht fehlgingen. Das war nun keine geringe ſtrategiſche Aufgabe; denn die Bierbrauer jener Tage auf den Dörfern machten zwar Bier aus Hopfen und Malz, aber im Sommer wurde es ihnen in der Regel ſauer. Ich übernahm deßhalb im voraus keine Garantie für die glückliche Ausführung des mir gewordenen Auftrages, erbat noch zwei Kameraden

Digitized by Google

als „Unparteiische“ für die Expedition und schritt dem großen, einsamen Dorfe zu. Gleich am Eingang begegnete uns ein alter Bauersmann, in dessen Gesicht zu lesen war, daß er mehr im Wirthshaus als auf dem Felde sich aufhalte. Er führte uns in ein kleines, einstöckiges Bierhaus wo man einen Stoff kredenzte, der „pudeldick“ und sauer war. Das sei das beste Bier im Dorf, meinte unser Führer, es „speise und tränke“, aber er trinke jeweils einen Schnaps dazu. Wir überließen ihm all' unser Bier und flohen entsetzt von dannen.

In einer zweiten Brasserie, der Besitzer hieß Kränkel, sein Name ist mir geblieben, erklärte derselbe, einen feinen Stoff zu haben, der nur infolge der großen Hitze „etwas zücke“ Er stach ein Faß an, das richtig einen „Stich“ hatte, aber äußerlich einladend erschien. Angesichts der großen Sonnengluth des Jahres 1859, die auch die Geometer auf der Landstraße insluiren mußte, blieb ich bei dem Mann und sandte einen meiner Adjutanten vor das Dorf, um die Armee zu erwarten und ins richtige Quartier zu geleiten. Sie kam, den Professor an der Spitze. Dieser, ein trockener Satiriker und ebenso guter Bierkenner als Mathematiker, verzog beim ersten Schluck spöttisch seine Miene und sprach: „Da hab' ich immer geglaubt, der Hansjakob sei ein so renommirter Biertrinker, und jetzt sehe ich erst, daß er nichts versteht.“ „Das war meine Absicht, Herr Professor,“ erwiderte ich, „und Sie werden jetzt in Zukunft eine bessere Meinung von meiner Solidität haben.“

Die Leute hatten schweren Durst und tranken das Bier doch. Meister Kränkel, der mehrere Fäßchen weggebracht, dankte mir beim Scheiden noch „für die Kundschaft“.

Die Truppe zog in der Mittagshitze weiter über das Dörfchen Oberweier der Höhe des Eichelberges zu.

Digitized by Google

Unterwegs ward im Walde botanisirt und wurden Pflanzen bestimmt. Der Professor wollte sehen, was wir noch von Oberquinta her wüßten oder vergessen hätten. Auf dem Berge, dessen riesiger Sandsteinbruch alle Quader zur Festung Rastatt lieferte, angekommen, hatte man eine wundervolle Sicht auf das untere Murgthal und die Rheinebene. Doch in seinen Flegeljahren fehlt dem deutschen Studio gar oft das richtige Gefühl für die Schönheiten der Natur. Wir schauten meist lechzend auf das tief unter uns liegende Dorf Rothenfels, wo wir wieder Bier bekommen sollten, und drängten den Professor zum Niedersteigen vom Eichelberg ins Thal hinab.

Ich kam an jenem siedend heißen Tag zum ersten Mal nach Rothenfels und seither nie mehr. Es ist mir von ihm nur das Häuschen erinnerlich, das ich heute noch finden wollte, und in welchem wir ein famoses Bier tranken in so schwerer Menge, daß gegen Abend alle, der Professor ausgenommen, „biergedehnt" auf dem Murgdamm der Festung zuwankten.

Es war dies an einem Samstag gewesen. Am folgenden Sonntag nach der Vesper machte ein Elitekorps von uns einen Ausflug nach Oetigheim durch den Rastatter Niederwald. So nahe dies Dorf auch bei der Festung gelegen ist, so war ich doch nie hingekommen in den sieben Jahren meines Rastatter Aufenthaltes. Und was zog uns jetzt nach diesem abgelegenen Orte? Wir hatten erfahren, daß dort ausgezeichnetes „Seldeneck'sches Bier" sei aus der Brauerei des gleichnamigen Barons zu Mühlburg bei Karlsruhe, und da wir von dieser Rarität noch keinen Begriff hatten, suchten wir Oetigheim auf.

In der kleinen Laubhütte eines Bierwirths trafen wir den berühmten Stoff und zollten ihm scharf trinkenden

Digitized by Google

Beifall. Mein Freund Kuhn hatte Verwandte im Dorf, die er herbeiholte. Unter ihnen befand ſich ein alter, luſtiger Bauersmann, der mir von ſeinen Kindeserlebniſſen aus der Franzoſenzeit erzählte und meine ganze Aufmerkſamkeit dadurch gewann. Wir machten ſpäter eine Kunſtpauſe und begleiteten den Alten hinaus ins Feld, wo er uns ſeine wallenden Kornäcker zeigte und dabei immer Erinnerungen an ſeine Jugendzeit anknüpfte. Es heimelte mich immer mehr an bei ihm, und auch er hatte ſeine helle Freude an dem „Luſtigſten unter den Studenten". Wir mußten in ſeinem Hauſe zu Abend eſſen.

Es ſtellte ſich heraus, daß auch von mir entfernte Verwandte, von Durmersheim her, hier wohnten, eine Krämersfamilie. Sie ward aufgeſucht in Dämmerung und Bierlaune. Dann zogen wir mit all' den neuen „Freunden" von Bierhaus zu Weinhaus und umgekehrt. Die ganze Bauernſchaft war ſchließlich von unſerer Kompagnie. Wir ſangen die „ſchönſten" Studentenlieder, und die Oetigheimer hatten eine Freude, als ob heute Kirchweih' wäre. Die Zeit, noch in die Feſtung zu kommen, war längſt vorüber; wir übernachteten im Dörfchen, das bis gen Mitternacht von unſeren Liedern und Wanderungen ertönte. Wie das Wirthshaus hieß, in welchem wir unſere „Zöpfe" ausſchliefen, weiß ich nicht mehr, aber ich wollte es wie die Kammer, in der ich herbergte, heute noch ohne Führer aufſuchen.

Am andern Morgen, da gerade meine Schweſter die Wirthsſtube im Löwen zu Raſtatt auskehrte, traten wir, vor ſieben Uhr, bei ihr ein und beſtellten „ſaure Nieren", um den „Kater" zu beruhigen. Eine Stunde ſpäter, und wir ſaßen in der Klaſſe, friſch und munter, und präparirten unter den Bänken Platon, während der Pro-

Digitized by Google

fessor Nicolai aus dem unaussprechlichen Stadlbaur die Lehre vom „sittlichen Grundvermögen“ vortrug. —

Das hieß man damals im Leben „schöne Tage“, und das waren Hochfeste im Kalender meiner Studienzeit!

In den gleichen Sommer 1859 fiel auch der Krieg in Oberitalien, und ich erinnere mich heute nicht ohne einige Wehmuth der Sympathie, welche damals überall in Rastatt für Oesterreich sich geltend machte. Es ging diese Sympathie nicht allein aus der Beliebtheit des Regiments Benedek hervor, sondern auch aus der damals in Süddeutschland noch allgemein herrschenden Vorliebe für Oesterreich. Und heute ist dieses Oesterreich bei den Süddeutschen kaum noch eine blasse Erinnerung, allerdings nicht ohne seine Schuld. Daß die Preußen die Hegemonie Deutschlands überkommen, gereicht ihrer Energie und namentlich ihrer Politik nicht zur Unehre.

Der deutsche Bund machte 1859, ohne jedoch helfend einzuschreiten, zum Kriege mobil, und somit auch Baden. Studenten von der Obersexta wurden als Offiziersaspiranten angenommen. Einige von uns meldeten sich. Auch ich wäre mit Leib und Seele gerne Soldat geworden, aber bei den Oesterreichern. Die Vorbereitungen waren bereits getroffen. In sechs Wochen wäre ich Lieutenant im Regiment Benedek gewesen. Allein von der Mutter kam auf meine Anfrage hin Contreordre. „Sie habe Kummer und Elend genug“, schrieb sie, „infolge der Krankheit des Vaters, es fehle nur noch, daß ich Soldat werde, um ihre letzten Hoffnungen zu zerstören.“ Ich war gehorsam und begrub meine Streitaxt schweren Herzens.

Ein Haslacher, mein Schulkamerad Peter Weber, der vom Lehrerseminar weg sich auf das Polytechnikum begeben hatte, wurde als Offiziersaspirant angenommen und

Digitized by Google

kam nach Rastatt zur Artillerie. In kurzem ward er Lieutenant. Wie oft hab' ich des Accisors Peter beneidet um seine Stellung und seine Uniform! Ich war ordentlich stolz darauf, wenn er zu mir kam und mit mir spazieren ging. Er brachte es aber nicht weit beim Militär, trat wieder aus und ist jetzt auch schon längst unter den Todten. —

Wie stammverwandt fühlten wir Rastatter uns mit den österreichischen Böhmen der Garnison! Wie manch' guten Freund hatte ich unter ihnen, und wie vielen Genuß verdankte ich damals ihrer köstlichen Regimentsmusik! Wenn an den Donnerstag-Abenden auf dem Schloßplatz die Oesterreicher spielten, fehlte ich nie. Wie neckende Faune und bierselige Bacchanten schwebten wir Lyceisten durch die Zuhörermenge und hinter dem Musikkorps drein, wenn es durch die Straßen der Stadt der Kaserne zuzog.

Bisweilen, wenn es recht dunkel und „Schills Töchterle" beim Zapfenstreich auf dem Schloßplatz stund, mußte ich es heimbegleiten, weil es sich fürchtete den einsamen Weg hinauf zum Lyceum. Ich that dies jeweils ungern, die alte Jungfrau, mehr den zehn Jahre älter als ich, zu den alten Linden zu führen. Doch ich that es, einmal dem von mir hochverehrten Direktor zuliebe, dessen Hausgeist das Töchterle war, und dann weil dasselbe uns Studenten, und besonders mir, schon manchen Spionirdienst erwiesen hatte.

Als ich elf Jahre später eines Tages mit meinem Gefangenwärter einen Spaziergang außerhalb der Stadt ausführte, begegnete uns des „Schills Töchterle". Ich eilte freudig auf sie zu und stellte mich als ihren ehemaligen Freund Hansjakob vor. Sie hatte eine königliche Freude, mein Begleiter aber drängte mich von weiterem Gespräche mit ihr ab. Als er mich darüber aufgebracht sah, erzählte mir der sonst gutmüthige Mann, daß das

Digitized by Google

Fräulein Schill eine gefährliche Person sei und ihn vor einigen Jahren, da sie noch im Lyceum wohnte, in große Verlegenheit gebracht habe. Sie half nämlich eines Abends zwei Studenten aus Karlsruhe aus dem Festungsgefängnisse entkommen durch die angebaute Schloßkirche, zu der sie die Schlüssel hatte. Die Studenten wohnten hierauf einer Kneipe in Karlsruhe an und kehrten am andern Morgen auf dem gleichen Wege zurück.

Mich freute es zu hören, daß des Schills Töchterle noch solche Vorliebe für Studenten hatte.

Sie lebt heute noch als greise Rentnerin in Rastatt; denn der Direktor Schraut, ein Junggeselle, der wenige Jahre nach meinem Weggang pensionirt wurde und starb, hat sie zu seiner Universalerbin eingesetzt. —

Als nach dem Friedensschluß die gefangen gewesenen Oesterreicher zu Tausenden über Kehl aus Frankreich kamen und in den Forts und Kasematten Rastatts vorübergehend einquartiert wurden, beeilte sich jung und alt, den braven, unglücklichen Soldaten, unter denen namentlich auch viele „Grenzer" waren, Erfrischungen zu bringen. Wir Studenten versorgten sie mit Cigarren. Die Offiziere fanden Unterkunft in der Stadt, und ich selbst theilte mein Zimmer mit einem Militärarzt, der bei Solferino widerrechtlich gefangen worden war und mir schreckliche Dinge erzählte über das österreichische Sanitätswesen.

Unter solchen Vorgängen nahte das Schuljahr 1858/59 seinem Ende und damit die Trennungsstunde vom Rastatter Lyceum. Der kleine Hofrath Bähr von Heidelberg, ein altes, schlottriges Philosophenmännchen voll Leutseligkeit, nahm uns Obersextanern die Abiturientenprüfung ab. „Schills Töchterle" hatte sich alle Mühe gegeben, in den Papieren des Direktors nach den von Karlsruhe gekom-

Digitized by Google

menen Thematen für die Abiturienten zu spähen, und drum traf die Schlacht ihre Vertrauten nicht so ganz unerwartet.

Ich begreife überhaupt nicht, wozu man Schüler, welche das ganze Jahr hindurch die betreffende Klasse mitgemacht und die Zufriedenheit der Lehrer erworben haben, noch extra prüft, ob sie fähig seien, auf die Universität entlassen zu werden. Aber das ist civilisirter Germanen Art; jeder muß es doppelt und dreifach schriftlich haben, daß er ein „geprüfter" Mensch ist, sonst kömmt er im modernen Staate nicht zu Gnaden.

Beim feierlichen Schluß nach abermaliger, öffentlicher Prüfung mußte ich, auserkoren dazu von unserm Literaturdozenten, eine Rede halten über Shakespeares Hamlet. Erst dreißig Jahre später habe ich jene Dichtung des großen Britten wieder gelesen und mir gedacht, welch' ein Unsinn es war, einen Obersextaner über Hamlet eine Abhandlung fertigen zu lassen. Zwei Drittheile derselben bestunden aus unreifem Zeug, und ein Drittel hatte ich aus Gervinus' „Studien" abgeschrieben. Gleichwohl lauschte die Zuhörerschaft in der Aula, die Väter, Mütter und Schwestern der Lyceisten, verstund aber von dem Vortrag so wenig als der Vortragende selbst.

Ich behaupte, daß ein Durchschnitts-Germane, und als solchen betrachte ich mich auch, vor seinem 40. Lebensjahre nicht im stande ist, einen großen Geist seiner Nation richtig zu verstehen und zu würdigen. Ich habe diese Erfahrung an mir selbst gemacht, und wer seit seiner „Studienzeit" die „Klassiker" nicht mehr gelesen hat, der soll mir nicht sagen, er kenne sie.

Als die Deklamationen zu Ende waren, erfolgte die Verkündigung der Entlassung der Abiturienten. Ich war unter fünfzehn Glücklichen der dritte und wurde öffentlich

Digitized by Google

belobt. Einige Wochen später, nachdem ich mich definitiv entschlossen hatte, Theologie zu studiren, mußte ich nochmals ein „allgemeines“ Zeugniß einholen beim Direktor; denn auch die Aufnahme in ein theologisches Konvikt wird einem sterblichen Germanen im 19. Jahrhundert nur auf Grund möglichst vieler „Schriften“ gestattet. Jenes Zeugniß, datirt vom 28. September 1859, gezeichnet Schraut, liegt heute vor mir. Es heißt darin: „Seine (des Heinrich Hausjakob aus Haslach) Führung während der Zeit seines Schulbesuches ist durchaus gesetzlich gewesen und hat ihm die Zufriedenheit seiner Lehrer erworben; seine Strebsamkeit, in Verbindung mit sehr guten Anlagen, berechtigt zu der Hoffnung, daß er, wie er jetzt den Anforderungen der Schule vollkommen genügt hat, auch die Zeit der akademischen Studien mit sehr gutem Erfolge benützen werde.“ Ich führe dieses Zeugniß an als Beweis meiner „gesetzlichen“ Führung und um zu zeigen, was im Menschenleben ein „legaler Lebenswandel“ überhaupt besagen will. —

Ehe wir mit dem Omnibus des Meisters Hatz zu den Thoren der Festung hinausfahren und dem Lyceum für immer Lebewohl sagen, müssen wir doch auch kurz der Stadt gedenken, die sieben Jahre uns geistig und körperlich genährt hat, und in der wir die eigentlichen Flegeljahre des Lebens zum größten Theile zugebracht haben.

Rastatt ist eine Trauerweide unter den vielen blühenden Städten und Städtchen des Badnerlandes, die verlassene Residenz des altbadischen Fürstenhauses. Seine breite, schöne Hauptstraße mit der Pfarrkirche in der Mitte kann durch ihre namenlose Leere und Einsamkeit einen schon trüb gestimmten Menschen zur Verzweiflung bringen. Melancholisch zieht die Murg an der stillen Stadt hin

Digitized by Google

und trennt von ihr die noch öderen Vorstädte, das „Dörfle“ und die „Schwabengasse“. Die Forts, Bastionen und Festungsmauern erhöhen das Bild der Langweile, und die sandige, wenig erhöhte Ebene ringsum hilft noch weiter jeden Reiz von Rastatt verbannen. Das einzig heitere Gesicht unter den leblosen Dingen macht das prächtige Renaissanceschloß der alten Markgrafen.

So kommt es, daß hier kaum jemand lebt, der nicht hier leben muß. Und doch hab' ich in dieser tristen Stadt, meine Kinderzeit abgerechnet, die sorgenlosesten und wildlustigsten Tage meines Lebens zugebracht. Die Rastatter von damals waren frohe, gemüthliche Menschen, die noch fideler gewesen wären, wenn nicht die Reaktion und die Erinnerung an die Folgen von 1849 auf ihrem Gemüth einigen Eindruck hinterlassen hätten.

So gerne ich aber in jener Zeit in dieser Stadt lebte, ebensowenig möchte ich dortselbst heute irgendwie beruflich thätig sein. Ich ertrüge heute die Melancholie von Stadt und Land nicht mehr.

Im Jahre 1879, an einem trüben November-Nachmittag, wanderte ich, vom Landtag in Karlsruhe aus einen Ausflug dahin machend, wieder einmal allein durch die Straßen Rastatts in stiller Wehmuth, die sich in den todten Gassen des Dörfles und der Schwabengasse zur förmlichen Trauer gestaltete. Nirgends begegnete mir auch nur ein bekanntes Gesicht. Am andern Morgen ging ich durch die entlaubte Allee des Schloßgartens dem Kirchhofe zu, und hier traf ich meine alten Rastatter fast alle — in ihren Grüften. Da ruhten sie unter der Erde, Männer und Frauen, die ich vor zwanzig Jahren alle im besten Alter heiter und lebensfroh gesehen und gekannt hatte. Erschrocken mußte ich öfters ausrufen, wenn ich an einen

Digitized by Google

andern Grabhügel trat: „Ja, ist der oder die auch schon todt?!“ Ich bin leicht zur Schwermuth geneigt, aber seit vielen Jahren nicht so trübselig gewesen wie in jener Stunde auf dem Rastatter Kirchhofe. Die Armseligkeit und Hinfälligkeit unseres Erdenlebens ergriff mich bis zu hellen Thränen. Auf dem Rückweg kam ich an unserm Lyceumsgebäude und seinen todten Lindenbäumen vorüber, und es schaute mich alles so veraltet und so verwittert an, als ob auch hier jene Lust entflohen wäre, mit der wir Studenten vor zwanzig Jahren da ein- und ausgingen.

Noch bis heute lebt in manchen Nächten in meinen Träumen Rastatt in mir auf. Ich wandle durch seine Straßen mit meinen Büchern, komme in die Klasse und habe nichts präparirt, werde vom Professor aufgerufen und weiß nichts. In der ärgsten Verlegenheit — wache ich plötzlich auf und meditire dann darüber nach, wie fest die Lyceumszeit in meiner Seele sich eingegraben haben muß. Von der Kindeszeit träumt man nie, wenigstens ich nicht. Nie sehe ich mich in den Träumen als Kind oder Knaben auf der Straße spielend oder durch Feld und Wald jubelnd — aber gar oft auf den Schulbänken Rastatts. Die Schulfuchserei, welche der Kulturmensch mitmachen muß, gräbt sich eben gar zu tief in die durch Wissenschaft geplagte Seele, verwischt nie und ängstigt uns noch nach Jahrzehnten selbst im Traume. —

Als ich im August 1859 Rastatt verließ, hätte man alle meine dort zurückgelassenen Freunde und Bekannten fragen können, ob sie glaubten, daß ich Theologie studiren und elf Jahre später als ultramontaner Staatsverbrecher auf der Festung Rastatt sitzen würde — alle hätten sicherlich diese beiden Fragen einstimmig verneint. Und doch sollte es so kommen.

Digitized by Google

Der Mauleſel.

Bekanntlich heißt der deutſche Student in der Zwiſchenzeit, die den Abgang vom Lyceum (Gymnaſium) und den Aufzug zur Univerſität trennt, „Mauleſel“, weil er, wie dieſer, ein Baſtardgeſchöpf iſt, weder Gymnaſiſt mehr noch auch ſchon Akademiker. Die in dieſe Zeit fallenden Ferien werden dementſprechend „Mauleſelferien“ genannt. Da bei einem normalen germaniſchen Studio in dieſen Tagen der Größenwahn und das Selbſtgefühl ſteigen, ſo ſind alle ſeine Thaten und Leiſtungen ebenfalls auf einer entſprechenden Höhe.

Ich trat in dieſen Ferien zunächſt und zum erſten Mal in den Kreis der Haslacher „Herren“ ein. Bisher hatte ich in den Vakanzen nur mit den Genoſſen meiner Knabenzeit, mit beſſeren Bürgern, niederen Staatsdienern und Unterlehrern verkehrt, mein Bier vorzugsweiſe im „Krämer“ und beim „Bierweible“ getrunken und an den Abenden mein Zego beim „Haſerhans“ mit Gendarmen und dem Acciſor gemacht. Jetzt aber ward ich in die „Polyhymnia“ aufgenommen, wo nur die ſogenannten Herren aus- und eingingen.

Die damaligen Polyhymnier in meiner Vaterſtadt bildeten der Oberamtsrichter Bodemüller, der praktiſche Arzt Feederle, der Notar Serger, der Apotheker Ernſt, ein Regiſtrator und ein Aktuar des Amtsgerichts und zwei Bürger erſten Ranges, der Kaufmann und Fabrikant

Digitized by Google

Schick und der Kreuzwirth Merkle, welch letzterer in der Regel noch die eben im Städtchen übernachtenden Geschäftsreisenden mitbrachte.

Polyhymnia hatte sich die Gesellschaft in dem kleinen Nebenzimmer des „Bayerischen Hofes" genannt, weil an den Wänden des Lokals allerlei Musikinstrumente hingen, von denen aber keines je gespielt ward, und weil oft gegen Mitternacht ein Gesang ertönte, vielstimmig wie der Schlachtruf von Rothhäuten.

Sie war nicht zahlreich, diese Polyhymnia, aber sie übertraf an Heiterkeit alle „Museen" und größeren gesellschaftlichen Vereine, die ich seitdem kennen gelernt. Eine solche Gemüthlichkeit und „Fidelität" ist nur möglich in einem kleinen süddeutschen Amtsstädtchen zu Zeiten, wo die Menschen nicht durch Parteikämpfe verbittert sind.

Ich habe fortan die ganze noch folgende Studienzeit in den Ferien fast ausschließlich mit dieser Gesellschaft verkehrt und bin seitdem nie mehr so durchweg lustig gewesen im Kreise von Männern wie in der Polyhymnia. Wer mich vor dreißig Jahren einen Abend daselbst gesehen und beobachtet hätte, würde nie geglaubt haben, daß bei mir eine Zeit käme, in der ich absolut kein Bedürfniß mehr hätte für Gesellschaft und die Menschen eher fliehen würde als aufsuchen.

Die zwei Seelen der Polyhymnia waren der Doktor und der Notar, junge Männer in den besten Jahren, voll Lebenslust und Frohsinn. Sie wurden mehr und mehr im Laufe der Zeit meine Freunde. Als „Maulesel" und noch im ersten theologischen Kurs ging ich mit beiden den Weg ihres politischen und religiösen Liberalismus. Beide haben durch ihren Witz und Spott nicht wenig dazu beigetragen, daß ich Theologe blieb. Und als ich in der theo-

Digitized by Google

logiſchen Erkenntniß feſt geworden war, hatten wir ewigen Disput über die Lehren der katholiſchen Kirche. Wie ſiegreich ich manchmal ſpäter über ihren Meinungen ſtund, dafür könnte ich Beweiſe aus dem Leben beider Freunde bringen, die ſich zeitweilig allen Ernſtes bekehrt hatten.

Wie manchen Abend ſtunden wir drei, lange nachdem das „ſchätterige" Bimm-Bimm der Haslacher Lumpenglocke ausgetönt, noch disputirend vor meinem väterlichen Haus, in welchem auch der Doktor wohnte, während der Notar vor dem Städtchen draußen „im Löwen" logirte. Feederle und ich tranken in der Regel, nachdem ſein blaſſes Dienſtmädchen, die Bertha, uns die Hausthür geöffnet, weil wir meiſt ohne Schlüſſel waren, in des Doktors Arbeitszimmer noch ein „Nußwäſſerle" und disputirten weiter bis gegen Mitternacht.

Was mußte ich alles über die Pfaffheit hören von den beiden Freunden und welch zahlloſe Anekdoten und ſchlechte Witze über die Kleriſei machten ſie, wenn ich den einen auf ſeine Praxis, den andern auf die Jagd begleitete! Ihre Satire reizte mich förmlich, erſt recht Pfarrer zu werden.

Es gibt faſt keinen Bauernhof der ganzen Haslacher Umgegend, den ich nicht mit dem Doktor beſucht hätte. Gewöhnlich fuhren wir bis ins betreffende Dorf mit dem Chaiſchen und dem wilden Fuchſen, der ſo gerne und ſo manchmal mit uns durchging. Dann wanderten wir zu Fuß ins Gebirge, hinauf zu den Patienten, immer voll der beſten Laune. Auf der Heimfahrt ſangen wir alte Lieder in die engen Thäler und in die lauen Frühjahrs- und Herbſtabende hinein.

Ja, es war eine ſchöne Zeit, da ich mit Freund Hubert in den Salmersbach und Ullerſt, auf den Nil und die Breitebene, in den Einbach und Adlersbach die Kunſt des

Digitized by Google

Aeskulap trug und ihm half, todte Bauern zu seciren und lebende zusammenzunähen! Tempi passati! Oft in traumreichen Nächten fahre ich noch mit dem Doktor durch die Schluchten der Heimath; der Fuchs geht im Traume durch, ich springe vom Wagen, erwache und denke dann bei guten Sinnen in wehmüthiger Stimmung an jene schönen, vergangenen Tage.

Der heitere, lebensfrohe Mann und gewissenhafte Arzt starb vor Jahren schon als Bezirksarzt und Medizinalrath im markgräflichen Müllheim, ein Opfer seines Berufes.

Der Notar, jetzt auch schon längst todt, wurde mein Lehrer in der Jagd. Da es in meiner Knabenzeit stets meine Lust gewesen, durch Feld und Wald zu ziehen, so hatte mein Jägermeister an mir einen eifrigen und gelehrigen Schüler. Unsere Jagdzüge gehören zu den lieblichsten Erinnerungen an die Ferien meiner akademischen Studienzeit. Wie voll des Reizes waren nicht jene Stunden auf dem Schnepfenstrich?! Wer nie dieses Stillleben des Jägers mitgemacht, dem geht ein Stück Poesie verloren, und der hat der Natur nicht abgelauscht zu allen Zeiten.

Es ist ein milder Märzabend, die Sonne ist eben untergegangen über einem heitern Frühlingstag, die Landleute kehren von ihren Feldern heim, im Städtchen rauchen bereits die Kamine der Abendküche, droben am Waldrande stehen zwei Jägersleute unter den lichten Föhren und den schon frühlingsduftigen Birken. Amseln und Drosseln singen den Schluß ihres Abendlieds, die Jäger schauen hinab ins stille Thal und reden vom Frühling. Wenn der letzte Drosselschlag verhallt ist und die Nacht ihre elegische Ruhe über Feld und Wald auszubreiten sich anschickt, schweigen auch die Jäger, denn jetzt beginnen die Schnepfen zu streichen. Bald ertönen einzelne Schüsse ins stille Thal hinab, und

Digitized by Google

der englische Hühnerhund des Notars, die edle Diana, apportirt das geschossene Wild. Wenn der dunkle Wald die letzte Schnepfe aufgenommen, ziehen die Jäger bergab, um in der Polyhymnia den schönen Abend zu beschließen.

So habe ich zahllose Abende mitgemacht und die Poesie davon jeweils tief empfunden, trotzdem ich nebenbei als gewöhnlicher Halbwilderer fungirte, d. h. ein Gewehr hatte, aber keinen Jagdpaß.

Weniger elegisch ging's auf unseren „wilden Jagden" zu, wenn alle Haslacher Jäger zusammen auszogen. Das war eine lustige Schaar: der Notar als Oberjägermeister, meine drei Vettern, der Kastenvogt, der Metzgerfranz und der grüne Baumwirth Serafin, dann der alte Welle, der Schwarzbeck und der Katzenkrämer als Unterjäger, der Hasenbeck als Treiber und ich als Gastschütze. Da wurden regelrecht die Berge und Wälder abgejagt unter Hundegebell und Treiberruf.

Unser Hauptrevier war der Höhenzug, welcher das Kinzigthal vom Elzthale scheidet, und wo Füchse, Hasen und Hühner einander gute Nacht sagten, soweit wir sie am Morgen nicht erlegten. Gen Abend ward jeweils ein Häslein hinabgeschickt ins Thal zur „Schneeballenwirthin", die dann ein Jagdessen präparirte, das jedem Hofkoch am Hubertustage Ehre gemacht hätte. Da ging's dann hoch her, wenn die hungrigen und durstigen Jägersleute von den Bergen herabkamen. Thalwein und Jägerlatein flossen in Strömen neben Hasenpfeffer und Schinken. Ich könnte mit mehr Freude an jene Tage zurückdenken, wenn ich nicht jene lustigen Jägersleute heute alle todt wüßte.

Noch als Priester nahm ich in den Ferien meiner lateinischen Schulmeisterzeit manchmal theil an den Jagden in der Heimath. Ich erinnere mich noch wohl eines Jagd-

Digitized by Google

tages im Jahre 1864, wo ich mit Flinte und Brevier zugleich auszog. Es war das Offizium des hl. Chrysostomus (27. Jänner) zu beten, und da der Waidgang den ganzen Tag über dauern sollte, mußte ich mein Brevier auf die Jagd mitnehmen, weil ich meine desfallsige Verpflichtung nicht auf den Abend verschieben wollte.

So oft ich nun „auf den Anstand" kam, lehnte ich mein Mordgewehr an einen grünen Tannenbaum, zog mein Brevier aus der Tasche und betete, bis die Hunde laut gaben und die Jagd ihren Anfang nahm, dann griff ich zur Flinte, bis der Zug der Meute und Treiber an mir vorüber war. Richtig kam ich dafür, wenn auch anonym, in den „Kalender". Der „Rastatter Hinkende Bote" von 1865 bemächtigte sich dieses betenden Jägers, und es ist ihm recht geschehen. —

Mit den „Mauleselferien" erfolgte mein Eintritt in die Polyhymnia und in den Jagdklub, aber es erfolgte auch, was viel wichtiger war, die Entscheidung meiner Berufswahl. Wem ich seit zwei Jahren auf sein Fragen mit lachendem Munde gesagt hatte: „Ich werde Pfarrer", der nahm meine Antwort als schlechten Witz auf und äußerte aufs launigste seine Zweifel. Dieser allgemeine Unglaube bewog mich erst recht, das doch zu werden, wozu andere so beharrlich den Kopf schüttelten. Und hierin sehe ich, menschlich gesprochen, den ersten Grund meines theologischen Studiums. Selbst meine Großmutter hatte in Beobachtung meines so wenig beschaulichen Studentenlebens ihre Hoffnung gänzlich aufgegeben, und in dieser Zeit that sie den Ausspruch: „Wenn Du ein Geistlicher wirst, werde ich in meinen alten Tagen noch eine Klosterfrau."

In welche Worte die Mutter ihre Ansicht kleidete, werden wir bald sehen. Der Vater aber schwieg absolut

Digitized by Google

seit jener Unterredung vor dem „Bildstöckle“ beim Garten des Apothekers.

Seine Krankheit bildete den zweiten entscheidenden Grund. Ich hatte seit Jahren ziemlich gleichgiltig den Ruin der Familie und die großen Sorgen der Mutter mit angesehen. Der Mutter Lieblingswunsch war, daß ich Priester würde, und diesen zu erfüllen, ihr eine Freude zu machen in dem vielen Kummer, bestimmte mich des weitern zur Theologie. Höhere, religiöse Gründe hatte ich absolut keine; denn mit meiner „Religion“ sah es schlimm aus.

So suchte ich denn, wenn auch etwas verzögert, unter Vorlage der betreffenden Zeugnisse um Aufnahme ins erzbischöfliche Konvikt nach. Sie kam bald, und ich ward gegen geringes Entgelt in die Zahl der Konviktoren eingeschrieben.

Was mir an der einschläglichen Urkunde damals nicht gefiel und gleich ein Omen abgab, daß ich ein vorlauter Kritiker hoher obrigkeitlicher Erlasse werden würde, war der Umstand, daß der Erzbischof von Vicari dieselbe eigenhändig unterzeichnet hatte. Ich dachte mir einen Erzbischof viel erhabener, als daß er ein Blatt Papier unterschriebe, auf welchem verzeichnet war, wie viel Hemden, Weißzeug, Messer und Gabeln ein angehender Studiosus theologiae mitzubringen habe.

Als ich dem Dekan und seinem Freunde Armbruster ins Bierkrämers meine Konviktsordre mit obiger Bemerkung vorzeigte, meinte unser alter Pfarrer: „Heinrich, wenn Ihnen schon das nicht gefällt, so werden Sie es im Konvikt gar nicht aushalten!“ Ich trug aber fortan das Patent in der Tasche, und jeden, der mich nach meinem Universitätsstudium fragte und zweifelte, ließ ich schwarz auf weiß lesen, daß ich richtig zur Theologie übergegangen sei.

Digitized by Google

In mir selbst aber herrschten starke Zweifel, ob ich ausführen würde, was ich, andern zum Widerspruch, beschlossen hatte. Von einem „Beruf" konnte keine Rede sein, und mein ganzes Mauleselwesen widersprach einem solchen. Ich ging viel lieber und weit mehr in die Bierhäuser als in die Kirche, die ich an Werktagen nie von innen zu sehen bekam. Am Sonntag aber saß ich, wie in den Zeiten als Chorknabe, meist hinter der Orgel und parlirte mit alten Schulkameraden.

Gegen Ende der Ferien erschien mein Freund Abetz vulgo Pan von Rastatt, um mich zu besuchen und mit mir die Reise ins Konvikt anzutreten. Wir machten noch die Weinlese mit an der obern Kinzig. Die Haslacher pflanzen den letzten Wein vor dem Eingang in den Schwarzwald, aber, nach dem Sprichwort: „Der letzte ist der beste", den besten im ganzen Thal. Es hätte dieser Wein längst Weltruf, wenn es ihm möglich wäre, in die Welt zu kommen; allein meine Mitbürger wehren es ihm, in die Ferne zu schweifen, und trinken „allen" selbst. Im fürstlich fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen aber fand ich seiner Zeit eine alte Urkunde, wonach der Haslacher Herrenberger im 16. Jahrhundert dem Burgunder gleich geschätzt wurde. Wehe darum dem „Zeller Rothen", der sechs Stunden unterhalb des Herrenberges wächst, wenn die ehrsamen Bürger meiner Vaterstadt nicht so weinselig wären!

Freund Abetz und ich trieben uns, aus Pistolen schießend, jeden Herbstmorgen am Herrenberg hin und her, und als die Haslacher ausgeherbstet, zogen wir flußabwärts zum Kronenwirth von Vollenbach, der mit der Familie des Oberamtsrichters Bodemüller mich und meinen Kollegen eingeladen hatte. Am Fuße des hohen Wein-

Digitized by Google

bergs lag die Hütte meiner Base, die ich in Kindeszeiten an Kirchweihtagen so oft besucht. Es war ein herrlicher Septembertag, in den prächtigsten Farben schimmerte das Thal, neben dem Weinberg lag ein lichter Buchwald. Unter den Buchen stund der Kronenwirth mit seiner Geige und spielte die lustigsten Weisen und jauchzte dazu wie ein ächter Dorfmusikant. Und wir Studenten, wir jauchzten mit ihm, daß Berg und Thal wiederhallten.

Doch wie armselig und flüchtig ist unsere Lebenslust! Heute, da mir das Bild jenes idyllischen Herbsttages vor der Seele glänzt, sind die meisten Mitgenossen längst todt, und das jüngste und schönste Mädchen der Gesellschaft liegt vollständig geistig umnachtet in einer Anstalt für Unheilbare zu Pforzheim. Hier traf ich sie vor einigen Jahren, zufällig, unter einer Schaar weiblicher Wesen auf der niedrigsten und unglücklichsten Stufe menschlicher Erkenntniß und menschlichen Daseins. —

Wenige Tage später, und in Haslach fand der Michaelisjahrmarkt statt, wo die Völker von allen Bergen und aus allen Thälern des nordwestlichen Schwarzwaldes in Hasle zusammenströmen. Abetz, voll germanisch-linguistischer Manie, fahndete unter den Bauern nach den verschiedenen alemannisch-schwäbischen Mundarten, und fragend und scherzend trieben wir uns den ganzen Tag auf dem Markte umher.

Als aber Freund Pan die feinblassen Mädchen aus dem Gutacherthal sah, da wurde er ganz irre an der Rasse der Thalbewohner. Er schwur nicht höher, als diese Leute seien aus Polen eingewandert und hätten gar nichts Germanisches an sich. Am Abend setzten wir Maulesel uns noch in ein Karussell und fuhren im Kreis herum mit den Kindern und Knaben. Ich lud noch meine alte

Digitized by Google

Nachbarin dazu ein, die Frau des Strumpfwirkers, der in meinen „Jugenderinnerungen“ eine so große Rolle spielt.

Unter solchen und ähnlichen jugendlichen Streichen vergingen die Ferien, und es kam der Morgen der Abreise zur Universität. Welch' ein anderer Mensch zog ich dahin, denn vor sieben Jahren auf das Lyceum! Damals war ich ein bescheidener, schüchterner Kaplansschüler, und jetzt erfüllte mich philologischer Größenwahn, den in jener Zeit alle bessern Rastatter mit auf die Universität brachten, und dazu ein unbestimmtes, banges Gefühl vor dem Konvikt, in das ich denn eigentlich doch nicht taugte.

Es ward mir zu Muthe wie einem, der prahlerisch eine kühne That auszuführen übernommen hat, im Augenblick der Ausführung aber das Herz sinken läßt. Und doch hätte ich mich geschämt, von meinem Entschluß gleich wieder abzustehen. Einen Trost aber gab mir beim Scheiden meine Mutter, die noch besser wie ich fühlen mochte, daß meine Theologie auf sehr schwachen Füßen stünde. Als ich ihr in aller Morgenfrühe, es war noch dunkel auf Erden, unter der vordern Hausthüre Adieu sagte, um in den „Wolfacher Omnibus“ zu steigen und nach Offenburg an die Eisenbahn zu fahren, lauteten ihre letzten Worte: „Schreib' auch gleich wieder, wenn du etwas anderes studirst!“

Mein Begleiter beneidete mich im Weiterfahren sofort um diese Rede der Mutter. Ich weiß, meinte er, daß ich es nicht sechs Wochen im Konvikt aushalte; aber wenn ich heute den Theologen aufgebe, bin ich morgen mittellos, etwas anderes zu studiren. Der Fall trat ein, aber Abetz hat es später doch unter den sorgenvollsten Stunden zum juristischen Staatsexamen gebracht.

In Offenburg im Ochsen hielt unser Wagen an,

Digitized by Google

und ich erinnere mich lebhaft, wie wir davon ſprachen, falls uns die Theologie entleiden ſollte, der Philologie uns zuzuwenden und vorzugsweiſe der altdeutſchen. Wir faßten dann den Entſchluß, mit dem Pan ſich damals eifrig herumtrug, ein Sammelwerk der deutſchen Geſchlechtsnamen herauszugeben, und um damit gleich zu beginnen, ſchrieben wir ſämmtliche Namen der Offenburger Zunftmeiſter ab, die in Glas und Rahmen im Ochſen, als der Herberge, verzeichnet waren. Man mag daraus erkennen, welch' ideale und naive Schwärmer damals in uns zweien ſteckten.

In ſolcher Abſicht fuhren wir gen Freiburg.

Digitized by Google

Universität und Konvikt.

Wir waren am Morgen vor der abendlichen Eröffnung des Konvikts in der Musenstadt angekommen. Unser erster Gang galt aber nicht etwa dem Konviktsdirektor, sondern dem Pfeifenmaler Krebs in der Gerberau, um uns gemalte Dedikationspfeifen zu bestellen. Es heimelte mich in diesem Klein-Venedig von Freiburg mächtig an; denn in meiner Knabenzeit war ich als „Fremdling" manchmal an seinen melancholischen Bächlein hingewandelt, der Heimath gedenkend.

Der alte Krebs, welcher schon zahllose Studenten auf Porzellan gemalt und gebrannt hatte, schaute uns mit Kennermiene in unsere jugendlich kühnen „Angesichter". Er erkannte sofort die Neulinge, aber auch das Biergenie in uns und fragte unter dem Kopiren, bei welchem Korps wir „einzuspringen" gedächten. Als wir ihm lachenden Mundes eröffneten, wir wollten im Konvikt „einspringen", schüttelte er bedenklich sein altes, röthliches Haupt und orakelte: „Von Euch beiden ist keiner vier Wochen im Konvikt!" Von dem einen hat er's errathen, der andere aber hat seinen Prophetenblick zu Schanden gemacht.

Um die Mittagszeit suchten wir den Konviktsdirektor Kübel auf. Wir schauten das große, ummauerte Konviktsgebäude am Fuße des Schloßberges an wie zwei Landstreicher ein Amtsgefängniß, und der Portier Zöpfl

Digitized by Google

kam uns vor wie ein Kerkermeister. In den kühlen Gängen des Hauses wogte ein Leben wie in einer Kaserne. Alte und neue Konviktoren zogen aus und ein. Die Theologen des zweiten und dritten Kurses wechselten ihre Studien- und Schlafzimmer und brachten ihr Mobiliar in Ordnung, während die Rekruten scheu und schüchtern ihre vom Direktor angewiesenen neuen Kabinen aufsuchten.

Der Direktor empfing uns mit gemessener Freundlichkeit. Er stund, ein noch junger, blühend und gesund aussehender Mann, an seinem Schreibpult am Fenster. Als er unsere Namen hörte und erfuhr, daß wir „Rastatter" seien, ließ er seinen Blick mit befriedigtem Wohlwollen auf uns streifen. Er war ja selbst einst „Rastatter" und Markomanne gewesen und hatte auf diese, namentlich wenn sie unter die ersten zählten, besonderes Vertrauen. Jeder von uns beiden bekam die Nummer seines Studirzimmers und seiner Schlafstelle und ward entlassen. Draußen im Gang traf ich meinen alten Freund Beckert, der bereits das dritte Konviktsjahr antrat und mir behilflich war, mein Kasernement zu beziehen.

Die Konviktoren waren nach Jahreskursen abgetheilt und in diesen die Zimmer den Studenten nach dem Alphabet ihrer Geschlechtsnamen angewiesen. So kam ich mit fünf andern in ein kleines, dunkles, einfensteriges Gemach auf der Westseite des Hauses. Die Aussicht ging auf einen schmutzigen, alten Hof und einige Dächer benachbarter Wohnungen, über denen düster und ernst der Münsterthurm hereinschaute in das triste Zimmer, in welchem ich hinter einem großen, hölzernen Schreibpult das erste Jahr meines Konvikt lebens zubringen sollte.

Schon waren meine zukünftigen Mitbewohner mit Einräumen ihrer Bücher in die Pulte beschäftigt, als ich

Digitized by Google

eintrat. Unter ihnen traf ich einen alten Bekannten, Hirn, den Lehrerssohn von Weiler bei Hasle, der Rastatt vor längerer Zeit wieder verlassen und in Freiburg das Gymnasium absolvirt hatte. Er ist vor Jahren schon als Pfarrer gestorben.

Mich schauderte es in dem elenden Zimmer, und ich ging nach kurzem Einblick von dannen, um mir meine Schlafstelle zeigen zu lassen. Ich fand sie in einem geräumigen, luftigen Saale, der in viele kleine Alkoven eingetheilt war. Zwei Bretter, so weit von einander, um Platz für ein Bett zu geben, durch einen Vorhang nach der Mitte des Saales abgeschlossen, bildeten den Raum, der bestimmt war für meine Ruhe und meine Träume.

Freund Beckert mußte es mir ansehen, daß ich im Herzen wenig Sonnenschein verspürte ob der Konviktsherrlichkeiten, und er meinte, in kurzem würde es mir hier gefallen; es sei ihm auch so gegangen. Ohne meinen Koffer für jetzt auszupacken, verließ ich die Anstalt und begab mich zu meinem in den Jugenderinnerungen bereits genannten Onkel. Dem schilderte ich meine Eindrücke, und er, von vornherein kein Freund der Geistlichkeit, rieth mir, alsbald in sein Haus zu ziehen, Jurisprudenz zu studiren und bei den „Schwaben", seinem Lieblingskorps, einzutreten.

Ich kam bedeutend ins Schwanken, und wenn ich mich in meinem ganzen innern und äußern Habitus von damals mir vorstelle, so wird es mir geradezu unbegreiflich, warum ich nicht augenblicklich den Rath und die Hilfe des Onkels angenommen habe. Es war, offen gesagt, ein gewisser Eigensinn, der mich abhielt, so bald schon von meinem Vorhaben abzustehen.

Gegen Abend ging ich mit dem Onkel in seine Stammkneipe, den „römischen Kaiser". Hier machte ich in dem

Digitized by Google

kleinen Bierzimmer die Bekanntſchaft eines vereinzelten Theologen des zweiten Kurſes, Namens Diemer. Auch der redete mir zu, nicht ins Konvikt zu gehen. Er würde, wenn ihm ſo günſtige Ausſichten blühten wie mir, augenblicklich austreten, was er ſpäter auch ohne ſolche gethan hat, aber ohne je zu einem geſicherten Beruf zu gelangen. Ich traf ihn vor einigen Jahren in einer Stadt des badiſchen Unterlandes als Schreiber eines Advokaten. Mit ihm wanderte ich damals gegen 6 Uhr Abends ins Konvikt zurück, wo der Direktor zunächſt im Speiſeſaal die Plätze vertheilte. Alsbald begannen ſodann die geiſtlichen „Exerzitien“.

Wenn ein luſtiger Rekrut in die Kaſerne kommt und gleich am erſten Tage die ſtramme militäriſche Zucht fühlt, kann er unmöglich niedergeſchlagener werden, als ich es war bei dieſen erſten geiſtlichen Uebungen. Ich halte dieſelben für ein ganz vorzügliches Mittel, junge und alte Chriſten zur richtigen Beſinnung zu bringen; allein ſie ſind zu ſtreng für den jungen Studenten, der mitten aus der tollen Welt ſeiner Flegeljahre plötzlich in ſie hineingeworfen wird. Das mag gut geweſen ſein für die wohlgezogenen und wohlbewachten Jünglinge, welche ihre Gymnaſiumszeit in einem Knabenſeminar verlebt hatten, für einen Raſtatter meiner Zeit war der theologiſche Angriff zu ſtark. Den größten Theil dreier Tage in der Kirche zubringen, Predigten anhören, Betrachtungen anſtellen und dazu abſolutes Stillſchweigen beobachten, iſt eine zu ſchnelle und zu konträre Feuerprobe, die mancher nicht beſteht, der bei gelindern Saiten ausgeharrt hätte und tüchtig geworden wäre. Daß ich ſie beſtund, iſt mir gerade ſo wunderbar wie mein ganzes dreijähriges Aushalten im Konvikt, in welchem es mir nie gefiel, aus

Digitized by Google

dem es mich beſtändig zog, wo mich kein Menſch zurückhielt, und in dem ich trotzdem geblieben bin.

Meine zwei Intimi und Raſtatter Geſinnungsgenoſſen, Kuhn und Abetz, hielten nicht ſtand; ſie traten gleich in der erſten Zeit aus, der eine, um Philologie zu ſtudiren, und der andere, um ſich der Jurisprudenz zuzuwenden. Der erſtere iſt heute Profeſſor in Amerika, nachdem er den letzten Krieg dort mitgemacht, und Abetz ſtarb vor Jahren ſchon als junger Referendär. Und ich, der dritte, blieb allein in dem öden Konvikt zurück.

Die erſten Exerzitien gab uns der berühmte Kapuzinerpater Theodoſius Florentini. Auf mich machten die Worte dieſes Mannes einen mächtigen Eindruck, der aber mehr der gewandten und imponirenden Rede, dem talentvollen Kapuziner als dem Inhalt galt. Für den letztern hatte mein Herz kein Verſtändniß; es fehlte mir am poſitiven Glauben und an der Glaubensübung. Ich erinnere mich lebhaft, wie nach einer ſcharfen Exhortation des Paters über den theologiſchen Beruf Abetz mir ſpät Abends im dunkeln Gang des zweiten Stockes zuflüſterte: „Da bleib' ich nicht, und wenn ich nach Amerika müßte, um junge Affen zu fangen!“

Am Morgen des vierten Tages endigten die geiſtlichen Uebungen mit gemeinſamer Kommunion, am Mittag war ein kleines Feſteſſen, ſogenanntes „Duplex“, und am Nachmittag durften wir eine Stunde ſpazieren gehen.

Gleich beim erſten, fröhlichen Mahle überwarf ich mich mit einem großen Theile meiner Kursgenoſſen. Es waren ſelbſtverſtändlich Studioſi da von allen Gymnaſien des Landes, und die meiſten kannten nur diejenigen, mit denen ſie ſeither auf den Schulbänken geſeſſen. Bei dem obigen Eſſen ging's nun an ein allgemeines „Schmolliren“ mit ſeinen Tiſchnachbarn.

Digitized by Google

In meiner nächsten Nähe saßen einige Freiburger und Konstanzer, denen ich den „Schmollis" verweigerte mit dem Bemerken, daß ich nur mit Menschen, die ich genau kennen gelernt hätte, Brüderschaft machen wolle. Von Stund' an galt ich als hochmüthig und lebte auf gespanntem Fuße mit meinen neuen Zimmer- und Kurskollegen. Ich hielt mich fortan fast nur an die Rastatter der verschiedenen Kurse, deren das Konvikt drei zählte.

Mit den größten Schwierigkeiten hatte ich zu kämpfen, bis mir die Hausordnung auch nur einigermaßen zum Aushalten wurde. Mit vielen einen gemeinsamen Schlafsaal theilen, entsetzlich früh aufstehen, mit dem ersten Morgen und beim späten Abend in die Kirche gehen, in den Studirzimmern mit andern zusammen sein und schweigen — das waren lauter Dinge, die mit meinem seitherigen Thun und Treiben im schreiendsten Widerspruch stunden.

Wenn ich einen Grund finden soll, warum ich das alles, wenn auch unter Anwendung aller meiner Willenskraft mitmachte, so war es abermals ein gewisser Eigensinn. Ich wollte nicht ausgelacht werden, daß ich so bald meinem Vorhaben untreu geworden wäre. Religiöse Ueberzeugung spielte dabei nicht die geringste Rolle, da ich keine besaß.

Auf der Universität, welche wir vom Konvikt aus täglich in dunkeln Schaaren aufsuchten, hatte ich mich als Studiosus theologiae et philologiae immatrikuliren lassen. Philologie nahm ich dazu, nicht weil ich je daran gedacht hätte, lateinischer Schulmeister werden zu wollen, sondern aus der vom Rastatter Direktor mir eingeimpften Vorliebe für klassische Studien.

Die Universität Freiburg, in einem ehemaligen, ziemlich verwahrlosten Jesuitenkolleg untergebracht, bestand damals zu einem starken Drittheil aus Theologen, und

Digitized by Google

wenn um 12 Uhr die Studenten die Hochschule verließen, wimmelte es die Salzgasse hinauf von „Konviktlern", unter denen die vom dritten Kurs in ihren Sutanen am dunkelsten sich abhoben.

Die Zeit, welche ich in den Vorlesungen zubrachte, verging mir angenehm, aber in dem dunkeln Konviktszimmer überfiel mich entweder bittere Langweile oder der Schlaf. Gar oft, wenn meine Zimmerkollegen studirten, lag ich auf meinem Stuhl hinter dem hohen Schreibpult und schlief.

Der Studienplan für Theologen, die zu allen Zeiten einer strammern Disziplin unterlagen als andere Studenten, war uns genau vorgeschrieben, und so mußte ich im Wintersemester 1859/60 folgende Vorlesungen über mich ergehen lassen: Kirchengeschichte, Einleitung in die Schriften des Alten Testaments, Exegese der Apostelgeschichte, Erklärung der Psalmen und Encyklopädie der Theologie. Dozenten für diese Fächer waren die Professoren Alzog, König, Maier und Wörter.

Dr. Alzog, ein Schlesier, war ein Lehrer von sehr umfassendem Wissen, sein Vortrag aber theils störend, theils komisch dadurch, daß er nach jedem zweiten Satz die Worte „denn da" einzuschalten pflegte. Sein Lehrbuch, eine wahre Quellensammlung, war zu voluminös und deßhalb für den angehenden Studenten zum Memoriren viel zu schwer. Er besaß, wie fast alle Norddeutschen, einen guten philologischen Schulsack. Ich las unter ihm ein Semester griechische Kirchenväter und staunte über die Leichtigkeit, mit welcher er die griechische Sprache handhabte. Im Privatumgang zeigte sich Dr. Alzog voller Liebenswürdigkeit und sprudelte von Witz und Humor. Ich habe in späteren Jahren oft mit ihm verkehrt und erinnere mich noch

Digitized by Google

mancher trefflichen Charakteristik, die er über Zeitverhältnisse und Personen gab, und deren Richtigkeit ich erst einsah, als der Professor todt war.

Professor König konnte mich nie recht anziehen. Er machte stets ein so misanthropes Gesicht und diktirte seine Vorlesungen. Vom Diktirtbekommen war ich aber schon am Lyceum ein Feind gewesen. Der Professor mochte mir wohl ansehen, daß ich höchst ungern wörtlich niederschrieb, was er vortrug. Beim Examiniren frug er mich jeweils länger als jeden andern kreuz und quer und wollte mich, trotzdem ich ihm keine Antwort schuldig blieb, nie gerne laufen lassen. So eintönig auch sein Vortrag war und so langweilig die Stoffe, die er zu behandeln hatte, Wissenschaft und Gründlichkeit waren dem Professor sicher nicht abzusprechen.

Der scharfsinnigste Theologe an der Universität war unstreitig der damalige Dekan der Fakultät, Dr. Adalbert Maier. Wenn ich in späteren Jahren und Studien mir einen ächten Humanisten des 16. Jahrhunderts vorstellen wollte, so dachte ich mir denselben stets wie unsern „Exegesen-Maier", eine lange, hagere Gestalt mit spitzigem Gesicht und einer feinen, dünnen Stimme. Kerzengerade stand er auf seinem Katheder, machte nie einen Witz, lächelte höchst selten, aber was er sprach und erklärte, war die Logik und Klarheit selbst. Seine „Einleitung in das Neue Testament" hat sicherlich bis heute kein Werk neben sich, das mit ihr sich messen könnte. Ich hörte und studirte als angehender Theologe die Maier'schen Vorlesungen am liebsten.

Was aus dem größten Menschengeiste werden kann, wenn Alter und Siechthum über ihn kommen, das zeigte der Professor Maier. Ich habe ihn, 25 Jahre später,

Digitized by Google

während seines langen Krankseins als sein Pfarrer öfters besucht und mit Schmerz jeweils gesehen, wie der einst so bedeutende Mann mehr und mehr zur vernunftlosen Mumie herabsank. Und manchmal, wenn ich von ihm fortging, hab' ich mir zugerufen: „Was ist doch der Mensch für ein armseliges Geschöpf!"

Meine eigentliche Theologie verdanke ich dem Professor Wörter, einem Kinzigthäler aus Offenburg. Dieser Dozent hatte eine Eigenschaft, die in seiner und meiner Heimath zu den Seltenheiten gehört, er war ein wortkarger, ernster Mann. Gleichwohl bekam er schon durch seine äußere Erscheinung meine landsmännische Sympathie. Er hatte in seinen gesunden, frischen Gesichtszügen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Kronenwirth von Bollenbach, dem ich als Knabe so oft für Hochzeiten Brod zugeführt, und wo ich so oft den Klängen der ländlichen Tanzmusik der Kapelle des Scheerenschleifers von Haslach gelauscht.

Wörters „Encyklopädie der Theologie" war mir theils langweilig, theils unverständlich, letzteres, weil ich von Theologie überhaupt noch keine blasse Ahnung hatte. Meinem Nachbar im Kolleg, mit dem ich die hinterste Bank in einem dunkeln Parterre-Zimmer theilte, ging es ebenso. Er war auch ein Kinzigthäler, und zwar aus dem diplomatischen Wolfach. Ehemals Jurist und Amtmann von Revolutions Gnaden hatte Freund Bauer seine Existenz verwirkt und als „letzter Hoffnung" zur Theologie seine Zuflucht genommen, ein Studium, das ihn deßhalb doppelt anstrengte, weil er schon in den vierziger Jahren stund. Um sein Gedächtniß zu stärken, gab er sich stark mit Schnupfen ab, und wenn dann uns beiden vor lauter Encyklopädie das Mühlrad in unseren untheologischen Köpfen herumging, reichte er mir seine Dose und sprach mit satirischer

Digitized by Google

Wolfacher-Miene: „Landsmann, jetzt wieder einen Pris drauf!“

Doch in meinem zweiten theologischen Studienjahre haben, wie wir sehen werden, die Vorlesungen des Professors Wörter meinen Verbleib bei der Theologie entschieden.

In der Philologie hatte ich für die ganze Universitätszeit zwei Professoren, aber beide, so verschieden auch ihr Charakter und die Art ihres Lehrens war, von gleich ausgezeichneter Qualität. Ich bewahre jedem das respektvollste Andenken.

Der alte Professor Baumstark, ein Riese von Körper, Charakter und solidem Wissen, hatte von einem Philologen in seiner ganzen Erscheinung keine Spur. Während man einem ächten Professor seinen Stand schon auf fünfzig Schritte ansieht, hätte man Baumstark für alles eher gehalten als für einen lateinischen Schulmeister. Und doch hat die Universität Freiburg im 19. Jahrhundert nicht drei Philologen gehabt von der Gründlichkeit eines Baumstark. Es wurde dies zwar weder von seinen Zeitgenossen und noch viel weniger von seinen Vorgesetzten anerkannt, weil Baumstark zu jenen Menschen gehörte, die, ihres wirklichen Werthes bewußt, sich nicht beugen, nicht bücken und nicht wedeln wollen, um in der Welt etwas zu werden. Nebenbei hatte er noch das Unglück, gescheidter zu sein als seine Obern und als viele seiner Kollegen.

Ich habe keinen Mann kennen gelernt von ausgeprägterem Selbstgefühl als meinen hochverehrten Lehrer Baumstark, aber auch keinen von solcher Geradheit und Unbeugsamkeit des Charakters. Diese Eigenschaften ließen es ihm nie zu, die Wege zu wandeln, welche zu allen Zeiten und Stunden Tausende gingen und gehen, die nach Aemtern und Würden trachteten und trachten.

Digitized by Google

Baumstark hatte dazu noch einen Fehler, den sein gegenwärtig redender Schüler ebenfalls in hohem Grade besitzt: er konnte nicht schweigen, weder nach oben noch nach unten, wenn ihm etwas mißfiel. Rücksichtslos diente er der Wahrheit und seiner Ueberzeugung. Er hat sich dadurch in seiner Lebensstellung viel geschadet und gesteht in seiner Autobiographie selbst zu, daß es von ihm oft unklug war, zu reden, statt zu schweigen. „Mein Temperament und mein starkes moralisches Gefühl ließen mir für mein ganzes Leben wenig Raum für Klugheit," sagt er von sich selber.

In meinen Augen war er ein ganzer Mann und ein überaus vortrefflicher Lehrer. Ich hörte bei ihm im ersten Semester Vorlesungen über „Literatur der römischen Prosa" und besuchte das von ihm geleitete „philologische Seminar".

Baumstark war ein Philologe der guten, alten deutschen Schule der zwanziger Jahre unseres Säculums. Kernhaftes Wissen in einfacher Form war ihr Gepräge. Mit einer eisigen Ruhe und Sicherheit trug Baumstark seine Sache vor, und trotzdem jeder sogenannte Schwung fehlte, imponirte sein Vortrag meinem jungen Gemüthe mit Macht.

Bis zur Stunde machen ruhige Menschen auf mich unruhigen einen starken Eindruck, den ich geradezu als Respekt bezeichnen möchte. So bekam ich auch vor dem Professor Baumstark eine mit jedem Semester und jeder Vorlesung wachsende Hochachtung nicht bloß vor seinem Wissen, sondern auch vor seinem Charakter. Er starb ohne Titel und ohne Orden; wer ihn aber näher gekannt hat, wird ihn höher achten als viele, deren Brust von „Sternen" glänzt. —

In mancher Hinsicht das gerade Gegentheil Baumstarks war sein Kollege und einziger Mitdozent in der Philologie, Professor Bücheler. Dieser, ein blutjunger

Digitized by Google

Mann aus Rheinpreußen, faſt im Alter ſeiner Zuhörer, war ein ebenſo ausgeprägter Anhänger der neuern philologiſchen Schule wie Baumſtark der älteren. Beide vertrugen ſich ſchon aus dieſem Grunde nicht gut, obwohl nie einer den andern vor den Schülern angriff, was ja nicht ſelten iſt bei höheren und niederen lateiniſchen Schulmeiſtern. Bücheler war lebhaft und jugendlich, Baumſtark ernſt, langſam und gravitätiſch; beim erſtern ſprudelte die Rede aus dem Gehege ſeiner Zähne, beim letztern tönte es feierlich wie im Orakelton.

Was mich aber ſofort auch bei Bücheler anzog, war ſein eminentes philologiſches Talent. Feines, attiſches Salz tiſchte er auf in ſeinen Vorträgen und ein Wiſſen, das einen doppelt ſtaunen machte bei der hohen Jugend des Lehrers. Die beiden Preußen Schraut und Bücheler haben mir lebenslänglichen Reſpekt eingeflößt vor der rheinländiſchen Philologie.

Ich hörte bei Bücheler, der jetzt Profeſſor in Bonn iſt, in meinem erſten Semeſter nur ein Kolleg über „die griechiſchen Bukoliker", aber dies eine genügte, um, wie er mir im Frequenzſchein bezeugte, „mit ausgezeichnetem Fleiß und großer Theilnahme" dem jungen Profeſſor zuzuhören.

Lebhaft erinnere ich mich heute noch des Vergnügens, mit dem ich an den trüben Wintertagen des Jahres 1859/60 das melancholiſche Konvikt am Nachmittag und Abend verließ, um in meine philologiſchen Vorleſungen zu wandeln, die in der Regel in die Zeit von 3—7 Uhr fielen. Das „akademiſche Viertel" ward gegen Abend jeweils benutzt, um bei meiner Tante am Martinsthor eine Flaſche Buck'ſches Bier zu trinken und mich vom Onkel etwas verhöhnen zu laſſen, daß ich immer noch ein „Pfäfflein" werden wollte.

Digitized by Google

Als sogenanntes „Philosophicum“ besuchte ich in diesem Winter die Vorlesungen über „alte Geschichte“ von Gfrörer, dem berühmten Konvertiten und Historiker. Er war eine gewinnende Erscheinung: ein starker, korpulenter Mann mit einem ächt schwäbischen, offenen und heitern Gesicht, aus dem Geist und Humor gleichmäßig sprachen.

Die biedere Schwabennatur, das geistvolle Beherrschen seines Stoffes machten Gfrörer zu einem durchaus anziehenden Lehrer für süddeutsche Schüler. Bewundern aber lernte ich diesen Gelehrten erst, nachdem ich längst sein Schüler nicht mehr und er schon todt war.

Gfrörer war ein Historiker von Gottes Gnaden. Wer je dessen „Leben Gregors VII.“ gelesen, dieses Riesenwerk deutscher Gelehrsamkeit, der wird und muß, wenn er ehrlich denkt, den Verfasser unter die geistreichsten und größten Historiker des 19. Jahrhunderts rechnen. Ich habe in meinem ganzen Leben nur zwei historische Werke der neueren Zeit gelesen, die, trotz der Verschiedenheit ihrer Verfasser, mich in gleichem Grade anzogen und begeisterten. Diese beiden Bücher aber sind Gfrörers „Gregor VII.“ und Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“. Wenn man die Geistesprodukte solcher Männer liest, so muß man sich wundern, warum nicht schon längst Schriftstellern meiner Art das Handwerk polizeilich verboten worden ist.

Das Elend unserer liberalen Tage ist die allzu freie Stellung des Individuums der Gesellschaft gegenüber. Ich wünschte in vielen Dingen eine Einschränkung der individuellen Freiheit, und so wie man in der goldenen Zeit des Handwerks jedem verbot, als Meister zu arbeiten, der seine Profession nicht verstund, so sollte auch nicht jedermann erlaubt sein, in Schriftstellerei und Geistes-

Digitized by Google

produkten zu pfuschen. Nur große Geister und tiefe Gelehrte dürften mir, wenn ich's machen könnte, ihre Schriften ans Tageslicht geben. Es wäre dann manche Lumperei weniger auf Erden. —

Die Lichtseiten des Konviktslebens, so wenig es meiner Individualität entsprach, überwiegen bei weitem die Schattenseiten desselben. Zu den erstern gehört vor allem das geregelte Studium. In solch' einem Konvikt wird derart zum Studium angehalten, daß es oft mehr dem sogenannten „Ochsen" sich nähert. Allein dieses sonst so verschmähte Ochsen halte ich für gar viele Menschen für unbedingt nothwendig. Es gibt ja, man darf es kühn sagen, gottlob nicht lauter Talente und Genies auf der Welt, drum muß auch dem billigen Denker und dem Menschen mit mäßigem Talent und schlechtem Gedächtniß der Weg zum Studium offenstehen. Zudem existiren gar viele Stellen im Staats- und Kirchendienst, welche von geistig mittelmäßigen Menschen weit besser verwaltet werden als von sogenannten Talenten.

Ein Hauptmittel zum Studium und zur Vorbereitung fürs Examen sind in den theologischen Konvikten die „Repetitionen", welche darin bestehen, daß das, was in den Vorlesungen an der Universität gehört worden ist, unter Leitung von Priestern, den sogenannten Repetitoren, im Konvikt repetirt oder richtiger auswendig gelernt und examinirt wird.

So hatte jeder der drei Kurse in unserem Konvikt einen Repetitor. Der unsrige im ersten Kurs war der Dr. St. Braun, zugleich Redakteur des Freiburger Kirchenblattes. Braun, ein Taubergründler, in welcher Gegend die Theologen *geboren* werden, weßhalb dieselbe und der benachbarte Odenwald von uns schwäbisch-alemannischen

Digitized by Google

Konviktoren „das heilige Land“ genannt wurden, konnte die Rastatter Studenten zum voraus nicht besonders leiden, weil sie ihm zu wenig fromm und zu ignorant in religiösen Dingen erschienen.

Daß ich überhaupt im Konvikt ausgehalten, gilt mir, wie schon gesagt, wunderbar, daß ich aber trotz des Repetitors Braun ausgehalten habe, ist ein zweites Wunder.

Dieser fromme, fleißige Mann, eine kindliche Seele ohne jede Welt- und Menschenkenntniß, hatte die Gepflogenheit, uns zweideutige Rastatter in den Repetitionsstunden nebenher auch aus dem Katechismus zu fragen, in welchem sehr wenige von uns auch nur einigermaßen kapitelfest waren.

Wenn nun einer die Antwort schuldig blieb, so schlug unser „Spezel“ die Hände überm Kopf zusammen und lamentirte über die schreckliche Unwissenheit. Mich interpellirte er eines Tages über die fünf Gebote der Kirche. Ich erklärte ihm offen, ich könnte sie ihm mit dem besten Willen nicht mehr sagen, würde sie ihm aber auch nicht sagen, wenn ich sie wüßte, da ich nicht hier sei, um mich von ihm examiniren zu lassen wie ein Schulknabe.

Er schwieg voll flammenden Zornes und meldete mich nachher dem Direktor, der mich zu sich rief und mir noch eine weitere Denunziation vortrug, die eines „Dritt-Kürslers“, welcher heute ein kirchlich sehr liberaler Mann ist, und die darin bestund, ich hätte meinen Aeußerungen nach gar keinen Glauben.

Ich gab nun dem Direktor feierlich folgende Erklärung ab: „Es sei alles wahr, was man ihm berichtet habe; allein ich hätte geglaubt, das Konvikt sei nicht bloß dazu da, um fromme, religiös wohl unterrichtete Studenten aufzunehmen, sondern auch glaubensarme und religiös schlecht unterrichtete. Zu den letztern gehörte ich. Ich könne

Digitized by Google

ihm aber die Versicherung geben, daß ich keinen Heuchler abgeben werde. Ich wollte das zweite Jahr der Theologie, die Dogmatik, abwarten, und wenn ich dann nicht zum Glauben käme, würde ich unbedingt die Anstalt verlassen."

Von dieser Stunde an war und blieb ich ein Liebling des Direktors, der später als Bischof mich noch manchmal an diese Worte erinnerte und an meiner Ehrlichkeit und Offenheit nie irre ward. Aber auch das hat er mir später oft gesagt, daß er es mir angesehen habe, wie ungern ich anfangs im Konvikt gewesen sei und wie ich mit dem Austreten gekämpft hätte.

Mit dem Repetitor Braun lebte ich auf gespanntem Fuße, solange ich sein Untergebener war. Später aber, da ich als Gast des Direktors öfters und lange im Konvikt weilte, söhnten wir uns bestens aus. Ich habe dann zur großen Erheiterung des Direktors und der übrigen Repetitoren manchen Spaß mit seiner kindlichen Leichtgläubigkeit getrieben, und er ist mir oft „in den Spieß gerannt", während er wähnte, ich hänge an dem seinen.

Der einsame und vereinsamte Mann starb, als ich schon Pfarrer in Freiburg war, an Gehirnerweichung eines elenden Todes. —

Eine allgemeine Bemerkung möchte ich hier doch noch anknüpfen. Man sollte in derartigen theologischen Bildungsanstalten stets den jüngsten Repetitor zum ältesten Kurs und den ältesten und erfahrensten Priester zum jüngsten Jahrgang thun; denn die angehenden Theologen verlangen eine subtilere Behandlung als die eingelebten.

Unser Braun war kaum einige Jahre älter denn wir, und deßhalb ertrugen wir auch oft mit Unwillen seine Bemerkungen. —

Die einzig heiteren Stunden meines ersten Konvikts-

Digitized by Google

jahres boten mir die „Rekreationen" im Hause und die „Spaziergänge" in- und außerhalb der Stadt. Die erstern fanden in einem eigens dafür bestimmten Saale statt, in welchem auch eine größere Anzahl katholischer Zeitungen auflag.

An Donnerstagen und Sonntagen wurde Nachmittags und am Dienstag jeweils Abends Bier verabreicht. Dazu gab's Gesang, Kartenspiel und eine Zeitlang auch eine Kneipzeitung. In letztere lieferte ich zahlreiche satirische Artikel, die vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurden, von einzelnen mir aber schwere Feindschaften eintrugen. Das Bier war in der Regel herzlich schlecht. Der Lieferant, ein sogenannter guter Katholik, glaubte, weil er zur Partei gehöre, müßten die Konviktoren sein elendes Gebräu allein trinken. Es gibt heutzutage noch viele ähnliche Kumpane auf katholischer Seite.

Doch der Stoff aus der Brauerei X. war wenigstens immer noch Bier, ein Präparat aus Hopfen und Malz, und so tranken wir's mit heiterer Todesverachtung. Ich vertilgte im Anfang noch, nach Rastatter Art, viele Schoppen, die jeder sich beim Faß, das einer der Diener des Hauses bewachte, holen und bezahlen mußte.

Diese Konviktsdiener spielten nebenbei die Rolle von Polizeidienern. Wenn einer am Morgen nicht aufstund, wenn die Glocke des Portiers durch die dunkeln Gänge hin in die Kirche rief, oder wenn einer sehr viel Bier trank, rapportirten sie beim Direktor. Doch muß ich zu Ehren des letztern sagen, daß, trotzdem ich mich beider Sünden oft schuldig machte und man ihm sicher oft meine Langschläferei und meine Lumperei denunzirte, er mir in dieser Richtung nie einen Vorhalt machte. Ich besaß seit obiger Unterredung sein absolutes Vertrauen.

Digitized by Google

In den Rekreationen hielten wir Rastatter aller drei Kurse in der Regel fest zusammen. Wie einst in der „blauen Katz" am Murgstrand, machten wir unser Zego zu den Füßen des Freiburger Schloßberges und benahmen uns, als wären wir noch in unserm alten Element, bis die Glocke uns aus diesem Wahne weckte und in die einsamen Studirzimmer zurücktrieb.

Jeden Mittag nach dem Essen war freier Ausgang bis 2 Uhr. Da ging's zum Thore des Konvikts hinaus wie zu einem längst nicht mehr geöffneten Taubenschlag, und die jungen Theologen zerstreuten sich nach allen Himmelsgegenden in- und außerhalb der Stadt.

Ich zog mit einigen Rastattern in der Regel die Kaiserstraße auf und ab. Durch und durch Weltkind, suchte ich Welt und Menschen auf. Gar zu schnell verging die Zeit bei diesem „Bummeln", und mich tröstete bei der Rückkehr oft nur der Gedanke, bald wieder in die Stadt zu kommen. Denn um 3 Uhr begannen meine philologischen Vorlesungen und schon eine Viertelstunde zuvor entwischte ich wieder dem mir so lästigen Konvikts-Gehege.

Oft wenn ich Abends zwischen sechs und sieben Uhr durch die dunkle Schuhmachergasse der noch dunklern Konviktsstraße zuschritt, und wenn ich dazu noch kurz vorher im Kolleg einen Korpsstudenten oder Burschenschafter gesprochen hatte, so faßte ich den Entschluß, am andern Morgen aus dem Konvikt auszutreten und ein „freier" Student zu werden. Warum ich diesen Vorsatz ebenso oft faßte und ebenso oft nicht ausführte, ist mir heute noch rein unerklärlich.

In der Regel wurde an Donnerstagen die Zeit der Freiheit bis 4 Uhr ausgedehnt, und dann wanderten die Konviktoren gruppenweise und im Laufschritt durch den Sternenwald oder über Loretto nach dem Dorfe Günterstthal.

Digitized by Google

Dieſes in waldigem Thale gelegene Dörfchen war von jeher der beliebteſte Ausflugsort für die weltfreudigen Freiburger. Wer nie einen Kaffee in Günterſthal getrunken, der iſt auch nicht recht in der heitern Dreiſamſtadt geweſen. So ſtürmten denn auch wir in freien Stunden dem Thälchen zu, um im „Hirſchen“ oder im „Kibfelſen“ Bier und Kaffee zu trinken und ein Zego zu machen.

Wie oft hatte ich zwölf Jahre zuvor als Knabe im Sternenwald mich herumgetrieben oder war mit meinem Schmetterlingsgarn über das „Lorettobergle“ gezogen, glücklich im reinen Verkehr mit der Natur. Und jetzt eilte ich, unbekümmert um Waldesduft und Schmetterlinge, dem Bierhauſe zu, froh, dem Konviktszwang für einige Stunden entrinnen zu können. Wenn ich mir heute den Knaben des Jahres 1847 und den Studenten von 1859 vorſtelle, ſo kommt mir der erſtere völlig verklärt vor.

Schopenhauer hat recht, wenn er ſagt, daß im Menſchen mit der Senſibilität und mit dem Intellekt die Gier und die Leidenſchaft wachſe und damit auch das Elend des Lebens.

Doch der Menſch wird ja im Alter wieder wie ein Kind. Und wenn ich heute, ein alter Knabe, meinen täglichen Weg am Sternenwald hin mache und einerſeits die Kinder ſehe mit ihren Schmetterlingsgarnen und andererſeits die Erwachſenen in ihrem Rennen und Jagen nach den verſchiedenen Vergnügungsorten, ſo möchte ich um keinen Preis mit den letzteren gehen und habe weit mehr Verſtändniß für das Treiben der Kinder.

An Weihnachten waren im Konvikt keine eigentlichen Ferien, d. h. in die Heimath durfte keiner, aber täglich gab's Gelegenheit zum Ausfliegen nach Günterſthal. Ich fing in dieſen erſten Weihnachtstagen des Konviktslebens

Digitized by Google

an, ein eigenthümliches Saitenſpiel zu lernen. Im dritten Kurſe lebte ein Schwarzwälder, Eiſele aus Bonndorf, jetzt Pfarrer in Friedenweiler, der war Virtuos auf der Zither, einem Inſtrument, das durch ſein zitterndes, elegiſches Weſen mich allezeit angeſprochen hat.

Trotz meiner vielen Kollegſtunden akkordirte ich mit dem Zitherſpieler, mir Unterricht zu geben in ſeinem Saitenſpiel. Wir kauften beim Muſikalienhändler Widmann in der Salzgaſſe ein Inſtrument für mich um fünfzehn Gulden. Ich hatte eine kindiſche Freude an dieſem Ding. Allein mit dem Lernen wollte es nicht vorwärts gehen. An Gehör und Vorliebe für Muſik hat es mir nie gefehlt; aber ich war, wie einſtens beim Klavierſpiel, zu linkiſch und zu täppiſch in der Fingerfertigkeit. In dieſer Hinſicht glaube ich, daß ich nicht einmal das Zeug zu einem ordentlichen Schneider in mir gehabt hätte. So entleidete mir das Zitherſpielen bald. Das ſo freudig gekaufte Inſtrument wurde einem andern theologiſchen Kunſtjünger verkauft, und ſeitdem ruhte bei mir für immer die das Saitenſpiel betreffende Muſe.

Daß in jenen Tagen, trotzdem ich das zweiundzwanzigſte Lebensjahr erreicht hatte, doch noch eine gewiſſe naive Kindlichkeit in mir wohnte, zeigte ſich auch an meinem Plaiſir, das mich ob der erſten neuen Taſchenuhr ergriff. Der Kauf geſchah faſt zu gleicher Zeit mit dem der Zither bei einer Uhrmacherswittwe in der Kaiſerſtraße. Bisher hatte ich noch immer die alte, rieſige Uhr meines Großvaters getragen, am Tage der erſten hl. Kommunion von der Großmutter mir überreicht. Jetzt ſollte ſie einer neumodiſchen Cylinderuhr weichen.

Wie man leichtſinnig iſt in der Jugend und pietätlos, zeigt auch die Gleichgiltigkeit, mit der ich die Uhr

Digitized by Google

des „Wälder-Xaveri“, meines Großvaters, weggab. Heute wäre sie mir werthvoller als eine mit Diamanten besetzte goldene — aber ich weiß nicht, wo sie hinkam.

Als die in mittleren Jahren stehende Uhrmachersfrau, bei der ich die neue Uhr kaufte, meinen Namen erfuhr, um denselben nebst der Nummer der Uhr in ihr Verkaufsbuch einzuschreiben, da wurde ihr Angesicht lebhaft geröthet, und sie fing ein Loblied an auf meinen in den „Erinnerungen aus der Jugendzeit“ erwähnten Vetter. „Der sei der schönste Student ihrer Jugendzeit gewesen, sie habe ihn gut gekannt und manchen Tanz mit ihm gethan.“ Schmerzlich berührte es sie, als sie von mir erfuhr, er sei vor einigen Jahren im fernsten Westen Amerikas als Farmer gestorben.

Mir war das Benehmen der Frau aufgefallen, und ich interpellirte über die Sache den alten Universitätspedellen Schmidt, der den Vetter noch bestens gekannt hatte und ihm bezüglich seiner Schönheit das gleiche Zeugniß gab. „Ja,“ meinte er lächelnd, „die Frau X. ist eben auch eines der vielen Freiburger Mädchen gewesen, die damals für den ebenso reichen als schönen Hansjakob schwärmten. Wenn er als in die Ferien ging, kamen sie in Schaaren zu mir, um seinen Aufenthalt und seine Adresse zu erfahren.“ —

An meiner Uhr aber hatte ich jedenfalls noch eine größere Freude als die Uhrmacherin einst an meinem Vetter. Wohl hundertmal des Tages zog ich sie aus der Tasche und betrachtete sie in Liebe, und wochenlang schlug keine Viertelstunde vom Münster herab in meine dumpfe Konviktskammer, ohne daß ich ihren Schlag mit dem Gang meiner Uhr verglichen hätte. —

In das erste Quartal meines Konviktslebens fiel auch der Abschluß des so kurzlebigen Konkordats zwischen Karls-

Digitized by Google

ruhe und Rom. Im Konvikt wurde derselbe an einem Sonntag gefeiert mit der nicht sehr geistreich angeordneten Verlesung der einzelnen Paragraphen und mit Tedeum. Ich verstund damals von einem Konkordate so wenig als ein Bauersmann von der sphärischen Geometrie, die Hauptsache war mir, daß es an jenem Tage „Duplex", d. h. besseres Essen und Wein gab am Konviktstische.

Nebenbei gesagt, kann ich das Essen im Konvikt, wo barmherzige Schwestern die Küche besorgten, nur loben; es war einfach, aber gut und kräftig. Nur die Mehlsuppe am Morgen vertrug mein Magen nicht, und ich bekam deßhalb auf eigene Rechnung Milch. Am meisten waren mit dem Essen jene unzufrieden, welche zu Hause nie etwas Ordentliches zu essen gehabt hatten. Diese Leute machten dann auch als Vikare bei den Pfarrern die größten Ansprüche. Es soll heute noch so sein.

Nach Weihnachten begannen die meisten jungen Theologen auf die Semestralprüfung, welche mit Schluß des Winterhalbjahres von den betreffenden Professoren vorgenommen wurde, sich vorzubereiten. Ich habe schon oben gesagt, daß im Konvikt überhaupt studirt wurde; in den Monaten und Wochen vor der Prüfung aber ging's her, daß die Wände schwitzten. Leute mittlern und untern Talents und die mit schwerem Gedächtniß begabten arbeiteten mit einer wahren Riesenanstrengung.

Es ist eine Qual, solcher Tortur des Geistes nur zusehen zu müssen. Einzelne liefen in den Gängen des Hauses mit ihren Heften auf und ab, leise vor sich hinmurmelnd und memorirend; andere saßen hinter ihren „Holzburgen" in den Zimmern, sorgenvoll das Haupt gebeugt über die „verba magistri"; ein dritter suchte den fernsten Winkel auf, um allein zu sein mit seinem Heft und seinen Ge-

Digitized by Google

danken; ein vierter raste in der Kegelbahn auf und ab, während der fünfte im todten Gesträuch des Gartens seine Seufzer übers Examen aushauchte.

Man muß es miterlebt haben, wie Wissenschaft und Kultur den einzelnen Menschen behandeln, um zu begreifen, wie dieselben alle Völker aussaugen und dann, zu Grunde gerichtet, wegwerfen!

Ich hatte, meiner philologischen Kollegien wegen, nicht so viele Zeit, um mich frühe schon auf die Examina zu präpariren. Mein, Gott sei Dank, sehr glückliches Gedächtniß machte es mir möglich, erst in den letzten zwei oder drei Wochen ans Studiren zu gehen. In kurzer Zeit und mit großer Leichtigkeit lernte ich jeweils den Inhalt der theologischen Vorlesungen kennen und bestand im Examen durchschnittlich mit der Note „vorzüglich", was übrigens nicht allzuviel besagen wollte; denn in der theologischen Fakultät war die Notenskala damals und ist jetzt noch eine überschwängliche. In ruhiges Deutsch übersetzt, bedeutet jenes „vorzüglich" so viel als sonst und anderswo „gut".

Bei dem greisen Quästor und Bibliothekdiener Wagner mußten die vom examinirenden Professor und dem Dekan der Fakultät unterzeichneten Zeugnisse gegen einen Sechser Gebühr pro Stück abgeholt werden. Ich that dies stets gern, weniger der Zeugnisse halber, als weil der Alte immer etwas zu erzählen wußte von vergangenen Zeiten. Er war Trompeter gewesen bei dem in Freiburg in den zwanziger Jahren stationirten Infanterieregiment und hatte jene zahlreichen Streitigkeiten zwischen Studenten und Soldaten mitgemacht. Er schilderte die damaligen Studenten als lauter Heroen und Riesen, gegen die wir jetzigen Akademiker wahre Lämmlein seien, derenthalb man nicht mehr Generalmarsch blasen und trommeln müsse.

Digitized by Google

Es muß etwas Wahres an seinen Erzählungen gewesen sein; denn der in meinen Jugenderinnerungen geschilderte „dicke Metzger" hatte mir von den Göttinger Studenten ähnliche Dinge erzählt und vor der Streitlust und der Thatkraft derselben allen Respekt geäußert.

Mitte März zogen wir in die Osterferien. Ein lustiges Quartett hatte sich zusammengethan, um durchs Elzthal dem Kinzigthal zuzuwandern. Es bestund aus den Theologen des dritten Kurses: Müller vulgo Bummler, Eisele, dem Zithervirtuosen, Schneider, dem Musikanten, und meiner blassen Länge.

Schneider, ein „Landsmann" von mir, ein Zeller, des Bärenwirths Sohn, dessen Bekanntschaft ich erst im Konvikt gemacht, war ein musikalisches Genie. Er blies alle Instrumente, besaß alle guten und schwachen Seiten ächter Söhne der Polyhymnia und verband damit eine Gemüthlichkeit und Seelenruhe, die „kein Unglück niederzuschlagen" im stande war.

Wir zwei hatten den Winter über, in den dunkeln Konviktsgängen manchmal Abends hin- und herwandelnd und der Heimath gedenkend, ausgemacht, gemeinsam und zu Fuß in die Ferien zu ziehen. Um den Jubel recht süß zu machen, luden wir den Zitherspieler Eisele und den Sänger Müller ein.

So kam es, daß an einem sonnigen „Märztag" vier fidele Musensöhne von der Station Denzlingen aus das Elzthal hinaufzogen. Wer uns nicht gekannt, konnte leicht auf den Gedanken kommen, die Wanderer möchten „fahrende Musikanten" sein; denn Eisele trug seine Zither bei sich, Bummler eine Partie Gesangbücher und Schneider ein kleines Waldhorn, auf dem er Virtuos war. Und in der That wollten wir an jenem Abend ein Konzert

Digitized by Google

geben in der „Polyhymnia“ im bayerischen Hof in Hasle, und unsere Ankunft nebst Programm war bereits dem Doktor Feederle notifizirt.

Ich glaube kaum, daß jemals lustigere Menschen durch das Elzthal jubelten als wir vier Theologen an jenem Frühlingstag. Die Wolken zogen so licht und rein am Himmel hin, von allen Bergen und Wäldern rauschten die Bächlein, und die Vögel musizirten und sangen mit uns, daß das Echo schallte von einer Thalwand zur andern.

Damals tönte noch dumpf durch das Thal hin der Eisenhammer von Kollnau. Hier war ich vor sieben Jahren einmal gewesen mit meinem Jugendfreunde „Wilhelm, dem Hammerschmied“, dem Schwärmer für Schiller. Er hatte für seinen Vater Geschäfte zu besorgen beim Hammerschmied von Kollnau, und an einem sonnigen Herbsttage hatten wir die Berge überstiegen und waren hinabgewandelt gen Kollnau. Des Hammerschmieds Töchterlein, ein rothwangiges, blondhaariges Mägdlein, hatte in Wilhelms Herzen die ersten Funken der Liebe geweckt, und auf dem Heimwege schwärmte er nicht nur für Schiller, sondern auch für das „Röslein“ in der dunkeln Eisenschmiede.

Da wir heute vorbeizogen am „Hammerwerk“, hielt ich Einkehr und fragte nach dem „Mann am Feuer“ und seinem Töchterlein. Der Vater war todt und das Mägdlein nach Amerika ausgewandert. Die Erinnerung an jenen heitern Septembertag war getrübt.

Draußen vor dem winzigen Dörflein Kollnau, in das der gewaltige Keltenberg, der Kandel, finster herabschaut, steht einsam an der rechten Thalwand, unweit der flüchtigen, braunen Elz, ein kleines Häuschen. Hier wohnte in jenen Tagen der Meister Stratz, ein dicker, behäbiger Mann;

Digitized by Google

der braute ein Tränklein, so fein und rein, wie sie es im Münchener „Hofbräu“ nicht besser machen.

Da zogen an Werktagen „die Herren“ vom nahen Städtchen Waldkirch herauf und an Sonntagen die Simonswälder Bauern, die tapfersten Schwarzwälder des dreißigjährigen Krieges, hinab ins Thal zum „Stratz“ und tranken, bis der Vollmond über die dunkeln Wälder strahlte und ihnen heimleuchtete auf ihren steilen Pfaden.

Hier kehrten aber auch die Studenten ein, wenn sie von Freiburg her ihren Weg ins Kinzigthal suchten, und ergaben sich dem Trunk und dem Gesang, so daß es manchmal Mitternacht wurde, bis sie die hohe Wasserscheide zwischen Elz- und Kinzigthal, die „Viereck“, erreicht hatten. Wer weiß, wenn nicht das „Konzert“ in Haslach uns gemahnt hätte, ob es uns heute nicht auch gegangen wäre wie mir später manchmal, nämlich den ganzen Nachmittag in der kleinen Stube fortzusingen und fortzutrinken!

Oefters kam ich noch auf meinen Ferienwanderungen durchs Elzthal in das Bierhäuschen an der Thalwand, das letzte Mal nach kaum beendigten Studien, im März 1864. Mit mir wanderten damals meiner Heimath zu der spätere Bischof Kübel und der Prälat von Schäzler. Heute, da ich dies schreibe, sind beide todt, und auch der Meister Stratz braut längst kein Bier mehr, er ruht drüben auf dem Kirchhof am Flusse. Da soll man nicht elegisch gestimmt werden! —

Es dunkelte bereits, als wir die Wasserscheide überschritten hatten und drunten im Kinzigthal anlangten. Bei der „Schneeballenwirthin“ zu Hofstetten ward ein Abendschoppen goldenen Weins getrunken, und Schneider blies ein Stück auf seinem Waldhorn thalabwärts Haslach zu. Der Nägelemetzger von Hasle, mit jungen Ziegen be-

Digitized by Google

laden, gesellte sich unterwegs zu uns, angelockt durch die süßen Töne des Waldhorns. Schneider blies das Lied, des „Jägers Abschied" von Eichendorff:

Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Und wir sangen, was das Waldhorn blies, und in die Wälder der Heimath klangen unsere Lieder bis hinauf zu den höchsten, dunkeln Wipfeln. —

Heimwärts kam ich spät gezogen
Nach dem väterlichen Haus,
Die Gedanken weit geflogen
Ueber Berg und Thal voraus.

Mutter und Großmutter empfingen den jungen Theologen, an dem sie so fest gezweifelt, aufs freundlichste. Und wenn er ihnen auch noch kein definitives Resultat seines Bleibens im Konvikt geben konnte, so hatten sie doch nicht so viel erwartet. Die Großmutter nahm meine Begleiter ins Quartier. Spät am Abend ließen wir unser Konzert los und ernteten reichlichen Beifall. Meine alten Polyhymnia-Freunde wunderten sich, daß Konviktsmenschen so heiter und lustig sein könnten, während die Erklärung dieser Erscheinung doch recht nahe lag.

Am folgenden Morgen zeigte ich meinen Freunden die Berge und Wälder meiner Jugendzeit, und am Nachmittag zogen wir thalabwärts nach Zell ins „Bärenwirthshaus". Im fröhlichen Wallfahrtsstädtchen am Harmersbach hatte ich manch alten Bekannten zu grüßen, und es wurden Stunden lauter, gambrinischer Lust hier verbracht. Die

Digitized by Google

Poesie der Knabenzeit war ja vorüber, und der Mensch stand außerhalb des Paradieses.

So und ähnlich vergingen meine ersten Ferien als „Theologe", kein Jota anders als in den Tagen des Rastatter Sextaners. Mit der Geistlichkeit verkehrte ich so wenig wie früher, und auch die Kirche besuchte ich nur an Sonntagen. Meine religiösen Begriffe entsprachen meiner theologischen Intelligenz, und die hatte das innere Gebiet des Glaubens bis jetzt in mir nicht verändert.

Es war damals als Vikar im Pfarrhaus der so frühe verstorbene, talentvolle und seeleneifrige Priester Häring, ein Offenburger Kind. So freundlich er mich auch zu sich einlud, so gerne wich ich ihm aus. Ich befand mich weit behaglicher in den alten Feriengesellschaften und auf meinen einsamen Berg- und Waldgängen.

Das Sommersemester 1860 begann und mit ihm eine neue Phase meines Kampfes für und gegen das Konvikt. Die Ursachen desselben kamen von außen. In der schönsten Frühlings- und Sommerszeit die Tage in einem geschlossenen Raume verbringen zu müssen, war mir fast unerträglich. Auch der Konviktsgarten brachte duftende Blumen und blühende Bäume hervor, aber sie selbst kamen mir vor, als welkten sie hinter der übermenschlich hohen Mauer aus Heimweh nach Luft und Licht — wie viel mehr erst ich! Gar manchmal wandelte ich verstimmt und melancholisch in diesem Garten und meditirte, wie ich den Zwang loswerden könnte; zu einem festen Entschluß brachte es der Träumer aber nie.

Von den Sommervorlesungen hörte ich, was Theologie betraf, nur gerne die „Einleitung in das Neue Testament" von Dr. Maier nach dessen geistreichem und kritischem Buch. Wörters „Theorie der Religion und Offenbarung" setzte

Digitized by Google

mehr theologischen Sinn und theologische Bildung voraus, als ich besaß.

Meine helle Freude aber hatte ich in den philologischen Vorlesungen an dem „Thukydides“ und der „Literatur der griechischen Poesie“ von Baumstark. Das war Musik für meinen halb heidnischen, für klassisches Alterthum jugendlich schwärmenden Geist.

Am schlimmsten kam ich weg bei meinem ersten und letzten Versuch, auf einer deutschen Universität Philosophie hören zu wollen. Der Dozent dieser Disziplin war der Hofrath Sengler, ein Mann, dem ein unendliches Wohlwollen aus allen Zügen sprach, der aber alles eher als ein Philosoph eigenen Denkens sein mochte. Wer nicht Denker von Fach, d. i. ein eminentes Talent oder ein Genie ist, der sollte eben nie Philosophie doziren, wenn er mehr lesen will als eine Geschichte derselben.

Wir machten zu dritt, zwei Theologen und ein junger Prinz von Hohenlohe, das Kollegium des Hofraths aus, der über „praktische Philosophie“ vortrug in einer Monotonie und Schwerverständlichkeit, die zum Verzweifeln gewesen wäre, wenn mich nicht oft die dunkeln Regionen, in welche mein Geist gerieth, heiter gestimmt hätten.

In sein Gehör eine Stunde lang die dicksten Unverständlichkeiten aufnehmen und nachschreiben hat denn doch auch etwas Komisches, und Schopenhauer hat völlig recht, wenn er einmal schreibt: „Wirklich belustigend muß es sein, einen Philosophie-Professor auf dem Katheder zu sehen, der bona fide seinen Wortkram vorträgt, ganz ehrlich, in dem Wahn, dies seien eben Gedanken, und vor ihm die Studenten, welche ebenso bona fide, d. h. im selben Wahn, andächtig zuhören und nachschreiben, während doch im Grunde weder der eine noch die anderen über die Worte

Digitized by Google

hinausgehen, vielmehr dieſe, nebſt dem hörbaren Kratzen der Federn, das einzige Reale bei der Sache ſind."

Die Philoſophie ſoll auf unſeren Univerſitäten heute noch ebenſo unverſtändlich dozirt werden wie zu meiner Zeit. —

Ich wurde ein mittlerer Dreißiger, bis ich wieder einmal verſuchte, Philoſophie zu ſtudiren, aber jetzt erſt als Fünfziger treibe ich dieſe ebenſo oft mißbrauchte als mißverſtandene Wiſſenſchaft mit klarem Erkennen und Verſtehen.

Philoſophie, deutſche, moderne, ſollte jeder gebildete Chriſtenmenſch bis ans Ende ſeines Lebens ſtudiren und verfolgen. Sie wäre ihm der lichteſte Beweis von der Wahrheit des Chriſtenthums. Wenn man lieſt, wie dieſe Herren Philoſophen mit der Stange im Nebel herumfahren und, wenn ſie das Chriſtenthum niedergeriſſen zu haben glauben, doch immer wieder zu demſelben zurückkehren, wenn ſie etwas Vernünftiges behaupten wollen, ſo freut man ſich doppelt ſeines chriſtlichen Glaubens. Mich hat beiſpielsweiſe der ſcharfſinnigſte und geiſtreichſte unſerer neuern Philoſophen, Schopenhauer, der ſonſt als ein ſchrecklicher Geiſt des Unglaubens gilt, mehr denn jeder andere von der Göttlichkeit des Chriſtenthums überzeugt.

Im gleichen Sommer 1860 wurde ich auch das Opfer einer andern Wiſſenſchaft, der ich ſeitdem hohe Aufmerkſamkeit geſchenkt habe. Wir ſämmtlichen Konviktoren mußten uns revacciniren laſſen, denn die Blattern gingen um, und deßhalb beſchloß unſer Hausarzt, Dr. Blas, uns durch die Lanzette zu ſchützen. Mir bekam die Prozedur ſo ſchlecht durch Fieber und hochgeſchwollenen Arm, daß ich, krank und elend hinter meiner Holzburg im Studirzimmer ſitzend, ſchwor, dem Impfteufel auf die Finger zu ſehen und ihm

Digitized by Google

für mein ganzes Leben abzuschwören. Ich habe Wort gehalten, und einer meiner ersten schriftstellerischen Versuche war „das Büchlein gegen das Impfen".

Doch bei jedem Unglück ist in der Regel ein Stückchen Glück, und die Impfnarbe aus der Zeit der Revaccination bestimmte zwei Jahre später den kleinen, alten Amtsarzt von Wolfach, mir in den Ferien ein Zeugniß auszustellen, daß ich als Kind so vorzüglich geimpft worden sei, daß heute noch eine stattliche Narbe sich zeige. Diese Urkunde war hoch von Nöthen, um ins Seminar aufgenommen zu werden, denn meine Mutter hatte die erste Impfquittung verloren.

Ich hoffe, daß noch die Zeit kommt, in der man allgemein darüber lachen wird, daß es eine Periode gab, welche von jedem Deutschen, wenn er irgendwie Vater und Mutter verließ und in der Welt sich umsehen mußte, einen Impfschein verlangte.

Unserem Hausarzt fiel ich später nochmals unter die Hände wegen Magenentzündung, gegen welche er mir auch mit einem Hauptmittel der alten Schule zu Hilfe kam, mit „Blutegeln". Das damals verlorene Blut reut mich heute noch.

Im Konvikt bestunden zwei Krankenzimmer, die aber selten von Schwerkranken belegt waren. Die meisten Patienten konnten trotz ihrer Leiden den Tag über dem Zegospiel obliegen. Manche wurden auch ständige „Spitalbrüder", um dem „dolce far niente" und längerem Schlaf zu huldigen. Bisweilen schlüpfte auch einer, der dem Examen für diesmal aus dem Wege gehen wollte, unter die Fittige des Dr. Blas. Dieser war einer der bravsten Männer an der Dreisam, aber kein großer Diagnostiker. Weder für die Leiden noch für die Faulheiten und Tag-

Digitized by Google

diebereien einzelner seiner „Patienten" fand er die richtige Prognose. Seine Gutmüthigkeit war förmlich dazu angethan, allerlei jugendlichen Uebermuth zu provoziren.

Wie gut die Patienten im Konvikt allermeist aufgelegt waren, beweist die Wette, die ich in meinen Krankentagen damals einging. Es galt, zu gleicher Zeit einen Brief zu schreiben, einen Brief zu diktiren und mit einem Dritten zu konversiren. Ich gewann die Wette trotz meines Magenleidens und Blutverlusts. Heute bin ich manchmal nicht im stande, nur wenige Zeilen zu schreiben. Sic transit gloria cerebri!

Im Sommer des Jahres 1860 feierte einer der bedeutendsten Lehrer der Universität, der Domdekan Hirscher, sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Nahezu die gesammte Studentenschaft vereinigte sich, um dem edeln Greis eine Huldigung darzubringen durch einen großartigen Fackelzug.

Der reiche Domdekan ließ diese Ovation nicht unbelohnt und lud die Fackelträger alle auf einen Nachmittag ein in den Hirschen zu Güntersthal. Daß Hirscher „etwas wichsen" werde, hatten wir vorausgesehen, und die meisten beschlossen, das ihrige zu einer tüchtigen Zeche beizutragen. Ich mußte für ein Konsortium von meinem Kaufmannsonkel eine Portion bitterer Mandeln beischaffen, als Mittel, viel trinken zu können, ohne berauscht zu werden. Sie wurden auf dem Weg nach Güntersthal gekaut. Die Kauer waren sämmtlich „alte Rastatter", und wenn ein solcher in jenen Tagen noch zu bittern Mandeln griff, so leistete er Gigantisches im Trinken, wie die geharnischten Ritter der Turnierzeit.

Wie ein milder Herbstabend saß der alte Hirscher im Garten zu Güntersthal unter der lärmenden akademischen Schaar. Die waldigen Berge ringsum bildeten einen feier-

Digitized by Google

lichen, dunkeln Rahmen um das Schlachtfeld, während der rauschende Waldbach am Garten hin übertönt ward vom Sang der Trinker. Es war ein wilder, bacchantischer Tag, wie sie der Student liebt in jener Lebenszeit, wo, um philosophisch zu reden, der „blinde Wille den Intellekt so oft zurückdrängt".

Unser Konviktsdirektor trug dieser Lebensperiode in ebenso vernünftiger als freundlicher Art Rechnung und gab nicht bloß im Hause, sondern auch auswärts uns öfters Gelegenheit, etwas „auszutoben". So wurden jeden Sommer gemeinschaftliche Ausflüge veranstaltet in die herrliche Umgebung von Freiburg, wo jeder Wald und jede Bergeshöhe ein gutes Wirthshaus birgt und trägt. Der Direktor und die Repetitoren machten diese Exkursionen mit und ließen dabei dem Durst und der Lust der Studenten freien Lauf. Der einzige, welcher bisweilen ein griesgrämiges Gesicht schnitt, war der fromme Repetitor Braun, der naive Menschenkenner.

Mit innerem Widerwillen aber kehrte ich jeweils in das Konvikt zurück von solchen Touren, die mich wieder hatten „ahnen lassen, was Freiheit heißt".

Ich bin für meine Person heute noch kein Freund vom Konviktsleben und glaube kaum, daß ich nochmals das Zeug zu demselben in mir trüge, falls ich wieder auf die Welt käme; allein es wäre ein Unrecht von mir, wenn ich die Einrichtung und Hausordnung im Freiburger Konvikt, objektiv angesehen, tadeln wollte. Die Anstalt, wie sie unter der Direktion des späteren Bischofs Kübel bestund, war durchaus frei von Uebertreibungen und trug die möglichste Rücksicht auf Bedürfnisse, wie sie der deutsche Student und der junge Mensch zu haben pflegen.

In den Sommertagen anno 1860 nahte mir ein starker

Digitized by Google

Mephisto, der mich in große Versuchung brachte, dem Konvikt Adieu zu sagen. Es kam der Kaufmann und Senffabrikant Gotterbarm von Hasle, ein ebenso intelligenter als in jeder Beziehung freisinniger Mann, nach Freiburg und suchte mich bei dieser Gelegenheit auf. Ich hatte als Lyceist manchen Abend beim „Haserhans" mit ihm getrunken, gesungen und seine freiheitlichen Reden angehört und ihnen vielfach zugestimmt. Als Flüchtling von 1849 war er in Italien gewesen und wußte vieles zu erzählen vom Lande jenseits der Alpen. Ein Feind der „Pfaffheit" und Freund der Volkssouveränität behandelte er in all' seinen Reden diese beiden Gegenstände mit ebensoviel Wärme als Geschick. Er hatte an mir in jenen Tagen stets einen verständnißinnigen Zuhörer gefunden und wunderte sich deßhalb doppelt, mich als Theologen zu wissen.

Ich meldete dem Direktor, ein „Vetter von Haslach" sei da, und stellte den Antrag auf freien Ausgang, was natürlich gewährt wurde. Wir machten einen Spaziergang ins Brückle, draußen an der Landstraße nach St. Georgen.

Meister Gotterbarm ging nun unterwegs scharf mit mir zu Gericht, sprach mir jeden theologischen Beruf ab, erinnerte mich an erst kurz vergangene Zeiten und mahnte dringend, doch nicht Geistlicher zu werden. In mir stecke das Zeug zu einem freisinnigen Advokaten, ich sollte Jurist werden und kämpfen für Freiheit, Volk und Vaterland. An Geld würde es mir nicht fehlen, und dabei zog er einen Beutel voll glänzender Napoleons aus der Tasche, von denen er mir jedes beliebige Quantum zur ersten Verfügung stellte.

Noch nie stund meine Theologie an einem gefährlichern Scheidewege, wie in jener dunkeln Abendstunde auf der Brücke beim botanischen Garten, und noch nie wanderte

Digitized by Google

ich so fest entschlossen, es am andern Morgen zu verlassen, dem stillen Konvikt zu. Der Morgen kam, der Gotterbarm ging, und ich — blieb im Konvikt. Wer weiß, wie das geschah? Ich weiß es nicht. Jedenfalls aber waren die nächsten Tage von jenen, von denen der Direktor mir später oft sagte, er habe mir manchmal angesehen, daß ich auf dem Sprunge gewesen sei, aus dem Konvikt auszutreten.

Der Gotterbarm starb erst 1892, ein Achtziger, als Altkatholik, und die Haslacher stürmten bei seiner Beerdigung den vom Pfarrer verschlossenen Kirchthurm, um dem alten Freiheitsmann ins Grab zu läuten. —

Bald nach der Gotterbarm'schen Versuchung kam die Zeit der Prüfungen über die gehörten Vorlesungen und mit ihnen die Ferien zu Anfang des Monats August. Ich zog diesmal allein durchs Elzthal und besuchte en passant in Waldkirch den Advokaten Benz, der vor kurzem von Haslach hierher gezogen und dessen Gesellschafter ich in der „Polyhymnia" noch gewesen war.

Haslach hatte sein Bezirksamt verloren, und Benz ging von dannen, nachdem er eine ganze Generation hindurch an der Kinzig — Zego gespielt. Denn dieses Spiel und ein guter Morgenschlaf bis in den Mittag hinein ließen ihm wenig Zeit, seine Prozesse zu gewinnen. Er trachtete deßhalb auch nicht nach den Reichthümern dieses Lebens und nahm genau nur so viel Arbeit über sich, als zur Fristung seines Hagestolzen-Daseins nothwendig war.

Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, daß ich als Knabe um die Mittagsstunde den dicken Doktor der Rechte von der Vorstadt, wo er wohnte, am elterlichen Hause vorüber dem „Kreuz" sich zuwälzen und spät am Nachmittag wieder heimwandeln sah: das Bild des behaglichen Stilllebens.

Digitized by Google

Kam ein neuer Beamter oder Geistlicher nach Haslach oder in dessen Umgebung und traf in der Gesellschaft den Advokaten Benz, so war des letztern erste Frage: „Können Sie auch Zego spielen?“ Wurde diese verneint, so antwortete Benz trotzig: „Es ist eine Schande, wenn man 14 Jahre studirt hat und nicht Zego spielen kann.“ Bei Geistlichen fügte er noch hinzu: „Wenn ich Bischof wäre, ich hätte Sie nicht ausgeweiht.“

Der dicke Mann war aus Salem, Sohn eines Klosterbeamten, wußte viel vom alten Cisterzienserstift zu erzählen und hatte in dessen Schule auch das Orgelspiel gelernt. Ich sah ihn aber gleichwohl nie in einer Kirche.

Sein Kollege und Mitadvokat im heimathlichen Gerichtssprengel, der Anwalt Blattmann, ein geborener Elzthäler, stund ihm in jeder Hinsicht würdig zur Seite. Auch er hielt das Prozeßführen für ein zum Lebensunterhalt nothwendiges Uebel und arbeitete in seinem Beruf nie mehr, als soweit es sein ebenfalls eheloses Dasein erheischte. Doch besaß er idealere Passionen als sein dicker Kollege. Seine Lieblingsbeschäftigung war Vogelfang und Wandern in Feld und Wald. Er wohnte im letzten Hause am südlichen Stadtende, am Klosterbach, um mit einem Schritt in der freien Natur zu sein, und gar oft begegnete ich in meinen Knabenjahren dem ernsten, schwarzen Mann, wenn er still sinnend durch die Fluren streifte.

Beide Advokaten sind mir Ideale ihres Standes und wohl die einzigen Stoiker dieser Kaste im 19. Jahrhundert gewesen. Sie starben beide arm und mittellos. Sie hatten das Geld in den Taschen der Bauern gelassen, denen sie von Prozeßkrämerei abriethen, wo sie konnten, und die deßhalb ihr Andenken segneten. —

Anwalt Benz empfing den jungen Theologen in Wald-

Digitized by Google

kirch aufs freundlichste; denn ich hatte als Zegospieler längst sein Herz gewonnen. Er führte mich in die „Arche“ zum Frühschoppen, dann in die „Post“ zum Tisch und gab mir schließlich das Geleite bis hinaus „zum Straß“, wo wir unser letztes Glas zusammen tranken. Wir nahmen im kleinen Häuschen an der Elz Abschied auf Nimmerwiedersehen; denn nicht lange darnach legte sich der gute Mann zum Sterben nieder. Ich aber zog an jenem Tage lebensfroh weiter über Berg und Thal der lieben Heimath zu.

Aus den nun folgenden Ferien sind mir zwei Ereignisse besonders erinnerlich, der Besuch des Direktors Schraut und ein kleiner Straßenskandal mit körperverletzendem Ausgang.

Ich saß eines Abends, mit dem Notar von der Jagd zurückgekehrt, in der „Polyhymnia“, als mir aus dem Hotel Kreuz die Kunde kam, es sei dort soeben ein Herr angekommen, welcher mich zu sprechen wünsche. Unhöflich, wie immer, ließ ich dem Herrn sagen, wenn er Biertrinker sei, möge er doch in unsere Gesellschaft kommen, worauf er mir melden ließ, er trinke keinen Gerstensaft und bäte mich, ihn aufzusuchen.

Vergeblich war eine Beschreibung des Unbekannten durch den indeß zum Bier gekommenen Kreuzwirth Merkle. Ich konnte kein erkennbares Bild bekommen, und so trieb mich mehr die Neugierde als die Höflichkeit dem „Kreuz“ zu. Mein Staunen und meine Freude waren so groß wie die Reue über meine Grobheit, als ich in dem Fremden meinen Lyceumsdirektor fand, der, als richtiger Preuße, an seinem Thee saß. Er war auf einer Fußreise das Kinzigthal herabgekommen und wollte, in Haslach übernachtend, nicht versäumen, seinen „langen Hansjakob“ rufen zu lassen.

Ich verzichtete auf jedes geistige Getränk und ver-

Digitized by Google

brachte den ganzen Abend freudenvoll in der Nähe des von mir so hochverehrten Lehrers. Am andern Morgen gab ich ihm das Geleite auf die Bergeshöhe gen Elzach bis zur „Viereck". Während wir die steilen Pfade hinanstiegen, sprach der geistreiche Mann über die lateinischen und griechischen Klassiker, vorweg über Horaz und Homer, seine Lieblingsschriftsteller, so ergreifend schön, wie ich ihn noch nie gehört. Es war aber auch sein „Schwanengesang" einem seiner aufmerksamsten Schüler gegenüber.

Auf dem Gipfel des Berges schieden wir wie Vater und Sohn dem Geiste nach. Mein Herz war im Hinabsteigen zum Thal übervoll von Verehrung zu dem großen Lehrer und von schwärmerischer Liebe zum klassischen Heidenthum. Von der „Heidburg" herüber kommend, begegnete mir damals der alte „Dorfmüller" von Hofstetten, ein guter Bekannter von meinen Jagdzügen her. Er war eben mit seinem Hunde auf der Hühnerjagd gewesen und begleitete mich nun weiter bergab. Sein Jägerlatein, in welchem der alte Müller hätte doktoriren können, brachte mich wieder ab von meiner elegischen Stimmung.

Am Ende des Jahrzehnts, zu dessen Anfang wir auf der Bergeshöhe gestanden, starb Direktor Schraut, noch ein Fünfziger. Weil das Programm des Rastatter Lyceums dem Manne keinen Nachruf gewidmet, that ich es vom Bodensee aus, in etwas scharfer Art gegen das Todtschweigen meines Lieblingslehrers losziehend. Als ich bald nachher auf der Festung Rastatt gefangen saß, besuchte mich einer meiner ehemaligen Lehrer, aber nicht in der Absicht, mich zu trösten, sondern um zu erfahren, ob ich den Nachruf geschrieben, was nicht schwer war, da ich meine Entrüstung wiederholte. Jetzt verrieth mir der Herr Professor eine Schwäche aus dem Privatleben des Direk-

Digitized by Google

tors als Grund jenes Schweigens. O lateinischer Schulmeister, o Splitter- und Sittenrichter, dachte ich und gab folgende Antwort: „Lieber Herr Professor! Wegen dieses Fehlers hätte Schraut Staatsminister sein und den schönsten Nachruf von der Welt erhalten können.“ Nicht eine Sekunde lang schwankte meine Verehrung gegen den bedeutendsten Lehrer meiner Gymnasiumszeit.

Schraut war bei seinen Kollegen nicht beliebt, weil er geistig um Elephantenlänge über sie hinausschaute, mit ihnen am Abend kein Bier trank und keinen Alltagskohl schwätzte. Drum wurde er in beliebter Art todtgeschwiegen.

Was den Direktor Schraut auch äußerlich als genialen Menschen kennzeichnete, war der Umstand, daß man ihm, wie auch meinem Universitätslehrer Baumstark, den lateinischen Schulmeister gar nicht ansah. Den „Diis minorum gentium“ unter den klassischen Philologen prägt sich nicht der Geist der Klassizität, sondern nur der lederne Einband der alten Codices im Aeußern auf, so daß ihnen der steife, langweilige, lederne Schulmeister aus der ganzen Haltung, aus allen Zügen und aus allen Knopflöchern hervorschaut.

Mein Schraut aber präsentirte sich wie ein vortragender Staatsrath im Auswärtigen Amte. —

Weniger erfreulich ist die zweite Erinnerung aus den Herbstferien des Jahres 1860. Es war ein Kommers sämmtlicher Akademiker des obern Kinzigthales nach Haslach bestimmt und mit der üblichen Kneiperei abgehalten worden. Am Abend zogen wir Studenten mehr als bierfröhlich durch die Straßen des Städtchens, singend und lärmend.

Vor dem „Raben“ ward Halt gemacht und mit meinem „Vetter Karl“, dem damaligen Rabenwirth, und mit seiner Familie unterm Fenster gesprochen. Rings um uns sammelten

Digitized by Google

sich hierbei die Gesellen und Lehrjungen des Städtchens, welche nach altem Herkommen ihren nächtlichen Korso abliefen. Ihre Neugierde ärgerte uns, wir geboten ihnen, sich zu entfernen, und da sie behaupteten, für „ihre Plâsir" dazustehen, hieb ich mit dem Stock auf die Menge ein.

Sie ging aus einander, aber einen alten Küfergesellen hatte ich am Arme schwer getroffen, was mir am andern Morgen in aller Frühe, da ich noch zu Bette lag, ein Gendarm mittheilte. Zum Dank für diese verfrühte Annoncirung wies ich dem Mann des Gesetzes die Thüre und verweigerte jedes Verhör. Am Nachmittag machte mich aber der mir sehr wohlwollende Oberamtsrichter Bodemüller auf der Kegelbahn im „Bayerischen Hof" auf die Folgen der ganzen Affaire aufmerksam. Er übernahm es, den Gendarmen zu beschwichtigen, und mir rieth er, mit dem Verletzten „abzumachen". Das that die besorgte Mutter, welche den Mann zum Bürgermeisteramtsverweser, dem Hutmacher L. Kilgus, kommen ließ und mit fünf Gulden Schmerzensgeld befriedigte.

Es war dies das erste Mal in meinem Leben, daß ich bei öffentlichem Auftreten mit der öffentlichen Ordnung in Kollision gerieth, aber auch das einzige Mal, wo ich so gelinde dabei wegkam.

Jahre gingen ins Land, ich war viel älter, aber nicht viel klüger geworden, aus dem Stockstudenten hatte sich ein politischer Streithahn herausgebildet. Als solcher ging ich eines Tages einsam ein Bergthal der Heimath hinauf. Da steht plötzlich an einer Strohhütte ein greiser Mann vor mir, grüßt mich ehrerbietig, stellt sich vor als den ehemaligen Küfergesellen und erinnert an jenen Abend. Er that dies aber mit solch' zufriedenem Lächeln, als ob er sich etwas einbilde, von mir einstens „gehauen" worden zu sein.

Digitized by Google

Ich schüttelte ihm die Hand und sagte ihm: „Lieber Freund, seid getrost, Ihr seid längst gerächt, mich haben seitdem Welt und Menschen mehr als genug eingesperrt, geprügelt, gehetzt und gepeitscht, so daß der Streich, den Ihr an jenem Abend von einem leichtsinnigen Studenten bekommen habt, dagegen wahres Kinderspiel ist." „Jo, Härr," meinte er, „i glaub's, denn i ha davo scho g'läse in de Zittunge!"

Ich gab ihm ein Stück Geld zu einem Trunk, und wir schieden im hellsten Frieden. Er lebt heute noch in seiner Hütte unfern der Karfunkelstadt. —

Mit Beginn des Wintersemesters 1860/61 trat ich in den zweiten theologischen Kurs ein, in welchem ich meine gläubige Ueberzeugung endlich gewann, und zwar aus den Vorlesungen über katholische Dogmatik von Professor Wörter.

Es galt und gilt dieser schon erwähnte Universitätslehrer bei manchen Theologen nicht als gelehrt und orthodox im neuesten Sinne. Er trägt zu wenig scholastische Spitzfindigkeiten vor und läßt es an unverständlichen Phrasen fehlen. In der Theologie geht es manchmal wie in der Philosophie. Je hohler einer dozirt und schreibt und je höher er seine Zuhörer auf den Wolken seiner Phrasen trägt, um so mehr wird er von allen Dumm- und Hohlköpfen angestaunt. So hat es ein Hegel in der Philosophie des 19. Jahrhunderts zu einem Helden der Wissenschaft bringen können, und so gilt in der deutschen Theologie — nomina sunt odiosa — mancher für ein dogmatisches Genie, weil er Dinge zu sagen und zu schreiben weiß, die er selbst nicht versteht.

Ich habe später manch' dogmatisches Buch in der Hand gehabt, mit manchem „sublimen" Theologen disputirt über Dogmatik, aber stets gefunden, daß Professor

Digitized by Google

Wörters einfaches, gutes „Schwarzbrod“ mir am beſten zuſagte und mir den Phraſen gegenüber zum Siege half. Es gibt viele Theologen, die meinen, wenn einer den Thomas von Aquin nicht ſtudirt habe oder einen ſeiner Nachahmer, ſei ſeine Dogmatik nichts. Allein Thomas von Aquin war ein Genie, und für ſolche iſt „die deutſche Welt nicht eingerichtet“; mit unverſtandenen Phraſen aber einem Genie nachäffen iſt die ſchwerſte Verſündigung gegen einen ſolchen Geiſt. Wenn ein Zinngießer Diamanten in Blei faſſen will, kommt gewiß etwas recht Ungeſchicktes heraus.

Ich bin überzeugt, daß, wenn ein ſolch hochfliegender theologiſcher Zinngießer mir die erſte Dogmatik vordozirt hätte, ich nie zu einem gläubigen Begriff des katholiſchen Lehrgebäudes gekommen wäre. Drum laß ich mir den Profeſſor Wörter nicht ſchelten. Ruhig, einfach und klar trug er ſeine Dogmatik vor, und nachdem ich ihm zwei Semeſter zugehört hatte, war ich ein überzeugungsvoller, poſitiv gläubiger Menſch geworden.

Von der Perſon des Heilandes, vom Erlöſungswerk und von den Sakramenten hatte ich bisher abſolut keine richtige Vorſtellung gehabt. Jetzt bekam ich ſie und damit auch den rechten Begriff von Beicht und Abendmahl. Im Sommerſemeſter des zweiten theologiſchen Kurſes habe ich das erſte Mal im Leben mit vollem Verſtändniß gebeichtet und kommunizirt. Mein Beichtvater war der milde Dompräbendar Schnyder, ein alter Herr aus dem Schweizergebiet, welcher für meinen damaligen Seelenzuſtand vortrefflich paßte.

Durch Dogmatik bekam ich Glaube und Liebe für die Theologie. Das Prieſterthum ward mir zum Ideal, und da ich, ſo oft noch im Leben ein ſolches mich ergriff, ſtets mit meinem ganzen hyperſanguiniſchen Temperament

Digitized by Google

dafür schwärmte, kannte ich nichts Höheres mehr, denn Priester zu werden. Was trotzdem unverändert blieb, war mein Widerwille gegen das Konviktsleben. Allein, weil dasselbe der nothwendige Durchgang zur Erreichung meines neuen Ideals war, so wurde es mir wenigstens erträglicher als bisher.

Bei einem weit gefeierteren Lehrer, als Wörter war, profitirte ich in der gleichen Zeit trotz seiner Genialität nichts. Ich meine den Professor und Domdekan Hirscher, der uns im Wintersemester 1860/61 seine letzten Vorlesungen über Moral gab nach seinem eigenen Lehrbuch. Hirscher, ein geborener Württemberger, war ein genialer Mensch, allein Leute mit geniehafter Anlage leisten durch ihre Schriften in der Regel nicht sehr viel fürs praktische Leben. So ging es auch Hirscher mit seiner Auffassung und Darstellung der christlichen Moral „als der Lehre von der Verwirklichung des göttlichen Reiches in der Menschheit". Die Idee war geistreich und mit allem Scharfsinn eines tiefen Denkers durchgeführt, aber das Buch für junge Theologen viel zu schwer, zu komplizirt und so alles eher als ein Lehrbuch. Mich hat das Studium keiner theologischen Disziplin so sehr gelangweilt als das der Moral nach Hirscher.

Das nämliche kann man von den Hirscher'schen Katechismen sagen, mit denen die Jugend unserer Diözese vor dreißig und mehr Jahren förmlich maltraitirt wurde. Hirscher war zeitlebens Repetent und Professor gewesen an Hochschulen; wer aber nicht mit Kindern und mit dem Volke jahrelang umgegangen, kann keinen populären Katechismus schreiben, und wenn er auch ein Genie wäre.

Gleichwohl schaute ich verehrungsvoll an dem greisen Lehrer hinauf, der, damals schon ein Siebenziger, ein

Digitized by Google

klassisch schönes Gesicht hatte und eine in hohem Grade ehrwürdige Erscheinung war. Doch seine Körperkräfte verließen ihn zusehends; gebrochen saß er hinter seinem Katheder, und mühsam trug er seine Sache vor. Es kam ihn sichtlich sehr schwer an, seiner Pflicht als akademischer Lehrer noch nachzukommen. Im Sommer las er nicht mehr. Es supplirte nun im Konvikt der Repetitor des zweiten Kurses, Ehrat. Die Sache wurde womöglich noch langweiliger, trotzdem der Supplent ein talentvoller Mann war.

Ich habe später wiederholt versucht, die Moral Hirschers uno tenore zu lesen; es war mir unmöglich. Man kann von diesem zweifellos genial angelegten Buch sagen, was von der Messiade Klopstocks. Dagegen harmonire ich heute noch sehr mit Hirschers „Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien", in denen sich die ganze reiche Individualität Hirschers und sein tiefes Gemüth ausspricht. Sie sind mir oft willkommene Nothhelfer im Predigtamte gewesen.

Noch eine Celebrität lernte ich im Winter 1860/61 zum ersten Male als Lehrer kennen, den Professor Alban Stolz. Ich glaube, es gab damals in Deutschland keinen akademischen Dozenten, der weniger sogenannte Gelehrsamkeit besessen hätte als Alban Stolz, und doch werden die Zuhörer kaum bei einem Professor mehr profitirt haben als bei diesem „ungelehrten".

Originell und klassisch populär sind die Schriften und waren die Vorträge von Alban Stolz, und deßwegen ziehen und zogen sie so Leser und Hörer jeden Bildungsgrades an. Merkwürdig war bei den Stolz'schen Vorlesungen, daß der ungemein trockene und monotone Vortrag den Eindruck des Gesagten durchaus nicht minderte, was abermals von dem gewichtigen Inhalt seiner Gedanken zeugt.

Wer da weiß, daß er nur vorzügliche Waare ver-

Digitized by Google

kauft, der braucht dazu keine redneriſchen Wendungen; wer aber leichte Waare auf den Markt bringt, der muß dazu etwas Krakehl machen, ſonſt bringt er ſie nicht an den Mann. Dieſe Erfahrung kann man gar oft bei Profeſſoren und Predigern machen. Alban Stolz gehörte nicht zu den Männern der Phraſe und der blendenden Rhetorik, er gab viele und gute Wolle und wenig Geſchrei. Im Jahre 1875 noch hörte ich ihn zum erſten Mal in einem Gebirgsdorfe bei Bludenz den Bauern des vordern Walſerthales predigen. Dieſe konnten kaum mehr ergriffen ſein als ich. Die Rede war fortgeſetzte Monotonie, aber, was er ſprach, fiel nieder wie gediegenes Gold.

Ich hörte im zweiten theologiſchen Kurſe die Vorleſungen dieſes Profeſſors „über chriſtliche Pädagogik“ und fühlte mich ſofort von ihm angezogen, trotzdem die betreffende Disziplin mir etwas Wildfremdes war und etwas zu früh kam in meinen theologiſchen Studien.

Alban Stolz hatte einſt viele Feinde, weil er zu jenen Menſchen gehörte, die ſtets ſagen und ſchreiben, wie ſie denken. Wer aber, wie ich in ſpäteren Jahren, das Glück gehabt hat, dieſen heiligmäßigen Mann näher kennen zu lernen und in ſeine kindliche Seele zu ſchauen, der wird ihn lieben und verehren von ganzem Herzen. Und wer ihn nicht perſönlich kannte, aber den innern Alban Stolz in ſeiner ganzen Religioſität und Poeſie bewundern will, der leſe ſeine „Witterungen der Seele“. In meinen Augen iſt dieſe Schrift ſein Hauptwerk, mir immer wieder ein Erbauungsbuch und dabei ſo voller Züge tiefer Poeſie in der Darſtellung, daß ein klaſſiſcher Dichter nicht ſchöner ſchreiben könnte. Schon manchmal hab' ich dies Buch zugemacht mit den Worten: „Das iſt ein Schriftſteller von Gottes Gnaden!“ —

Digitized by Google

So oft ich an die beiden genialen Lehrer, Hirscher und Stolz, zurückdenke, kommen mir zwei Gedanken: einmal, wie unendlich verschieden große Geistesgaben in den Menschen sich äußern, und dann der Wunsch, solche Männer in späteren Jahren wieder hören zu können. Man ist in der Universitätszeit doch noch zu jugendlich und zu wenig für innere Reflexionen angethan, als daß man hochgeistigen Lehrern recht folgen könnte. Es geht einem mit den Menschen wie mit den Schriften der Klassiker, man hört und liest sie, aber das beste davon verstehen wir nicht in jenen Lebensjahren. Und so wie einer einen Goethe, Dante, Byron, Shakespeare anders liest mit vierzig Jahren denn mit zwanzig, so würde er auch große Lehrer besser begreifen denn ehedem.

Zu allen Zeiten meines Lebens bis zur Stunde habe ich mich gerne in Extremen aufgehalten und dann alles übertrieben, stürmisch, leidenschaftlich und im höchsten Grade sanguinisch. So trieb ich's auf dem Lyceum mit dem Pokuliren und so auf der Universität und im Seminar mit dem Studiren. Den ganzen Tag bis zum tiefen Abend in den Vorlesungen zu sitzen, war mir eine Lust, und jede Stunde, die mir neben der Theologie übrig blieb, wurde auf philologische „Kollegien" verwendet. Namentlich im Winter 1860/61 wurde ohne jede Rücksicht auf Gesundheit gehört und gelernt.

Ich trat in das philologische Seminar ein und machte sämmtliche lateinische und griechische Arbeiten unter Leitung des Professors Baumstark mit. Bei dem gleichen Lehrer hörte ich noch „Geschichte der prosaischen Literatur der Griechen" und „Tacitus' Germania". Bei Professor Bücheler las ich „Aristophanes' Wolken", und vom Hofrath Müller vernahm ich Vorlesungen über „populäre Astronomie". Von den letzteren profitirte ich am wenigsten

Digitized by Google

Ich hatte, weil der Sternenhimmel immer so mächtig auf mich wirkte, etwas Näheres darüber hören wollen; allein was ich hörte, ging weit über meinen Horizont, und dazu wurde viel gerechnet, was nicht wenig dazu beitrug, mein Unverständniß zu vergrößern.

Um so größern Gewinn zog ich aus Baumstarks „Germania des Tacitus". Das war des Professors Lieblingsschriftsteller und darum die Vorlesungen über Tacitus klassisch schön und im höchsten Grade belehrend. Wie ein delphischer Oberpriester auf seinem Dreifuß, saß da die gewaltige Gestalt Baumstarks, wenn er über Tacitus redete, auf dem Katheder und sprach in feierlichem Orakelton.

Bücheler behandelte den Aristophanes mit einer so geistreichen Leichtigkeit, daß man nur staunen mußte über den blutjungen Professor. Item und abermals, ich habe vor den Preußen als Schulmeister und Soldaten unentwegten Respekt!

Im Konvikt genoß ich vom zweiten Kurse an wenigstens eine kleine Annehmlichkeit. Ich hatte beim Umzug in die Quartiere der zweijährigen Theologen den Direktor gebeten, mich in ein Zimmer zu thun, in welchem ich möglichst wenig Gesellschaft hätte; denn das Zusammenessen, -studiren und -schlafen war mir neben dem Frühaufstehen entschieden das widerwärtigste am ganzen Konviktsleben.

Mein Wunsch ward erfüllt, und so kam ich in das kleinste Zimmer zu den zwei ersten im Kursalphabet. Beide waren ebenso fromme als fleißige Leute, aber in vielen Stücken himmelweit verschieden von meinem Wesen und Charakter. Gleichwohl kamen wir stets friedlich aus, meist jedoch, wie ich meine, aus dem Grunde, daß ich die wenigen Stunden, welche ich im Konvikt zubrachte, ehrlich und redlich hinter meinem Studirpult verschlief.

Digitized by Google

Mir gefiel diese kleine Stube so gut, daß ich auch im dritten Konviktsjahre in derselben blieb und dann zwei Theologen des zweiten Kurses als Kommilitonen hatte. Auch sie waren Zeugen, daß ich der bravste Kamerad war, weil ich sehr viel schlief. Der eine von ihnen ist bereits unter der Erde, der andere aber hat sich zum Präbendar am erzbischöflichen Dome emporgeschwungen, eine Würde, die ich nie erreicht hätte, so wenig sie auch besagen will. —

Die Sonntage waren mir im Konviktsleben die angenehmsten Tage, soweit es den internen Verkehr betrifft. Morgens gab es einen gar schönen vierstimmigen Männergesang im Gottesdienst und bisweilen auch eine mich recht ansprechende Predigt. Das Predigtamt übten die Repetitoren abwechselnd mit dem Direktor aus. Was mir an allen ihren Vorträgen nie gefiel, war ihre Länge. Die Qualität betreffend, übertrafen die Repetitoren den Direktor, welcher zu wenig Zeit hatte zur Vorbereitung. Eigentlich gut gepredigt, nach meiner jetzigen Beurtheilung, hat nur der Repetitor des dritten Kurses, Schmitt, während mein „Freund", der Repetitor Braun, schöne Predigten in Mosaik setzte, denen man aber eben die mühevolle Zusammensetzung zu sehr ansah. Sie ließen deßhalb kalt wie eine florentiner Mosaik-Tischplatte.

Nach dem sonntäglichen Gottesdienst sammelten sich jeweils sämmtliche Studenten und ihre Ephoren im Speisesaal, und es mußten der Reihe nach einzelne aus allen drei Kursen Deklamationen halten, um sich im freien Sprechen zu üben. Das war mir an all' den Tagen, da ich nichts dabei zu thun hatte, ein Vergnügen. Es hatte für mich etwas theatralisch Unterhaltendes, und wer wie ich für komische Seiten im Menschenleben empfänglich ist, konnte dabei oft reichlichen Stoff bekommen. Aber auch die einzelnen

Digitized by Google

Charaktere konnte man studiren in der Art und Weise, wie sich die jungen Leute in die Rolle ihres zukünftigen Predigtamtes hineindachten. Alle möglichen Arten von Emphasen, Gestikulationen, Augenverdrehen kamen da zum Ausdruck und kennzeichneten den innern Zustand des Redners.

Waren die Deklamationen zu Ende, so ging's zu Tisch, nach welchem, wer wollte und ihn bezahlte, einen Kaffee bekommen konnte. Dieser Konviktskaffee denkt mir zeitlebens. Alle Hochachtung vor den barmherzigen Schwestern, auch vor denen, welche damals im Konvikt kochten, aber jener Kaffee war ein schreckliches Gebräu: fahl wie Asche und dick wie Bierhefe. Und doch — bildete er einen Theil meines leiblichen Sonntagsvergnügens. Wenn ich mit einer Cigarre hinter einer Tasse dieses unaussprechlichen Mokka saß, da vergaß ich für einige Zeit, daß ich ungern im Konvikt sei.

Das unsinnige Rauchen hatte ich von Rastatt noch mitgebracht, ja es steigerte sich meine Liebe zu einer guten Cigarre, weil ich sie in Freiburg von meiner Kaufmannstante stets gratis bekam. Ich lernte hier eigentlich erst die „feinen" Tabake kennen. Wenn meines Onkels Namenstag gefeiert wurde, am 3. Dezember, da gab's ächte Havannas und Champagner in Fülle. Wenn aber an jenen Tagen der dicke Mann meiner Tante die Kraft des Weines zu spüren anfing, bekam ich auch die spitzigsten Reden gegen meinen theologischen Stand zu hören.

Doch meine Tabaksdampferei nahm gerade im zweiten Jahr meiner Universitätsstudien ihr unerwartetes, bleibendes Ende, und das ging also zu: Im ersten Jahr meiner Konviktszeit war ich trotz meiner übergewöhnlichen Körperlänge doch nur der drittgrößte in meinem Kurs; denn aus der Gegend von Mannheim hatten sich zwei Hünen eingefunden,

Digitized by Google

die um einen oder zwei Zoll mich überragten. Beide starben im ersten, respektive zweiten Jahre an der Schwindsucht.

Ich glaubte nun bei unserer körperlichen Verwandtschaft nicht anders, als ich würde der dritte sein im Todtenbunde. Und da durch das viele Kollegsitzen und die so verschiedenartige geistige Thätigkeit meine Gesundheit viel zu wünschen übrig ließ, meldete ich mich im Sommer 1861 eines Tages bei dem freundlichen Professor v. Rotteck, der damals eine Autorität für „Auskultation und Perkussion" war. Er erklärte meine Lungen für ganz gesund, mein Herz aber als zur Hypertrophie neigend, und verbot mir, mehr denn eine halbe Cigarre täglich zu rauchen. „Herr Professor," sprach ich, „lieber gar keine, als nur eine halbe." Es war der 15. Juni 1861, und seit jener Stunde habe ich keine Cigarre mehr geraucht bis heute.

Als ich mehr denn 20 Jahre später nach Freiburg kam als Pfarrer, wurden der Professor und ich gar gute Bekannte. Manchen Abend hat er bei mir zugebracht, und oft hab' ich ihm gedankt, daß er mir die Anregung, nicht mehr zu rauchen, gegeben hatte. Ich selbst aber schäme mich, so oft ich daran denke, mit welch' entschiedener Willenskraft ich dem Rauchen entsagt habe. Hättest du, so sage ich mir jedesmal, in anderen guten Vorsätzen den gleichen festen Willen gezeigt, du wärest heute ein Mann nach dem Herzen Gottes, und manche Leiden wären nicht so hart an dir vorübergegangen!

Bald konnte ich als Nichtraucher den Qualm im „Rekreationssaal" nicht mehr ertragen, und es begann für mein ganzes, weiteres Konviktsleben, was „Rekreation" anbetrifft, eine neue Phase. Ich setzte mich an allen Biertagen allein in den großen Speisesaal, an den hintersten Tisch, trank mein Bier und las oder studirte. Dies wurde

Digitized by Google

mir so gewohnheitsmäßig, daß ich dem geselligen Verkehr mit meinen Kommilitonen gänzlich fremd wurde. Meine Unbeliebtheit steigerte sich, und ich wurde noch mehr denn zuvor als hochmüthig verschrieen. Und doch war es nichts weniger als Hochmuth, der seine Mitmenschen mißachtet, sondern lediglich Egoismus, der das that, was dem eigenen Ich mehr behagte und mehr zu frommen schien. Ich bin ein derartiger Egoist bis heute geblieben und zähle bis heute zu den unter ihren Mitbrüdern „unbeliebten" Geistlichen der Erzdiözese Freiburg. Wenn Schopenhauer recht hätte, wäre übrigens das kein schlimmes Zeichen. Er meint, allgemein beliebt seien nur die Lumpen und dummen Leute.

Meine durch das Studium der Dogmatik gewonnene religiöse Ueberzeugung zeigte sich auch durch eine Veränderung meines äußern Lebens, vorab in den Ferien. Ich besuchte täglich den Gottesdienst, war nicht mehr so burschikos und bierhausmäßig und suchte mehr Umgang mit älteren, ernsten Leuten.

In dieser Zeit machte ich in der Heimath Freundschaft mit dem Kaufmann Sahl, der eben erst nach langer Abwesenheit in seiner Vaterstadt sich niedergelassen, und den ich vorher nie gesehen hatte, da er zu meiner Knabenzeit schon in der Fremde war. Ich habe kaum einen ernsteren, ruhigeren Menschen im Leben kennen gelernt als meinen spätern Ferienfreund Philippus. Dabei war er äußerst verständig, wißbegierig und von einer Sanftmuth und Friedensliebe, die geradezu in Erstaunen setzten.

Der Umgang mit diesem Manne wirkte auf mich sanguinischen und exaltirten Menschen wie Eis auf Kongestionen, und nach dem bekannten Worte, daß Extreme sich oft berühren, fühlte ich mich ganz besonders von ihm angezogen. Alle meine Gedanken und Pläne und im

Digitized by Google

dritten Kurs ſelbſt meine Erſtlingspredigten theilte ich dem ſtillen Freunde mit, der dann mit klaſſiſcher Ruhe darüber ſein Urtheil ſprach.

Unter ſeiner Ladenthüre ſtund ich gar manchmal neben ihm, disputirend und geſtikulirend, wie eine flandriſche Windmühle neben einem gefrorenen Teiche. Er iſt bis heute, ein greiſer Hageſtolz geworden, der gleiche geblieben, noch derſelbe Stoiker wie vor dreißig Jahren, und ſo oft ich ihn ſehe, beneide ich ihn um ſeinen Optimismus und ſeine innere und äußere Ruhe.

Unter den geiſtlichen Herren, welche in jenen Tagen im Gebiete meiner Heimath wohnten, verkehrte ich am meiſten mit dem damaligen Pfarrverweſer Benz von Mühlenbach, dem ſpätern Stadtpfarrer von Karlsruhe. Faſt täglich holte ich ihn an Nachmittagen ab in ſeinem freundlichen Pfarrhaus in dem lieblichen, engen Seitenthal der Kinzig.

Am „Urwald“ hin wanderten wir dann dem Städtchen zu, und Freund Benz, ein ruhiger Denker, mußte gewiß oft im Stillen lächeln über meine theologiſchen Schwärmereien und Extravaganzen, die ich ihm vortrug. Er ſelbſt hat mir in den ſiebziger Jahren manche meiner damaligen übertriebenen Anſichten wieder in die Erinnerung gebracht, und ich mußte mich wundern, wie ich einmal ſo geweſen ſein konnte. St. Paulus ſchreibt: „Als ich ein Knabe war, dachte ich wie ein Knabe, und als ich ein Mann war, dachte ich wie ein Mann.“ Er hätte, da er ja auch Vorleſungen beſucht hatte, noch ſagen können: „Da ich ein Student war, dachte ich wie ein Student.“

Wie jeder Menſch, der ſich etwas genauer beobachtet, leicht finden kann, iſt unſere Grundſtimmung täglich und ſtündlich eine andere, je nachdem wir nüchtern ſind, gegeſſen

Digitized by Google

oder geschlafen haben. Weit mehr noch ändert sich dieselbe nach den Perioden des Alters, vorab bei geistig thätigen Individuen. Wer in seiner Weltanschauung von den Jünglingsjahren bis zum Mannesalter keine wesentliche Aenderung durchgemacht hat, der gehört jedenfalls und absolut in die Reihe der allerbilligsten Denker.

Es ist mir heute ein ganz besonderes Vergnügen, einen Studenten, mag sein Berufsstudium dieses oder jenes sein, in seinem ganzen schäumenden, gährenden und vorlauten Wesen anzuhören. Das Vergnügen daran besteht dann darin, daß ich lebhaft mich selbst wieder reden höre, wie ich in diesem Alter auch geredet. Deßhalb nehme ich es auch diesen jungen Herren nie übel, wenn sie noch so selbstgefällig von ihrer Weisheit sprechen.

Wenn nun aber ein solcher Akademiker, wie unsereiner, zwei Disziplinen studirt und unter diesen Philologie, so steigert sich sein akademisches Wissen in seiner Einbildung thurmhoch. Und wenn man dann nach Jahren zurückblickt auf jenes Wissen, so sieht man, wie einfältig man gewesen und wie sehr Erasmus von Rotterdam recht hat, wenn er in seinem „Lob der Narrheit" behauptet, daß die Frau Stultitia im Jünglingsalter am meisten florire. Ganz natürlich: Der Jüngling lernt und schwatzt, was er gehört, der Mann denkt und räsonnirt, genial ist nur das Kind. —

Im Sommersemester 1861 besuchte ich außer den theologischen Vorlesungen über Dogmatik und Moral noch die Kollegien über „Catull" und „griechische und römische Mythologie" bei Professor Bücheler und über „Geschichte der Philologie" bei Baumstark. Ich schwärmte in diesen Tagen gleichzeitig für das Christenthum wie für das Heidenthum. Am Morgen folgte ich mit gespanntester Aufmerksamkeit und frommer Miene den dogmatischen Vor-

Digitized by Google

trägen des Professors Wörter und am Nachmittag freute ich mich der Poesie und der Götterlehre der alten Heiden.

Aus diesem Sommer ist mir noch ein Ausflug nach Kirchhofen, einem drei Stunden von Freiburg entfernten Dorf im Rebgebirge, erinnerlich, der ziemlich lustig endete. Es war Uebung im Konvikt, im Sommer ein oder das andere Mal einen größern gemeinschaftlichen Spaziergang unter Aufsicht des Direktors oder eines Repetitors zu machen.

So wanderten denn auch eines schönen Sommer-Nachmittags die Theologen des zweiten und dritten Kurses mit dem Repetitor Ehrat durch „das Hexenthälchen" nach dem genannten Dorfe und kehrten in der „Krone" ein.

Da Sänger und Musikanten aller Grade in Fülle unter uns waren, so fehlte es neben einem guten Trunk nicht an Heiterkeit bis zum späten Abend. Mit dem letzten Personenzug wollte die zahlreiche Gesellschaft von der eine Stunde von Kirchhofen entfernten Station Schallstadt nach der Dreisamstadt zurückfahren. Doch eine Gruppe blieb zu lange im Wirthshaus sitzen und kam gerade zur Eisenbahn, als der Zug abfuhr. Da ich im Wirthshaus nie einer der ersten von denen war, die gingen, befand auch ich mich bei dem kleinen Nachtrab.

Wir beschlossen nun, auf einem Leiterwagen nach der Stadt zurückzukehren, bis zu dessen Bereitstellung aber in der Restauration am Bahnhöfchen von Schallstadt noch einen und den andern Schoppen zu trinken. So kam es, daß wir keineswegs nüchtern unsere dunkle Heimfahrt antraten. Unter uns befand sich auch einer „aus dem Reich", d. i. aus Hohenzollern. Diese preußische Provinz gehört zur Diözese Freiburg, und deshalb waren auch die Studirenden der Theologie in unserem Konvikt.

Die preußischen Schwaben waren, soweit sie zu

Digitized by Google

meiner Zeit in Freiburg weilten, sämmtlich durchaus biedere, ehrliche, talentvolle Leute. Einer von ihnen war, wie gesagt, bei unserem Nachtrab und mächtig beeinflußt von der Kraft und Menge des Bieres. Als wir nun auf den Leiterwagen stiegen, überkam ihn der „Furor suevicus“, und er weigerte sich entschieden, mit uns zu fahren. Da jedes Zureden vergeblich blieb, fuhren wir ab. Der Schwabe aber nicht faul springt lustig hintendrein, und kaum hatten wir nach mehr als einstündiger Fahrt das kleine Zollhäuschen vor der Stadt erreicht, trabt der wackere Hohenzoller schweißtriefend auch schon daher. Er hatte die zwei Wegstunden rastlos springend zurückgelegt, ein „Schwabenstreich“, den ihm nicht jeder nachmacht.

Es war Mitternacht, als wir an der Pforte unseres geistlichen Hauses läuteten und dem Portier Zöpfl, einem ebenso schlauen als gewissenhaften Diener, unsere Zöpfe zeigten. Wir hatten aber auf der Fahrt schon beschlossen, morgen in aller Frühe einen „Entschuldiger“ zum Direktor zu senden, um jeder Denunziation und Citation zuvorzukommen. Ich ward dazu auserkoren und schäme mich heute noch des ehrenden Zeugnisses, das der Direktor mir bei dieser Gelegenheit ausstellte. Nachdem er mich angehört, antwortete er freundlich lächelnd: „Es ist schon gut, denn ich weiß, daß es, wo Sie dabei sind, nicht lumpig hergeht.“ So sehr mich diese gute Meinung des Direktors erfreute, ebenso fühlte ich mich innerlich beschämt, weil ich mir sagen mußte, daß es eben doch ziemlich lumpig hergegangen und ich keiner der letzten dabei gewesen war.

In die Herbstferien des Jahres 1861 fällt meine erste größere Reise in diesem Leben. Bisher war ich abwärts nicht über Karlsruhe und aufwärts nicht über Freiburg hinausgekommen. Nun hatte ich den Sommer über in

Digitized by Google

langweiligen Konviktsstunden mit drei Freunden eine Reise an den Bodensee geplant, die auch verwirklicht wurde. In Haslach sollte der Sammelpunkt sein.

Die Großmutter gab mir sechsunddreißig Gulden, und als die Gefährten eingetroffen, ging's zu Fuß thalaufwärts dem Schwarzwald zu. Wir waren vier ganz verschiedene Charaktere und paßten vortrefflich zu einer disharmonischen Reise. Der dicke, gemüthliche Ruth, als Pfarrer in Heddesheim gestorben, wollte immer lieber fahren als gehen; mein Intimus, Christian Walk, heute wandernder Börsenspieler, wollte als Vertreter ungezügelter Naturkraft nie einen Wagen nehmen, der wirklich fromme und zarte Adam Henneka, seit Jahren schon todt, möglichst wenig in den Wirtshäusern einkehren, während ich, immer noch das Rastatter „Biergenie", bei jedem Bierschild, der an der Heerstraße winkte, trinken wollte.

So kam es, daß, als wir am ersten Abend mit dem Omnibus von Triberg aus in Donaueschingen ankamen, bereits die ganze Gesellschaft in Dissonanz sich befand.

In der fürstlich fürstenbergischen Residenz ärgerte mich die Pfütze, die man fälschlich als Donauquelle ausgibt, und freute mich das fürstliche Gebräu im „Lamm". Ich hatte aber keine Ahnung, daß hier oben, kaum zwei und ein halbes Jahr später, meine Praxis als Lehrer am Gymnasium beginnen sollte.

Mit der Chaise des alten Posthalters Bauer fuhren wir am andern Morgen bis auf die „Engemer Höhe", nicht ohne unterwegs den fürstlichen Thiergarten besucht zu haben, unter dessen Eichen ich später manchmal voll Elegie hin und her wandelte. Auf der Höhe sahen wir zum ersten Mal in weiter Ferne einen Streifen des Bodensees, und dann eilten wir bergab nach dem altersgrauen Städtchen Engen

Digitized by Google

und tranken in der Poſt den erſten Seewein, wozu der muſikaliſche Henneka Klavier ſpielte.

In Engen befanden ſich zwei eingeborene Theologen, die dann ebenfalls begrüßt wurden und uns in verſchiedene Bierhäuſer führten, als den einzigen Genuß, den ſich deutſche Studenten in den Ferien verſchaffen können. Gegen Abend wanderten wir zu Fuß gen Stockach.

Bei dem Dorfe Aach lag an der Straße eine Bierwirthſchaft, in deren Sommergarten wir überdurſtig von der heißen Herbſtſonne einfielen. Das Dorf ſelbſt lag vor uns auf einem Hügel. Da fiel uns ein, daß ein ehemaliger „Konviktler", ein kurioſer Kauz, aus Aach ſei, und da wir hörten, daß ſein Vater, ein Schneider, noch lebe, ließen wir den Alten holen. Ich war namentlich begierig, den Vater kennen zu lernen, nachdem ich den Sohn kennen gelernt.

Dieſer, der Sohn, hatte ehedem Jurisprudenz ſtudirt, um ſeine Jugendliebe, eine Schneiderstochter aus Konſtanz, heirathen zu können. Sie war ihm aber untreu geworden, und der Gram darüber trieb ihn, wie er oft erzählte, aus der Welt. Wir wollten ihm das nicht glauben und gaben als Grund ſeiner Theologie die Unfähigkeit zum Staatsexamen an. Da wurde der Emanuel ſtets teufelswild und ſchilderte ſein Herzeleid ſo naiv und kindlich, daß es eine wahre Freude war. Wenn man ihm aber ſagte, es ſei nicht hochherzig, wegen einer ungetreuen Schneiderstochter der Welt zu entſagen, ſo kam er ganz aus dem Häusle, woran ich oft ſchuld war.

Der gute Emanuel ſtarb vor Jahren als Pfarrer in der einſamen Bergpfarrei Wittichen im Kinzigthal. Dort habe ich im Jahre 1891 noch ſeine hochbetagte Stiefmutter in den ärmlichſten Verhältniſſen getroffen.

Der Vater Schneider aber unterhielt uns an jenem

Digitized by Google

Abend vortrefflich, indem er die Thaten seines Sohnes Emanuel von Jugend an erzählte in einer Art, als wäre der sehr billig denkende Emanuel stets ein wahres Wunderkind gewesen und sein Erzeuger deßhalb der größte Mann in und um Aach.

Es gibt in der Schneiderzunft eine Menge Exemplare von ungemeiner Originalität, und ich verkehre, wo immer möglich, gerne mit derlei Leuten, lieber als mit Universitätsprofessoren. Wenn ich als Pfarrer am Bodensee je einmal auf meinen täglichen Wanderungen durch Feld und Wald einen Begleiter mitnahm, so war dies in der Regel einer unserer alten Dorfschneider. Er brachte manchmal meine elegische und misanthropische Stimmung in ein anderes Geleis, und ich verdanke seinem Umgang nicht wenige heitere Stunden. Wir redeten zwar bei unseren Spaziergängen nicht „von Lenz und Liebe", aber von „seliger, goldener Zeit". Er erzählte mir aus seinen Jugendjahren, von alten, längst verstorbenen Menschen und ließ dabei einen so unversiegbaren Optimismus strahlen, daß er für einige Zeit meinen Pessimismus verdunkelte. —

Es kam mir in meinem Leben noch kein Weg weiter und beschwerlicher vor als der von Engen nach Stockach, und doch führt er auf einer prächtigen Straße hin. Ich meinte, es nicht zu erleben, bis wir am Ziele wären.

Tiefe Nacht umhüllte das bekannte „Narrenstädtchen", als wir einrückten und in der „Post" Quartier bezogen. Trotzdem wir nahe an der „Polizeistunde" uns befanden, bestimmte ich doch noch meinen Freund Christian, mit mir ein Bierhaus aufzusuchen. Hier traf ich einen alten Bekannten aus der Haslacher „Polyhymnia". Hüttenverwalter Reiner, einst auf dem fürstenbergischen Hammerwerk Hausach im Kinzigthal, amtete jetzt auf einem solchen

Digitized by Google

in der Nähe von Stockach, wo er Abends sein Bier holte. Er staunte nicht wenig, mich hier zu treffen, und noch dazu als zweijährigen Theologen. Ich besuchte ihn am andern Morgen auf seiner Eisenhütte, und er gab uns das Geleite bis zum Ufer des Bodensees, nach Ludwigshafen. Wir gingen eine Strecke hinter meinen Reisegefährten auf der heißen Straße dahin, und ich weiß noch fast jedes Wort, das er mit mir sprach. Er suchte namentlich durch eine Menge von Beispielen mir das fernere Studium der Theologie abzurathen.

Wenige Jahre später suchte ich ihn gelegentlich wieder auf dem Hammerwerk Immendingen an der Donau auf und verlebte mit ihm einige heitere Stunden. Jetzt ist der gute Mann auch längst unter den Todten.

In Ueberlingen, wohin uns meine erste Dampfbootfahrt brachte, trennte ich mich von der Gesellschaft, die ebenso froh war, mich zu verlieren, als ich mich freute, von ihr loszukommen. Zwei Stunden von Ueberlingen, in einem Dörfchen des Salemerthales, in Mimmenhausen, wirkte damals als Pfarrverweser mein erster Lateinlehrer, der ehemalige Kaplan Schele. Ihn wollte ich aufsuchen und ließ deßhalb meine seitherigen Gefährten allein seeaufwärts ziehen, während ich meine Schritte dem Hinterlande zuwandte und an einem schönen September-Mittag in dem stillen Dörfchen meinen Einzug hielt.

Kein Hahn krähte, kein Hündlein bellte und keines Menschen Auge sah den langen Studenten, bis er in die Wirthsstube eines neuen, freundlichen Gasthauses eintrat. Hier bestellte ich für zwei Tage Quartier, und dann erst suchte ich meinen „Kaplan" auf, den ich seit zehn Jahren nicht wieder gesehen hatte. Ich fand ihn in einer elenden, alten Pfarrhütte — denn Pfarrhof konnte man die zer-

Digitized by Google

fallende Baracke nicht nennen — heiter und zufrieden. Drei Tage blieb ich in seiner Nähe, in denen er mir alle Herrlichkeiten des Salemerthales zeigte, vorab die Abtei Salem und das fürstliche Schloß Heiligenberg mit ihren Kunstschätzen. Ich ging aber in jenen Tagen an Werken der Kunst vorüber mit kaum mehr Verständniß als heute noch ein Bauersmann. Darum blieb mir auch kein Eindruck von dem ersten Besuch jener Orte in meiner Seele.

Lebhaft steht vor mir nur der letzte Abend meines Aufenthaltes in Mimmenhausen. Schele führte mich zu einer Hochzeit, die ein Lehrer mit einer Tochter des Landes da abhielt. Es war in der guten, alten Zeit, wo Geistliche und Lehrer im tiefsten Frieden mit einander lebten und wirkten, und deßhalb waren die meisten Hochzeitsgäste Pfarrer und Präzeptoren der Umgegend. Am Abend kamen nun diese alle in meine Herberge, um Bier zu trinken. Da saß nun oben am Tisch in der Ecke der Dekan des Kapitels und Pfarrer in Weildorf, Stöhr, und rings um ihn seine Amtsbrüder und die verschiedenen Lehrer mit ihren Ehehälften. Die Leute waren heiter, wie es Hochzeitsgästen geziemt, Sang auf Sang folgte, wobei die Stimme des Dekans mächtig vorklang. Ich höre ihn noch, wie er zu singen anfing: „Jetzt gang' i ans Brünnele, trink aber nit." Niemand nahm an all' den Vorgängen jenes Abends den geringsten Anstoß, nur der junge, dumme Konviktsmann Hansjakob ärgerte sich.

Zehn Jahre später hat mich der gleiche Dekan, ein hochbegabter Mann von allgemeiner Achtung, in Hagnau als Pfarrer investirt.

In Meersburg gelangte ich andern Tags wieder an den Bodensee, fuhr ahnungslos an dem Dörfchen Hagnau vorbei, saß am Nachmittag auf dem Gebhardsberg bei Bregenz,

Digitized by Google

ſchaute über das ganze ſchwäbiſche Meer hin und trank mitten in den Herrlichkeiten der Natur viel Bier auf dem Balkon des kleinen Wirthshauſes neben der Gebhardskapelle. Ich war hier am Endpunkt meiner Reiſe, von welcher mir blutwenig Eindrücke von der Natur geblieben ſind.

Ein Student, der wirklich ſtudirt, vermag überhaupt nur ſchwer zu leſen im Buche der Natur; das typographiſche Bücherweſen hält ſein ganzes Innere gefangen, und was er nicht ſchwarz auf weiß ſieht, bleibt ihm allermeiſt ganz verſchloſſen. So weiß er in der Regel von ſeinen Reiſen nicht viel mehr zu erzählen, als wo er am beſten getrunken hat.

Heute, wo ich, älter geworden, das ganze Jahr kein Wirthshaus von innen ſehe, leſe ich in der Natur am liebſten, und die ſüßeſten Stunden verbrachte ich viele Jahre lang als Dorfpfarrer an Frühjahrs- und Sommerabenden am Waldrand hinter meinem Dörfchen. Da lagen See und Alpenwelt in ruhiger Majeſtät vor mir wie ein aufgeſchlagenes Buch Gottes, während von Menſchen nichts zu hören und zu ſehen war und mir nur im Walde bisweilen ein Vöglein die Melodie ſang zum Text, den meine Seele in jenen Augenblicken zuſammenwob. In jenen Stunden fühlte ich gar oft, was der mir ſympathiſchſte deutſche Dichter, Eichendorf, ſo ſchön wiedergibt:

Die Welt treibt fort ihr Weſen,
Die Leute kommen und geh'n,
Als wärſt du nie geweſen,
Als wäre nichts geſcheh'n.

Wie ſehn' ich mich aufs neue
Hinaus in Wald und Flur!
Ob ich mich gräm', mich freue,
Du bleibſt mir treu, Natur.

Digitized by Google

Da klagt von tiefem Sehnen
Schluchzend die Nachtigall,
Es ſchimmern rings von Thränen
Die Blumen überall.

Und über alle Gipfel
Und Blüthenthäler zieht
Durch ſtillen Waldes Wipfel
Ein heimlich Klagelied.

Da ſpür' ich's recht im Herzen,
Daß du, Herr, draußen biſt —
Du weißt, wie mir von Schmerzen
Mein Herz zerriſſen iſt.

Als ich an jenem Abend des Jahres 1861 vom Gebhardsberg herabſtieg, begegnete mir ein Herr, der ſich als ein Juſtizaſſeſſor von Bregenz kundgab, und den ich als Beleg anführe, wie treu mir die Erinnerung an Perſonen blieb von meiner erſten größern Reiſe, während die Natur mich kalt ließ. Ich traf den obigen Mann 17 Jahre ſpäter im Kapuzinerkloſter zu Bezau, wo er Bezirksrichter war, wieder und erkannte ihn alsbald als jenen Begleiter vom Gebhardsberg herab. Und heute, da ich im Buch der Natur zu leſen verſtehe, verſchwindet mir das Gedächtniß von Perſonen, mit denen ich in den letzten Jahren flüchtig verkehrte. Ich muß mich oft in unangenehmer Weiſe erinnern laſſen, und mancher meint, man wolle ihn nicht mehr kennen.

Auf der Rückreiſe traf ich in Conſtanz wieder mit meinen Reiſegefährten zuſammen. Von der alten Conſtantia, die ſpäter jahrelang meine Nachbarin werden ſollte, iſt mir von dieſem erſten Beſuch abſolut nichts mehr erinnerlich als die Menſchen, denen ich begegnete, und die Bierhäuſer. Ich weiß heute nicht mehr, ob ich damals nur auch den Konziliumsſaal und das Münſter innen geſehen habe.

Digitized by Google

Gemeinſchaftlich reiſten wir den Rhein hinunter nach Schaffhauſen und von da über Winterthur und Zürich nach Waldshut. Ob wir in Zürich, was ſehr wahrſcheinlich iſt, anhielten, kann ich heute nicht mehr ſagen. In Waldshut verſchwinden meine Kollegen aus meiner Erinnerung; ich weiß nur noch, daß mich der dortige Oberamtmann Rieder mit einem Waldshuter Theologen Ruf, der vor einigen Jahren als Pfarrer ſtarb, einlud zu einer Fahrt ins Albthal. Von dieſem herrlichen Schwarzwaldthale aber ſteht aus meiner erſten Wanderung nur noch ein Wirthshaus in meinem Gedächtniß und die in demſelben verzehrten Forellen.

Meine erſten Reiſeeindrücke waren und blieben ſo miſerabel, daß ich mich nicht einmal mehr beſinnen kann, wie ich aus dem Albthal wieder heimkam und meine Weltumſegelung zu Ende ging. Nur ſo viel weiß ich noch, daß die Großmutter ſchimpfte, weil ich ihr Geld verreiſt hatte und abſolut nichts zu erzählen wußte. Sie citirte richtig das Volksſprichwort:

Es flog eine Gans wohl über den Rhein
Und kam als Gigag wieder heim.

Wir beide aber, die Großmutter und ich, hätten damals eher an den Tod gedacht, als daß aus mir noch einmal ein Reiſeſchriftſteller werden würde. Freilich iſt der auch darnach ausgefallen!

Merkwürdig war bei dieſem meinem erſten Ausflug in die badiſche Welt, daß er mich an den drei Orten vorüberbrachte, in denen ein großer Theil meines Berufslebens ſich abſpielen ſollte, nämlich Donaueſchingen, Waldshut und Hagnau.

Ich war noch nie ſo freudig ins Konvikt zurückgekehrt wie im Herbſt 1861. Und warum? Ich ſollte, was mit Beginn des dritten und letzten Kurſes ſtets geſchah, ſeitdem

Digitized by Google

das Konvikt existirte, die „niederen Weihen“ empfangen und mit ihnen die erste Sutane und den ersten Chorrock.

Wenn heute ein päpstlicher Nobelgardist zu mir ins Pfarrhaus käme mit den Insignien eines Kardinals, ich würde mich gewiß nicht so geehrt und gehoben fühlen, als da der Schneider Stelker von Haslach mir die erste Sutane und eine alte Näherin von Freiburg den ersten Chorrock brachte. Und als der greise Erzbischof v. Vicari uns die Weihen ertheilte, und wir zum ersten Mal in der geistlichen Uniform in der Konviktskirche damit paradirten, da glänzte heller Sonnenschein in Herz und Aug', und die Zukunft lag im rosigsten Lichte vor mir.

Aber so geht es überall im Menschenleben bei ähnlichen Vorkommnissen. Der Fähndrich hat eine weit größere Freude an seinem Lieutenantspatent als vierzig Jahre später der gleiche Mann, wenn er zum General ernannt wird.

Solange eben am Menschen noch ein Stück Jugend ist, schaut er mit kindlicher Seele in jede Lebensveränderung; aber je älter er wird, um so mehr nehmen ihm Welt und Erfahrung die Poesie und die Illusionen.

Die Theologen des dritten Kurses mußten nun stets in der Sutane ausgehen, was uns natürlich ein Hochgenuß unserer geistlichen Würde war. Als ich das erste Mal meine lange, blasse Gestalt die „Schustergasse“ hinunter der Universität zutrug und ein altes Mütterlein mir einen „Knix“ machte, während ein kleines Mädchen mir die Hand gab, weil beide glaubten, ich wäre Priester, da wurde ich fast roth über die hohe Anerkennung, die mein erster geistlicher Ausgang in der Welt gefunden.

An Sonntagen aber rückten wir junge Kleriker sämmtlich in Gala vom Konvikt aus in das Münster, um den wenigen, meist bresthaften Domherren die Vesper singen zu helfen.

Digitized by Google

Das war eine Ehre! Und an einem Domkapitular schaute ich in jenen Tagen hinauf, als wäre er ein überirdisches Wesen und ein Abgrund aller Weisheit! Glückliche Zeiten! —

In meinen Studien ging's auch im letzten Universitätsjahre rüstig vorwärts. Ich hörte und lernte mit Lust und Freude, zog mich immer mehr zurück und lebte den Büchern. Der Hauptdozent für die Theologen des dritten Kurses war Professor Stolz, bei dem in beiden Semestern Pastoral und praktische Exegese gehört wurden. Alban Stolz hatte in seinem Priesterleben nur kurze Zeit in der eigentlichen Seelsorge zugebracht, und doch waren seine Vorlesungen überaus praktisch, richtig und wahr. Ich hörte alle seine Vorträge über Homiletik und Seelsorge mit ebenso vielem Interesse als Nutzen.

Wie verschieden aber unser Herrgott die Talente unter den Menschen gebildet und geartet hat, das konnte man an dem Dozenten kennen lernen, dessen Vorlesungen neben denen von Stolz die Theologen des dritten Kurses vorzugsweise besuchten. Es war dies der weithin bekannte Hofrath Dr. Buß, der uns allgemeines, deutsches und badisches Kirchenrecht dozirte.

Stolz und Buß waren so verschieden von einander wie Olivenöl und Champagner: der eine ebenso ruhig und still, wie der andere brausend und gährend. Buß war ein vielseitigeres Talent als Stolz, aber an Tiefe weit übertroffen von diesem. Aus seinen eigentlichen Vorlesungen war entschieden am wenigsten zu profitiren, weil er viel zu viel „Allotria" trieb und jeden fremden Gedanken, den sein lebhafter Geist ihm dazwischen warf, ergriff und verarbeitete.

Das „Allotria" aber, dem Buß so gerne huldigte, ist in meinen Augen absolut kein Vorwurf für den so bedeutenden Mann. Was er sagte, war geistreich, und wenn es

Digitized by Google

auch nicht zur Vorlesung gehörte, so konnte man gar vieles daraus lernen. Von Kirchenrecht nahm ich blutwenig bei ihm auf, aber das, was er drum und dran hing, ging wegen seiner pikanten Art nicht nutzlos an mir vorüber. Ich wohnte deßhalb den Vorlesungen von Buß stets mit Vergnügen an.

Zehn Jahre später, nachdem ich zu seinen Füßen gesessen, wurde ich mit Professor Buß näher bekannt als Landtagskollege. Ich wohnte und aß mit ihm zusammen während zweier Winter in Karlsruhe, und wir zwei Kinzigthäler hatten über Tisch oder bei gemeinsamen Spaziergängen manch' heitere Stunde im Austausch unserer Gedanken und Einfälle. In Anbetracht meiner langen Gestalt und im Anklang an eine in unserer waldigen Heimath bekannte, nicht sehr höfische Erscheinung nannte er mich stets „den Flözer".

Buß war, wie die meisten hochbegabten Menschen, bis in sein Greisenalter ein kindlich naiver Mensch und dabei, trotz aller schlimmen Lebenserfahrungen, Idealist und Optimist bis zum letzten Athemzug. Wie oft hat er meinen Pessimismus zu bekämpfen gesucht, und wie oft hab' ich den Siebenziger beneidet um seinen nie wankenden Idealismus!

Ich freue mich, von seinen vielen Schülern derjenige zu sein, der Gelegenheit hatte, ihm nach seinem Tode ein kleines Monument in den „Badischen Biographien" zu setzen. Sonst hat man den um die katholische Sache hochverdienten Mann schwer vergessen, ein Loos, das nicht nur den kleinen, sondern auch den meisten großen Todten widerfährt. —

Uebrigens habe ich, trotzdem das Buß'sche Kirchenrecht mir wenig frommte, mit Vorliebe diese Disziplin studirt und in meinem letzten Konviktsjahre alle bekannteren deutschen Kirchenrechtswerke kennen zu lernen gesucht. Am meisten konvenirte mir damals Schulte. Anleitung aber gab mir

Digitized by Google

in dieſer Richtung der erzbiſchöfliche Kanzleidirektor Dr. Maas. Direktor Kübel hatte mich an ihn gewieſen und mich ihm für kirchenrechtliche Studien empfohlen. Maas predigte, wie er mir ſpäter oft ſagte, in jenen Tagen ſchon gegen meinen Egoismus, während ich damals ſchon merkte, daß ich einen grundgeſcheidten Mann vor mir hatte, der mir nicht nur durch ſein Wiſſen imponirte, ſondern mich auch durch ſeinen Sarkasmus anzog.

In der Philologie hörte ich vom Herbſt 1861 bis Auguſt 1862 bei Baumſtark Encyklopädie der Philologie, Literatur der lateiniſchen Poeſie, Tacitus (Dialogus de oratoribus) und Thukydides. Ebenſo machte ich unter des gleichen Profeſſors Leitung die lateiniſchen Arbeiten des philologiſchen Seminars mit. So großartig und ſchön wie Baumſtark den Tacitus zu behandeln verſtund, ebenſo traktirte er auch den Thukydides, ſo daß ich heute noch mit Bewunderung an die beiden klaſſiſchen Hiſtoriker und an ihren Kommentator denke.

Den Profeſſor Bücheler konnte ich nur im letzten Sommerſemeſter noch einmal beſuchen in ſeinen Vorleſungen „über Kunſtgeſchichte der Griechen und Römer“. Der junge Gelehrte gewann auch hier meine ganze Hochachtung.

Was das innere Konviktsleben betrifft, ſo war ich im dritten Jahre verhältnißmäßig am liebſten in der Anſtalt. Ich bekam zur Frühjahrs- und Sommerszeit vom Direktor unumſchränkt freien Ausgang, den ich aber gewiſſenhaft für meine Geſundheit verwendete. Einſam wanderte ich in den erſten Morgenſtunden über den Schloßberg oder an der Dreiſam hinauf gegen das Dörfchen Ebnet. Blaß und angekränkelt von der Wiſſenſchaft, meditirend und philoſophirend pilgerte ich an all jenen Orten vorüber, die ich fünfzehn Jahre zuvor als Freiburger Volksſchüler

Digitized by Google

geringſter Leiſtung hellauf und fröhlich mit dem Schmetterlingsgarn durchzogen hatte.

Repetitor des dritten Kurſes war Joſef Schmitt, ein ernſter, ſeinem Amte vortrefflich gewachſener Prieſter, der übrigens mehr den Reſpekt als die Liebe ſeiner Untergebenen beſaß. In manchen Dingen pedantiſch, predigte er bei jeder Gelegenheit Moral, was jungen Leuten ſelten zuſagt.

Ich habe dem begabten und pflichteifrigen Mann unter dem geſammten Repetitorium am meiſten Sympathie entgegengebracht und erinnere mich noch lebhaft des Eindruckes, den die Nachricht von ſeinem ſchnellen Tod in mir hervorrief. Es war an einem Maimorgen, Anfang der ſiebenziger Jahre, und ich zu Beſuch beim Biſthumsverweſer Kübel, als eines Morgens, während ich noch zu Bette lag, der Diener des Biſchofs zu mir hereintrat und erzählte, man habe den Dompräbendar Schmitt geſtern Abend todt auf der Straße gefunden. Wie der Blitz eine Eiche, ſo plötzlich hatte der Tod den großen, ſtarken Mann niedergeworfen. Auch den Biſchof ergriff dieſer Hingang mächtig. Heute iſt auch er todt und ſein Diener, der gute Konrad.

Was ich in jenen Tagen für ein Schriftſteller geweſen, das beweiſt ein Diktum des eben genannten Repetitors. Wir hatten einſt, ich weiß nicht mehr über was für ein theologiſches Thema, einen Aufſatz zu fertigen und Schmitt ihn zu kritiſiren. Als er nun an den meinigen kam, ſprach er: „Dieſer Aufſatz iſt dem Inhalte nach einer der beſten, aber der Verfaſſer hat einen ſchlechten Styl, ja er kann manchmal nicht einmal orthographiſch ſchreiben.“ Am Ende ſeiner akademiſchen Laufbahn noch nicht orthographiſch ſchreiben können, will denn doch nicht wenig beſagen! Allein in der Volksſchule hatte ich es nicht gelernt und, als ich ins Lyceum kam, die Klaſſen hinter mir, in denen Ortho-

Digitized by Google

graphie dozirt wird, und so schleppte ich meine orthographischen Schnitzer oder wenigstens Reste derselben bis in den dritten theologischen Kurs und noch weiter.

Und erst mein Styl! Wenn je einmal ein Blaustrumpf etwas Vernünftiges gesagt hat, so war es die Frau von Staël mit ihrem geflügelten Worte: „Le style c'est l'homme" — und wenn dies je zutraf, trifft es bei mir zu.

Ich bin in meinem ganzen Wesen hastig, flüchtig und ohne bessere Formen, und so auch mein Styl. Es kann aber jemand ein ganz eleganter Mensch sein und einen ebenso eleganten Styl führen, und doch kommt man weder aus dem Mann noch aus seiner Schreiberei, während ich vielfach nur zu offen und zu ehrlich denke und schreibe. Die Hauptsache an einem Schriftsteller ist, daß man ihn versteht und weiß, was der Mann sagen will. Mich und meinen Styl verstehen aber die Leute meist nur zu gut, ja sie lesen noch mehr aus meinen Büchern heraus, als darin steht.

Es ist etwas Schönes um einen klassischen Styl, allein, „wenn's nicht im Holz liegt, gibt's keine Pfeifen", und so wenig man aus mir einen Hofkavalier, wie er sein soll, machen könnte, ebensowenig wird es mir gelingen, formell schön zu schreiben.

Den Schluß des Konviktslebens bildet der „Concursus pro Seminario", d. i. eine Gesammtprüfung aus allen theologischen Disziplinen. Sie wird jedem Konviktstheologen leicht, der bereits die einzelnen Semestralprüfungen gut bestanden hat. Es fällt deßhalb höchst selten einer in diesem kirchlichen „Staatsexamen" durch, das zu meiner Zeit der milde Generalvikar Buchegger leitete. Frohen Herzens verließ ich Anfang August 1862 das Konvikt, um im November hinaufzuziehen auf den Schwarzwald, ins Priesterseminar für die Diözese Freiburg.

Digitized by Google

Im Seminar.

Es gibt in der katholischen Christenheit jedenfalls nicht viele Weltpriesterseminarien, die für ihren Zweck so geeignet sind wie das Freiburger. Eine stattliche ehemalige Benediktinerabtei auf einsamer Bergeshöhe des Schwarzwaldes dient den Kandidaten des Priesteramtes im letzten Jahre ihrer Vorbereitung als Aufenthalt. „St. Peter" ist ihr Name, Herzoge von Zähringen waren ihre Gründer und Patrone, und ihr letzter Abt ein Kinzigthäler, Ignaz Speckle von Hausach.

In den ersten Novembertagen des Jahres 1862 zog eine lange Reihe von Droschken durch das Schwabenthor in Freiburg und durch die Karthäuserstraße an der Dreisam hinauf dem Schwarzwald zu. Die Wagen waren alle dicht besetzt mit jugendlichen, schwarzen Gestalten, die heiter und lustig in den kühlen Spätherbstmorgen hineinfuhren. Es sind die angehenden 48 Seminaristen und unter ihnen meine lange Wenigkeit.

Im Dorfe Ebnet hält ein oder der andere Wagen nochmals an, weil manche einen „Trunk" thun wollen, eingedenk, daß droben auf der Höhe dem Seminaristen keine Wirthshäuser mehr blühen. Nicht gar weit oberhalb des genannten Dörfchens lenken die Ein- und Zweispänner in ein Seitenthal ein, das direkt nach St. Peter

Digitized by Google

hinaufzieht. Eine zerfallene Ruine, einst Sitz des mächtigen Dynastengeschlechtes derer von „Schnewelin", grüßt von dunklem Waldsaum herab die anfahrenden Klosternovizen.

In finsterer Schlucht, am Fuße des Klosterberges, liegt das tristeste aller Schwarzwalddörfer, Eschbach. Hier wird ausgestiegen, die Freiburger Kutscher werden bezahlt, und zu Fuß gehen die Seminaristen ihrem Ziel entgegen, steil bergan.

Mein Begleiter auf dieser Wanderung, ich erinnere mich noch gar wohl, war mein Kursgenosse Vogt, ein alter Jesuitenzögling. Er hatte diesen Orden nach manchem darin verlebten Jahre verlassen, um Weltpriester zu werden, und besaß, was die Jesuiten, zu ihrem großen Lob sei's gesagt, am ungeformtesten Menschen zuwege bringen, einen gewissen „Schliff" in Form und Redensart. Weil er jeden von uns nach Jesuitenart mit „Carissime" (Theuerster) anredete, bekam er dieses Wort als „Uebername". Mit diesem „Carissime" ging ich den Berg hinauf. Er konnte aber nicht fünf Minuten mit einem von uns reden, ohne daß er ihm irgend einen „Casus" (Fall) aus der Moral zur Entscheidung aufgab, eine Gewohnheit, die er von den Jesuiten mitgebracht haben mochte.

Ich machte mir im Konvikt und namentlich im Seminar oft einen unterhaltenden Spaß daraus, unserm Carissime, der sonst gerne mit mir verkehrte, die unsinnigsten „Fälle" zur Lösung vorzulegen, die er mit allem Ernst aufnahm. Tagelang beschäftigte er sich mit der Lösung, und wenn er dann damit in meine Zelle im Seminar trat und ich ihm satirisch trocken erklärte, solch ein Unsinn käme eigentlich gar nicht vor und ich hätte ihm nur seine üble Ge-

Digitized by Google

wohnheit entleiden wollen, da wurde Freund Cariſſime teufelswild und eilte in tiefſter Entrüſtung von dannen, um andern Tags wieder zu kommen und ſich abermals einen Moralbären aufbinden zu laſſen.

Wenn ich bis heute kein Freund der Kaſuiſten in der Moral bin, ſo iſt ein gut Stück von dieſer Gegnerſchaft auf Rechnung unſeres „Cariſſime“ zu ſetzen, der heute als Pfarrer einer kleinen Schwarzwaldgemeinde fungirt, wo er ſicher wenig Gelegenheit zur „Kaſuiſtik“ hat.

Er war übrigens der beſte und freundlichſte Menſch von der Welt, nur durfte man ſeiner „Kaſuiſtik“ nicht in meiner Art zu nahe kommen.

Mit ihm alſo Caſus beſprechend und deßhalb den Weg doppelt lang findend, gelangte ich nach St. Peter, das man erſt gewahr wird, wenn man vor ſeinem Gebäudekonglomerat angekommen iſt. Ich meine, das erſte Haus ſei die ehemalige Kloſtermühle. Wir trafen vor Mittag ein und wurden in die verſchiedenen Mönchszellen vertheilt. Die meinige lag zu ebener Erde, beim Eingang zum Kloſtergarten und mit Ausſicht auf dieſen und die rieſige Kloſtermauer.

Als ich mich nun allein in dieſem kleinen Gemach befand und mir vorſtellte, wie ich nun faſt ein Jahr lang, abgeſchieden von der Welt, hier leben ſollte, da überfiel mich ein unſägliches Heimweh nach Welt und Menſchen. Laut aufweinend und ſchluchzend legte ich mich auf das Bett und ließ meinem Weh vollen Lauf. Am Nachmittag wiederholte ſich dieſer Anfall, und ich kämpfte lange mit mir, ob ich nicht gleich wieder den Berg hinabgehen und dem Prieſterthum den Rücken kehren wollte. Zeit im Studium hätte ich keine verloren, da ich Philologie auf der Univerſität völlig abſolvirt hatte.

Digitized by Google

Ich war aus innerſter Ueberzeugung und ungezwungenſtem Willen hier heraufgeſtiegen. Woher nun dieſe plötzliche tiefe Verſtimmung? Ich habe ſpäter oft darüber nachgedacht und gefunden, daß jenes Weinen eine Ahnung meiner Seele war von den ſchweren Prüfungen und Kämpfen, die mir ſeitdem widerfahren ſind.

Ich hätte im Anfang nie gedacht, daß ich mich ſo leicht an die klöſterliche Einſamkeit gewöhnen könnte. Es ging von Woche zu Woche beſſer, wozu am meiſten der Umſtand beitrug, daß ich nicht mehr, wie im Konvikt, gemeinſam mit andern wohnen und ſchlafen mußte. Die Ruhe und Abgeſchiedenheit paßte für meine elegiſche Natur, die ſich im Seminar zu entwickeln begann und bis heute die Grundſtimmung meines Innern geblieben iſt. Ich würde mich wohl nie mehr entſchließen können, ins Konvikt zurückzukehren, während mich die Einſamkeit von St. Peter heute noch anzieht.

Praktiſcher als im Konvikt, begannen die „Exerzitien“ nicht gleich am erſten Abend, ſondern erſt, nachdem die Novizen ſich auch etwas im Haus eingewöhnt hatten. Sie wurden in der kleinen Kapelle gehalten, die hinter meiner Zelle lag und in der auch zur Winterszeit der tägliche Frühgottesdienſt ſtattfand. Mir war dieſer enge Raum der unliebſte im ganzen Kloſter. Zum Beten muß ich allein ſein oder in einer Kirche, die Luft, Licht und Platz hat und nicht die Andächtigen, Mann an Mann, „in dumpfer Stube“ zuſammendrängt. Wenn jemand unmittelbar neben mir ſteht, kann ich mit Verſtand weder leſen, noch ſchreiben, noch beten. Drum haben in dieſem Betſaal weder die erſten noch die folgenden Exerzitien großen Eindruck auf mich gemacht, trotzdem der Exerzitienmeiſter, Repetitor Schmitt, Geiſt und Mühe nicht ſparte.

Digitized by Google

Da war die große Klosterkirche von St. Peter, ein herrliches Gottes- und Bethaus, mir ein wahres Labsal für Leib und Seele. Wenn wir in den Chorstühlen längst vergangener Mönche stunden und in dunkler Nacht unser Completorium sangen, da wurde ich voll poetischer Andacht, und wenn an Sonntagen unten im Schiff die ganze Bauerngemeinde von St. Peter kniete und ihre „offene Schuld" im Wälderdeutsch sprach, da rauschte es durch die Kirche und durch meine Seele mit Macht.

Jeden Morgen nach der hl. Messe mußte männiglich auf seiner Zelle eine „Meditation" (Betrachtung) über irgend ein religiöses Thema anstellen. Den Stoff dazu gab ein Buch ab, in welchem die Betrachtungspunkte zugleich angegeben und analysirt waren. Mir wurde jedesmal ordentlich wohl, wenn ich aus der dumpfen, engen Hauskapelle heraus in meine Zelle kam und allein sein konnte mit meinen Gedanken. Die Betrachtungen machten mir innere Freude und Ruhe, welche erhöht wurden durch die tiefe Stille und die Bewegungslosigkeit rings um mich herum.

Ich habe seitdem stets an mir die Beobachtung gemacht, daß zur innern Betrachtung, mag sie nun Religion oder Natur betreffen, vorzugsweise das Fern- und Unbelästigtsein von den Menschen gehört. Wenn ich z. B. in meinem Rebhäuschen am Bodensee saß und über den träumerisch stillen See hinschaute, hinter welchem sich noch stiller und ruhiger die Berge erhoben, oder ganz allein in meiner Dorfkirche kniete, da wurde mein unruhiger Geist innerlich gesammelt, und ich erwachte oft nach langen Augenblicken, als ob ich geschlafen hätte.

Vortrefflich sagt dies ein neuerer Philosoph mit den Worten: „In den ächten Zustand der Kontemplation

Digitized by Google

können uns nur völlig ruhige Gegenstände versetzen. Weil sie keine äußere Bewegung haben, bringen wir sie schon gar nicht in ein Verhältniß zur Zeit. Zugleich werden wir zeitlos, weil die Bewegung unseres Willens ganz aus unserem Bewußtsein geschwunden und wir ganz im ruhigen Objekt versunken sind. Wir leben gleichsam in der Ewigkeit: wir haben durch Täuschung das Bewußtsein absoluter Ruhe und sind unnennbar selig. Werden wir in dieser tiefsten Kontemplation gestört, so erfüllt uns die Bewegung des Willens wieder: wir treten aus der Ewigkeit in die Zeit zurück."

Aus meiner Betrachtung in der stillen Klosterzelle weckten mich jeweils die Hausglocke, welche meine Kommilitonen zur Morgensuppe rief, und der Diener Lorenz, der alsbald nach dem Glockenzeichen zu mir hereintrat und mein Frühstück brachte. Auch im Seminar gab es am Morgen nur eine Mehlsuppe, die ich gerne gegessen hätte, aber nicht ertragen konnte, weßhalb ich mir wieder gegen Extravergütung Milch serviren ließ, die mir im Seminar in die Zelle getragen wurde.

Meine erste „menschliche" Unterhaltung pflog ich in der Regel bei dieser Gelegenheit mit dem Servitore Lorenzo. Dieser, ein kleiner, alter Mann, ganz der Typus eines Schwarzwälder Bauern mit über der Stirne gerade geschnittenen Haaren, verband mit bedeutender geistiger Billigkeit die auch dem dümmsten Schwarzwälder angeborene Schlauheit. Er war somit bei aller anscheinenden Gutmüthigkeit ein Schlaumeier, den ich bald durchschaut hatte und dann mit all' seinen Eigenschaften theils im Spaß theils im Ernst benützte. So kam es, daß er bald lächelnd, bald räsonnirend von dannen ging.

Er hatte auch das Amt eines Weckers und ging am

Digitized by Google

frühen Morgen nach dem Glockenzeichen von Thür zu Thür und rief die Stunde in die Zellen. Damit aber keiner mehr einschlafe, zündete er unter dem lateinischen Gruße „Benedicamus Domino“ — jedem das Licht an. Das Lichtanzünden war mir aber so widerwärtig wie der Eule, der man am Tag eine Fackel in ihr Thurmloch bringt, und so verbot ich ihm jeweils, ein Licht zu machen, da ich es selbst besorgen würde, wenn ich aufstünde. Das war aber eine Kollision seiner Pflichten, die er sonst strenge erfüllte. Wir hatten deßhalb meist schon Disput vor dem Frühstück, und grollend und murmelnd trippelte er meinem Nachbar zu.

Meister Lorenz hatte viele Jahre als Hausirer mit Uhren in England zugebracht und sich dort ein Stück Geld erworben, mit dem er die Waldhütte, in welcher er geboren war, kaufte und, weil ledig, mit armen Verwandten besetzte. Das waren unsere friedlichsten Stunden, wenn der alte Lorenz von England oder seiner Heimath mir erzählte und dann den bösen Geist in mir zur Ruhe brachte.

Trotz meiner vielen Neckereien und Streitereien besaß ich doch des alten Lorenz ganzes Herz, was er mir in guten Stunden oft gestand, und wir schieden in schönster Harmonie, als ich das Seminar verließ. Er ist seit Jahren in die ewige Heimath abgereist.

Bald nach dem Frühstück begannen die Vorlesungen des Regens und der Repetitoren und nahmen in der Regel den ganzen Vormittag in Anspruch. Unser Regens (Direktor), einst ein äußerst lebhafter und enragirter Student, war das Wohlwollen und die Frömmigkeit selbst, von allen Lehrern und Vorgesetzten, die ich in meiner Studienzeit gehabt, ganz entschieden der frömmste. Allein der-

Digitized by Google

artige Naturen eignen ſich nicht leicht zu einem Kommando, und ſo ſtund auch unſer Regens nicht am rechten Platz. Er fühlte es auch, daß er zum Regieren nicht viel tauge, und überließ deßhalb das Regiment getroſt den andern.

Regens Lender war in dieſer Beziehung das gerade Gegentheil von ſeinem Vetter, dem Dekan und Reichsboten Franz Xaver Lender von Sasbach. Der iſt ein geborener „Regens“ und hat nur den Fehler, daß er zu viel leiten und regieren will und ſo ſein Regententalent zerſplittert.

Entſprechend ſeiner Frömmigkeit gab Regens Lender uns Vorleſungen über Ascetik, die mir zum langweiligſten gehörten, was ich bis dahin an Lehren vernommen hatte. Ich vertrieb mir dieſe Langeweile dadurch, daß ich regelmäßig hinter dem Rücken meines Vordermannes lateiniſche oder griechiſche Literatur ſtudirte, was der gute Vorleſer doch endlich merkte und in allem Wohlwollen unterſagte, wiewohl vergeblich.

Faſt zwanzig Jahre ſpäter begegnete ich einmal in Konſtanz dem greiſen Regens, und ſeine erſte Rede war: „Es iſt ſchon lange her, daß Sie während meiner Vorleſungen über Ascetik Literatur ſtudirten.“ Ich freute mich über das merkwürdige Gedächtniß des ſonſt keineswegs mehr geiſtig friſchen Mannes.

Ich muß mich und mein Verhalten der chriſtlichen Ascetik gegenüber doch etwas entſchuldigen, da gewiſſe fromme Leute zur Meinung kommen könnten, unſereiner müſſe ſchon im Seminar ein halber Ketzer geweſen ſein, und es ſei deßhalb kein Wunder, daß ich ſpäter noch in vielen Dingen anderer Anſicht wurde als frömmere Leute meines Standes.

Meine Anſicht über Asceſe iſt die folgende: Es gibt

Digitized by Google

für den Menschen nichts Wichtigeres als diese Disziplin, welche absolut nichts anderes ist als das, was einer der größten philosophischen Denker des 19. Jahrhunderts „die Verneinung des Willens zum Leben" genannt hat. Die einzig wahrhaft glücklichen Menschen sind, nicht bloß nach der Lehre des Christenthums, sondern auch nach den Resultaten vernünftiger Philosophie, die Asceten. Und es ist ein gewaltiges Zeugniß für die Wahrheit der christlichen Moral, daß die Philosophie in ihren denkendsten Vertretern sie vollauf bestätigt. „Aus der Verneinung des Willens zum Leben fließen alle Tugenden, welche die christliche Asceſe uns empfiehlt, und je mehr der Mensch sich von der Welt, ihren Genüssen und Gütern emanzipirt, im gleichen Maße wächst seine innere Ruhe und seine Seligkeit hienieden schon" — sagt Schopenhauer.

„Der, in welchem die Verneinung des Willens zum Leben aufgegangen, ist, so arm, freudlos und voll Entbehrungen sein Zustand, von außen gesehen, auch ist, voll innerer Freudigkeit und wahrer Himmelsruhe. Es ist nicht der unruhige Lebensdrang, die jubelnde Freude, welche heftiges Leiden zur vorhergegangenen oder nachfolgenden Bedingung hat, wie sie den Wandel des lebenslustigen Menschen ausmachen; sondern es ist unerschütterlicher Friede, eine tiefe Ruhe und innige Heiterkeit, ein Zustand, zu dem wir nicht ohne die größte Sehnsucht blicken können .... jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene unerschütterliche Zuversicht, deren bloßer Abglanz im Antlitz wie ihn Rafael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes, sicheres Evangelium ist." — So schreibt der gleiche Philosoph.

Darum waren jene Heiligen die größten und glück-

Digitized by Google

lichsten, welche sich gänzlich von der Welt zurückzogen, und dahin gehören in erster Reihe die „Väter der Wüste". Dieser Männer Willenskraft hat mir von allen menschlichen Thaten am meisten Bewunderung abgezwungen.

Und gerade die „pessimistische" Weltanschauung des Christenthums, die besonders in den Worten des göttlichen Heilands liegt: „Wer sein Leben liebt, der wird es verlieren, und wer es haßt, der wird es gewinnen" — die hat in den ersten drei Jahrhunderten der Lehre Jesu Christi die meisten und größten Bekenner zugeführt.

Die Menschheit war von Civilisation, Kultur und Weltgenuß und dem damit verbundenen Elend übersatt und erkannte all' deren Leere und Erbärmlichkeit. Deßhalb war ihr das Christenthum mit „seiner Verneinung des Willens zum Leben" ein wahres Labsal. Aber gerade aus diesem Grunde wird das Christenthum, abgesehen von seiner göttlichen Stiftung, in der Menschheit nicht untergehen, weil es allein von allen Religionen den innersten Bedürfnissen des gequälten Menschen zu Hilfe kommt durch „das Kreuz" und die Asceſe.

Aber, und hierin soll die Entschuldigung liegen für mein Verhalten den ascetischen Vorlesungen gegenüber, „die Verneinung des Willens zum Leben", d. h. die Asceſe, kann man keinen Menschen lehren in der Zeit, da er mit seinem ganzen Willen das Leben bejaht, voll irdischer Ideale in seine Zukunft blickt und, um gewöhnlich zu reden, den Himmel und die Erde „voller Baßgeigen" sieht. Da werden ihm jene Lehren ebensowenig einleuchten als dem armen Sozialdemokraten, dem ich vorreden will, er möge sich doch nicht nach den Kapitalien seines Fabrikherrn sehnen; denn er sei, auch wenn er dessen Geldsack besitze, doch nicht glücklich.

Digitized by Google

Die besten Vorlesungen über Asceſe gibt dem denkenden Menſchen mit der Zeit das Leben von ſelbſt. Es ſchreibt ihm die ganze Erbärmlichkeit und das ganze Elend dieſer Welt unter Donner und Blitz in die Seele hinein und macht ihn entweder zu einem guten Chriſten oder wenigſtens zu einem vernünftigen Peſſimiſten.

In meinen Augen iſt daher Asceſe nur Leben und nicht Wiſſenſchaft. Sie muß gelebt und geübt, aber nicht ſchwarz auf weiß niedergeſchrieben und memorirt werden; deßhalb ward mir die Ascetik unſeres braven Regens ſo zuwider.

Die zweite Perſönlichkeit, dem Range nach, bildete der Subregens Knittel, dem Regens an Menſchenfreundlichkeit und innerſter Seelenruhe nahe ſtehend, aber wie dieſer zum Herrſchen nicht geboren. Auch ſein Titel Subregens war ein lucus a non lucendo. Er gab uns ſo trocken, wie er ſelber war, den ſogenannten „Eheunterricht“ und leitete unſere Einübung in den Ritus. Dieſe letztere Funktion machte ihn mir zum liebſten und unterhaltendſten Lehrer im Seminar. In der „Rituskapelle“ Meſſe leſen, taufen und all' die ſchönen Zeremonien der katholiſchen Kirche bei Ausſpendung der Sakramente kennen zu lernen, daran hatte ich eine kindliche Freude. Manchmal ging ich allein mit meinem alten Schulfreunde Karl Bunkofer, der ein feiner Ritualiſt war, in die Kapelle und machte mit ihm alle dem Prieſter für ſeine Funktionen nöthigen Uebungen durch — vom „Hochamt“ bis zur Taufe des hölzernen Kindes, das als Lehrmaterial vorhanden war.

Der Subregens paßte ſonſt vortrefflich als Rituslnſtruktor; denn er celebrirte ſchön und ſang noch ſchöner, ſo daß er in dieſer Hinſicht mit gutem Beiſpiel voranging.

Der eigentliche, geiſtige Regens im Seminar war der ſchon genannte Repetitor Schmitt, ein junger Prieſter,

Digitized by Google

der an Talent und Wissen die erste Stelle einnahm, und welchen seine zwei bescheidenen Vormänner gerne als Spiritus Rector zuließen.

Mit diesem Herrn, den ich übrigens später als ebenso bescheiden wie liebenswürdig kennen lernte, kam ich am wenigsten aus. Er führte mir sein Regiment zu kleinlich und zu polizeidienermäßig. Seine Gewohnheit, Abends an den Thüren zu klopfen, wo er noch Licht sah, und den Zellenbewohner zum Bettgehen zu mahnen, machte mir diesen Herrn förmlich verhaßt, und wir tauschten bisweilen ziemlich heftige Redensarten gegen einander aus. Seine Vorlesungen über Dogmatik gefielen mir damals gar wohl, wären mir heute aber nicht mehr genügend.

Der vierte und letzte unserer Vorgesetzten gehörte der Filiale unserer Diözese, dem preußischen Ländchen Hohenzollern an. Repetitor Maier, ein ganz jugendlicher, freundlicher Herr, las über Moral nach den sehr praktischen „Heften" des ehemaligen Regens Kössing. Er verwaltete zugleich das Amt des Bibliothekars und besorgte uns auf antiquarischem Wege alle möglichen theologischen Bücher. Zum Buchhandel war der Mann wie geschaffen und das Antiquariat seine Passion. Ganze Wagenladungen alter Bücher ließ er den Berg heraufführen, und ich bin fest überzeugt, daß er während seines Aufenthaltes in St. Peter mehr Bücher abgesetzt hat, als in seiner ganzen heimathlichen Provinz Hohenzollern vorhanden sind.

Auch mit diesem sonst so gefälligen Repetitor stund ich nicht auf dem besten Fuß. Der Grund davon lag in meinem starken „Freiheitsgefühl". Was mir das Seminarleben allein öfters entleidete, war der Mangel an hinreichender Bewegung im Freien, die Klausur. Ohne mensch-

Digitized by Google

lichen Umgang kann ich leicht leben, und je einsamer die Gegend, um so lieber ist sie mir, allein „eingesperrt“ sein und nicht frei wandeln können in Feld und Flur, das widersteht meiner Seele über alle Maßen. Und was ich an der Seminarerziehung in St. Peter auszusetzen habe, betrifft vorzugsweise diesen einen Punkt.

Ehemals befand sich das Priesterseminar der Diözese in Meersburg am Bodensee und später in Freiburg, also mitten in der Welt und unter den Menschen, wo eine gewisse Klausur gewiß zu billigen ist. Aber wenn ein Seminar, wie das zu St. Peter, auf einer Einöde des Schwarzwaldes liegt, wo kaum jede halbe Stunde eine Bauernhütte sichtbar wird, da könnte man den Kandidaten für das Weltpriesterthum tagtäglich freien Wandel lassen in Berg und Wald. Statt dessen wurden wir wöchentlich zweimal gemeinschaftlich spazieren geführt wie die Unmündigen und Säuglinge in einer Kleinkinderbewahranstalt. War aber an einem der Ausgehtage Regenwetter, so fiel es unserem Regens und seinen Gefährten nicht ein, an einem andern Tag uns an die Luft zu lassen. Dem letzteren Mißstand half ich, nach manchem Auftritt mit den Vorgesetzten, wenigstens für die Seminaristen von 1862/63, ab.

Außerdem, und dies brachte mich in Differenzen mit dem kleinen Repetitor aus Sigmaringen, der uns meist auf den Spaziergängen begleitete, dehnte man unsere Exkurse möglichst wenig aus. Der kleine Mann war kein Freund von größeren Touren und führte uns, wenn immer thunlich, im Rayon einer ordentlichen Gänseweide herum. Ich stieg ihm deßhalb öfters aufs Zimmer und beschwerte mich. Je kürzer die Spaziergänge ausfielen, um so länger ward mein Zorn über unsere Spazier-Amme.

Digitized by Google

Ich kann es mit absoluter Sicherheit voraussagen, daß ich im Kirchenregiment unserer Diözese nie ein Amt bekleiden werde. Wenn dies aber der Fall wäre, so würde ich vor allem dafür plaidiren, daß die St. Petriner mehr an die Luft kämen; dann würden unsere Neupriester nicht bleich, wie Gebeine aus der Sandwüste, vom Berge herabkommen, und mancher, auf strengen Posten versetzt, nicht so schnell dahinwelken.

Wie oft hab' ich von irgend einem Fenster des zweiten Stockwerkes aus meine Blicke sehnsüchtig hinaus gerichtet nach Berg und Wald und die Bauern beneidet, die von St. Märgen her bergab wanderten oder auf ihren Feldern arbeiteten, beneidet um der Freiheit willen! Ja selbst das Wasser des Klosterbrunnens, das vor unserem Speisesaal plätscherte, hab' ich manchmal mit Neid betrachtet und seinen lustigen Weg durch Wiese und Flur im Geiste verfolgt und es ihm mißgönnt, daß es nach kurzem Lauf durch unsere Klausur wieder forteilen durfte, hinaus in Gottes freie Natur.

Ich könnte mich heute noch unschwer entschließen, in wilder Einöde als freier Einsiedler zu leben, aber Klosterzwang wäre mir eine furchtbare Last. Nur der schöne Orden der Karthäuser mit seinem vollen Einzelleben oder der bettelnde Kapuziner könnten mir's, wenn Noth an den Mann käme, anthun.

Wir hatten zwar einen großen Klostergarten zur beliebigen Benützung in kollegfreien Stunden, allein den umzog eine so langweilige Riesenmauer, daß ich mich in ihm nur erging wie in einem nothwendigen Uebel.

Ob meines vielfachen Räsonnirens wegen mangelhafter Bewegung im Freien war ich bald beim ganzen Kollegium unserer Vorgesetzten mißliebig geworden. Dazu

Digitized by Google

kam noch meine übrige Unbotmäßigkeit, die sich in einem Falle besonders eklatant erwies. Ich litt im Winter 1862 fast beständig an Zahnweh infolge einer Fistel. Als mein Leiden anfing, sehr schmerzhaft zu werden, verlangte ich nach dem nächsten besten Arzt.

Nun saß draußen vor dem Kloster der Doktor Blas, seit Jahren hier oben unter den Waldbauern thätig. Aber es ging ihm wie mir selber, er war bei der Seminargeistlichkeit nicht beliebt, weil er, abermals wie unsereiner, nicht schweigen konnte und bisweilen mehr redete, als gut befunden wurde. Man rief ihn deßhalb nur in den allerdringendsten Fällen zu Hilfe und hatte als eigentlichen Seminararzt den Physikus v. Wänker in Freiburg bestellt, der auch ungerufen von Zeit zu Zeit kam, um sich nach dem Gesundheitszustand der Kandidaten zu erkundigen.

Ich hatte nun keine Lust, in meinen Schmerzen zu warten, bis der Physikus gekommen wäre, und verlangte den Doktor Blas. Meister Lorenz weigerte sich aus ihm wohlbekannten Gründen, den Mißliebigen zu rufen, worauf ich ihm voll Zorn und Energie sagte, „er möge dem Regens melden, wenn in einer Stunde der Betreffende nicht gerufen sei, würde ich sofort das Seminar verlassen, mich draußen im Wirthshaus niederlassen bis zur Genesung und dann auf Nimmerwiedersehen den Berg hinabsteigen".

Scheu, als ob ich im Begriff stände, ein Verbrechen zu verüben, eilte mein Schwarzwälder von dannen, und nach einer halben Stunde trat der Arzt in meine Zelle. Es hatten sich zwei gerne „räsonnirende" Seelen gefunden, und der Doktor und ich waren bald „gut Freund". Er besuchte mich von jetzt an nach Belieben, und manche Stunde hat der gescheidte, mit widrigen Schicksalen aller Art kämpfende Mann, der heute, 1902, noch lebt, mir verkürzt.

Digitized by Google

In der Einsamkeit des Klosterlebens kommt man auf allerlei Dinge, die einem im Weltleben sonst nicht mehr begegnen würden. So kam auch mir in der Winterszeit, da ich eines Tages an meinem Fenster stund und in den öden, schneebedeckten Garten hinausschaute, die Erinnerung an das Meisenfangen der Knabenzeit. Der Gedanke wurde alsbald zur That. Ich machte mir einen Meisenschlag, fing eine Meise und setzte sie zwischen Fenster und Vorfenster meiner Zelle.

Das muntere Thierchen hat mir den ganzen langen Winter über manch' heitern Augenblick verschafft und bekam dafür im Frühjahr seine Freiheit, die es in der ersten Zeit dankbar in meiner Nähe verbrachte.

Sonst hatte ich wenig Unterhaltung, der Doktor und mein Vogel waren die Hauptrepräsentanten derselben. In den freien Stunden, welche meine Kommilitonen in der Rauchhütte im Garten oder auf der Kegelbahn verbrachten, lag ich meinen philologischen Studien ob; denn ich hatte dem Direktor Kübel versprochen, gleich nach Beendigung des Seminars das Staatsexamen machen zu wollen.

Am Sonntag und einmal in der Woche gab es zur Rekreation eine Flasche Bier auf eigene Kosten. Lieferant war ein Bierwirth draußen vor dem Kloster, welcher an Sonntagen den Bauern nach dem Kirchgang aufwartete; der betreffende Gerstensaft aber war ein Getränk, das eher einer Mixtur für einen Vierfüßler gleichsah als einem Bier. Und doch ward's vertilgt, als wär's Nektar!

Wie oft hatte ich meine trübe Flasche in einer Fensternische des hintern Klosterganges bei der Bibliothek stehen, ging studirend auf und ab und trank von Zeit zu Zeit vom „Trunk der Labe"!

Täglich wandelte ich auf diesem düstern Gang einsam

Digitized by Google

und allein hin und her, an den Bildern vergangener Aebte des Klosters vorüber, Horaz, Tacitus, Cicero, Thukydides oder Sophokles lesend. Und wenn dann bisweilen der Regens oder ein Repetitor meine Halle durchkreuzte, schauten sie mit mißtrauischen Blicken den Heidenjüngling an. Und sie mochten nicht unrecht thun; denn in ein Priesterseminar paßte mein Studium allerdings nicht. Doch vertiefte ich mich gar oft, mitten aus meinen klassischen Studien heraus, ins tiefste Christenthum.

Von meinem Gang aus führte eine kleine Treppe auf die Empore der Klosterkirche, und dahin begab ich mich oft, um eine Anbetung des allerheiligsten Sakramentes vorzunehmen. Die tiefe Stille in dem weiten, menschenleeren Gotteshaus muthete mich jeweils ungemein an, und es gehören jene Augenblicke zu den friedlichsten meines unruhigen Lebens.

Durch mein unsinniges Studiren, von dem ich mir selten eine Erholung gönnte, wurde mein Nervensystem so aufgeregt, daß ich am Abend keinen Schlaf finden konnte und mich in der gleichen Lage befand wie vor Jahren in Rastatt, da Tabak und Cigarren die gleiche Wirkung hervorgebracht hatten. Vergeblich verschrieb mir der Doktor kleine Dosen von Opium, statt mir das Studiren zu verbieten, und die ganze Seminarzeit hindurch blieb dieser elende Zustand, dem ich später allein durch Genuß von Bier entgegenwirken konnte.

Das hat man von dieser verfluchten Wissenschaft, daß sie einen physisch ruinirt, gegen das Elend dieser Welt aber nichts und für die Ewigkeit gar nichts nützt. Ich habe vor kurzem die Schrift eines englischen Spiritisten gelesen, dem ein „Geist Samuel“ folgendes höchst Vernünftige geoffenbart hat: „Das, was wir moderne Bildung

Digitized by Google

nennen und was den Stolz von Millionen ausmacht, ist im allgemeinen die unglücklichste Art von Vorbereitung für das künftige Leben, und wir können uns in jeder Hinsicht füglich das Bedauern über die sogenannten uncivilisirten Völker durchaus ersparen. Die ganze heutige Jagd nach Wissenschaft, nach Glücksgütern und nach einer Stellung im sozialen Leben, das egoistische Streberthum und die hundertfältige Nahrung, welche den Dünkel und den Wahn großziehen von der Schule bis zum Grabe — kurz das ganze moderne Weltleben ist genau das Gegentheil von dem, was die Geisterwelt dereinst von uns verlangen wird."

Im Frühjahr 1863 kam der greise Erzbischof v. Vicari den Berg herauf, um uns die Diakonatsweihe zu ertheilen. Wir alle hatten uns den ganzen Winter über darnach gesehnt; denn mit der Uebernahme dieser Weihe durften wir in der Kirche den Bauern von St. Peter predigen und im „Amt" an Sonn- und Feiertagen dem celebrirenden Priester diakoniren.

Es kamen jeweils zwei an die Reihe zum Predigen, der eine in der Frühmesse zur „Homilie" und der andere im Hauptgottesdienst zur „Predigt". Mich traf am Dreifaltigkeitssonntag die Frührede, welche ich ehrlich und redlich aus des alten Hirschers „Betrachtungen" abgeschrieben hatte. Nach der Frühmesse kamen einige Kollegen und baten mich, ihnen doch meinen Sermon zum Abschreiben zu geben, da er so schön gewesen sei. Ich wies sie aber alle auf meine Quelle hin, in deren Besitz sie meist schon waren.

Einzelne wurden darob irre an mir und meinten, von mir hätten sie erwartet, daß ich meine erste Predigt selbst fertigen und mich schämen würde, buchstäblich ab-

Digitized by Google

zuſchreiben. Ich kannte kein Schamgefühl darüber, weil ich jede gute Predigt, damals ſchon, für ein Gemeingut der katholiſchen Kirche hielt. Leider werden aber derartige Gemeingüter immer ſeltener, und ſo habe ich es ſchon längſt verlernt, Predigten abzuſchreiben, die der Druckerſchwärze nicht werth ſind.

Am meiſten an Belehrung und Unterhaltung zugleich profitirten die Bauern von St. Peter, da ſie von Oſtern bis zum Auguſt jeden Sonn- und Feiertag zwei andere, möglichſt gut vorbereitete Prediger hörten. Doch kamen die guten Leute bisweilen auch in Verlegenheit, wenn ſie ſo einen armen Kandidaten auf der Kanzel ſahen, der zitternd und bleich mit Angſt und Gedächtnißſchwäche zu kämpfen hatte. —

Es kam der Sommer, und der erſt kleidet die Höhen des Schwarzwaldes in das Grün des Frühlings. Aber je bunter die Matten wurden und je friſcher die Tannenwälder, um ſo mehr wuchs meine Sehnſucht nach der freien Natur. Wenn hie und da ein größerer Ausflug genehmigt wurde, ſo freute ich mich wie ein Kind, das man nach langer Krankheit zum erſten Mal wieder aus der dumpfen Stube in die warme Sonne hinausführt. Auf den Lindenberg, an den Fall des Zweribaches oder an die Grenzen des Glotterthales gingen in der Regel dieſe weiteren Spaziergänge, von denen ich jeweils nur ungern in die kalten, feuchten Kloſterräume zurückkehrte.

Eine der glänzendſten Erinnerungen an die Seminarzeit iſt mir das Peter- und Paulsfeſt geblieben. Von allen Bergen und Wäldern herab und tief herauf von den Thälern zogen da die Landleute unſerem Kloſter zu. In prächtigem Sonnenſchein ward im Angeſicht des Feldbergs eine Prozeſſion gehalten. Ich habe in meinem

Digitized by Google

Leben nie wieder so viele fromme, von gläubiger Freude strahlende Menschen gesehen, wie auf der einsamen Höhe von St. Peter an jenem Tage. Ich glaube, wenn ich ein großer Maler wäre und müßte die Freuden der Seligkeit menschlich darstellen, ich würde meinen Stoff aus der Erinnerung an jenen Festtag der Schwarzwälder nehmen.

Die Tage der Priesterweihe und der nächsten Vorbereitung darauf kamen immer näher. Ich kann die Gefühle, welche den jungen Theologen in dieser Zeit erfüllen, nicht anders bezeichnen denn genau als dieselben, von denen das Erstkommunion-Kind beseelt ist. Mir wenigstens ging es so. Und wie in jenen Kindestagen das, was mit der Erstkommunion verbunden war, die neuen Kleider, der Seidenhut, die Schulentlassung, mich viele Wochen vorher beschäftigten und erfreuten, gerade so bei der Priesterweihe.

Die „Primizbilder", die „erste heilige Messe", die verschiedenen zu erwartenden Geschenke an priesterlichen Gewändern, das Ende des Klosterlebens — das alles zog wie Sonnenschein durch meine wieder durchaus kindlich gewordene Seele. Tage und Stunden wurden gezählt wie ehedem vor dem weißen Sonntag, und Briefe nach allen Richtungen geschrieben, voll des zukünftigen Glückes. Mutter und Großmutter ließen es sich nicht nehmen, die Reise nach St. Peter zu machen, obwohl die letztere eine Siebenzigerin war. Sie wohnten der Priesterweihe an, aber sprechen durfte ich sie an diesem Tage nicht. Wir trafen uns erst am andern Morgen, an dem ich frei wurde, in Freiburg.

Wie unendlich selig und voll von Hoffnungen und Idealen verließ ich das Seminar und eilte den Berg hinunter, als ging's dem Himmel zu aus dem Fegfeuer!

Digitized by Google

Gerade wie in der Kindeszeit! Mit welcher Herzensfrische und welchem Jubel verläßt die Weißen-Sonntags-Jugend Schule und Kindheit und hüpft mit offenen Armen der Welt zu, um nach wenigen Jahren, enttäuscht, all' ihre Bitterkeiten und Kämpfe zu erfahren. So ist die Welt! Wunderbar schön sagt ein persischer Dichter:

Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber, es ist nichts;
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber, es ist nichts.
Vorüber geh'n die Schmerzen und die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber, sie ist nichts.

Ich war so voll freudiger Gefühle, daß ich heute nicht mehr weiß, wie und auf welchem Wege ich von Freiburg mit Mutter und Großmutter heimkam ins Kinzigthal.

Am folgenden Sonntag, den 9. August, sollte ich meine erste heilige Messe in der Pfarrkirche zu Haslach feiern. Wenn ich je wieder auf die Welt käme und zum Priesterthum, so würde ich ganz gewiß nie mehr meine „Primiz" öffentlich und in der Heimath abhalten. Denn eine solche Feier ist mit so vielen Aeußerlichkeiten verbunden, daß ein junger Mensch am Tag selbst nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht. Man ist ein wahres Schlachtopfer der Freude seiner Verwandten und des eigenen Hochgefühls seiner neuen Würde. Wenn ich an jene Tage zurückdenke, so fühle ich am besten, wie kindlich und kindisch eigentlich noch ein Mensch von 25 Jahren ist, selbst wenn er zwölf Jahre studirt hat.

Und wenn ich mir die verschiedenen Scenen vor und am Tage der Primiz vorstelle, so zuckt es durch meine schwachen Nerven, als fürchteten sie sich, nochmals solche Aufregungen mitmachen zu müssen.

Digitized by Google

Am Abend meiner Heimkunft erschien Lambert, der Schmied, mit der Haslacher Stadtmusik und brachte dem Neupriester ein Ständchen. Dieser zeigte sich auf der steinernen Haustreppe und hielt seine erste „Standrede", von deren Inhalt der alte Pfarrer aber heute keine Silbe mehr weiß. Nur so viel klingt noch in meiner Seele wieder, daß der blasse, lange Neupriester schrecklich gerührt war von dieser Huldigung seiner „lieben Mitbürger".

Heute würde ich die Flucht ergreifen, wenn ich eine solche Ovation entgegennehmen müßte.

Ich kann übrigens nur dankbar der vielen Anstrengungen gedenken, welche die guten Haslacher damals machten, um meinen Festtag möglichst glänzend zu gestalten. Derselbe war für das Städtchen, was die Menschenmenge betrifft, ein doppelter und dreifacher Jahrmarkt. Es hatte schon fast dreißig Jahre lang keine „Primiz" mehr hier stattgefunden, und beim Landvolk des Kinzigthales gilt noch der alte Spruch: „Um zu einer ersten heiligen Messe zu kommen, soll man ein Paar Schuhsohlen durchlaufen", daher die große Volksmenge.

Unter dieser befanden sich natürlich alle jungen und alten Bauersleute, die seit den Tagen meiner Kindheit im väterlichen Hause Einkehr gehalten, und die heute alle mir die Hand schütteln wollten. Das Vaterhaus konnte die Gäste nicht alle aufnehmen, und noch zwei Nachbarhäuser wurden mit solchen gefüllt.

Ich kam halbtodt aus der Kirche, wo mein alter Dekan mir assistirt und mein Freund, Kooperator Kärcher aus Freiburg, jetzt Stadtpfarrer in Endingen, gepredigt hatte. Ich lag einige Stunden auf dem Zimmer meines Freundes, des Doktors, unter seiner Obhut und Pflege, bis es mir möglich war, an dem Festmahl theilzunehmen,

Digitized by Google

deſſen Ehrengäſte die ſämmtlichen Mitglieder „der Polyhymnia“ bildeten. Lambert, der Schmied, aber muſizirte mit ſeiner Kapelle bis in die Nacht hinein.

Es war ein ſchöner Tag, aber mitmachen möchte ich ihn, wie ſchon geſagt, nicht mehr. Da haben jene meiner Mitbrüder, die in der Stille von St. Peter ihre erſte heilige Meſſe feierten, viel vernünftiger gehandelt. Doch, es muß auch öffentliche Primizen geben um des Volkes willen, das mit Recht im Neuprieſter ein Ideal ſieht, und darum ſorgt der liebe Gott dafür, daß es auch Neuprieſter gibt, welche öffentlich primiziren. —

Die folgenden Tage, da ich die Kapellen meiner Kindheit bei der Mühle droben und am Kloſterbach als Prieſter beſuchte, wurden mir weit lieblicher in der That und in der Erinnerung. Auch eine Predigt hielt ich einmal in der Vaterſtadt — und dann kehrte ich wieder nach Freiburg zurück; denn eine neue Sorge beſchäftigte jetzt vollauf den Neuprieſter: das Staatsexamen.

Digitized by Google

Das Staatsexamen.

Direktor Kübel hatte mich eingeladen, als sein Gast nach Freiburg zu kommen, um dort, der verschiedenen Hilfsmittel halber, mich auf das im Spätherbst stattfindende philologische Examen endgiltig vorzubereiten. Es gehören die Wochen, welche ich von jetzt ab bis zum Dezember im Konvikt zubrachte, mit zu den angenehmsten Erinnerungen meines ganzen Lebens.

Gewöhnlich ist die nächste und letzte Vorbereitung auf das Staatsexamen die unbehaglichste und mühevollste Zeit im Dasein des Studenten; allein mir wurde sie in dem vorher so verhaßten Konvikt überaus leicht und heiter.

Ich lebte jetzt nicht mehr als Zögling in dem geistlichen Hause, sondern als Freiherr. Mein Quartier hatte ich im „Gastzimmer" des Direktors aufgeschlagen, und weil in den ersten Wochen noch keine Theologen da waren, der Ferien wegen, so ward ich in den Gängen und im Garten von niemand gestört bei meinem Studium. Diesem wurde jedoch in der Regel nur der Morgen geweiht und einige Abendstunden vor dem Nachtessen. Am Nachmittag schloß ich mich bald diesem, bald jenem Kooperator oder Beneficiat des Münsters an und machte mit ihnen Ausflüge in die nächste Umgebung der Stadt.

Besonders vielen Umgang und Ausgang aber pflegte ich mit meinem ehemaligen Repetitor des zweiten Kurses,

Digitized by Google

Ehrat, den ich, als er mein Vorgesetzter war, nicht besonders ästimirte, jetzt aber bald als einen feingeistigen Mann schätzen lernte. Wir durchstreiften weithin an Nachmittagen die Dörfer um Freiburg. Auch in seine Heimath, Waltershofen, wanderten wir eines Tages, und ich erinnere mich lebhaft der Freude, welche seine Verwandten, darunter der Vater, hatten, als wir in das kleine Bauernhaus eintraten. Wir besuchten auch den Pfarrer des Orts, einen steinalten Mann, der ehedem im Kinzigthale, in Hausach, pastorirt hatte. Er erzählte mir manches über die Heimath aus Zeiten, da ich noch nicht unter den Lebenden war, und ich schaute an dem greisen Priester hinauf wie an einem Propheten.

Auf dem Rückweg gingen wir in der Nähe eines Waldes vorüber und hatten vor uns die Berge des Schwarzwaldes; da erfaßte mich eine namenlose Melancholie, die mich fortan lange Zeit nicht mehr verließ. Sie entsprang offenbar meinen durch die Jahr und Tag hindurch ruhelos fortgesetzte, geistige Thätigkeit verstimmten Nerven, und Berg und Wald hatten am stillen Abend diese Mißstimmung in mir plötzlich wachgerufen.

Wie ein Funke lange unter der Asche glimmt, bis der Windhauch kommt, welcher ihn zum Flammen bringt, so ging es mir auf dem Wege von Waltershofen nach Freiburg. Und merkwürdiger Weise kehrte die gleiche Stimmung jeden Abend um dieselbe Zeit wieder, wie ein Fieber. Ich bin mir jenes Anfalles noch so sehr bewußt, daß ich auch noch genau weiß, wie wir an jenem Abend in einem Wirthshaus in Umkirch einen Bürger aus Freiburg trafen, der uns einlud, mit ihm in die Stadt zurückzufahren, und wie ich stumm und still im Wagen fortbrütete an meiner Melancholie.

Dieses trübselige Nervenspiel konnte mir aber jene

Digitized by Google

schönen Tage im Konvikt nur für ein oder die andere Stunde verbittern, die übrigen Stunden verliefen um so heiterer, namentlich auch diejenigen, welche auf die Abendtrübung folgten.

Nach dem Nachtessen kamen regelmäßig einzelne geistliche und weltliche Herren ins Konvikt, um mit uns ihr Bier zu trinken und sich zu unterhalten. Diese Stunden waren mir noch angenehmer als die auswärts verbrachten. Ich lernte da manch' geistreichen oder liebenswürdigen Mann kennen, wie z. B. den Baurath Bader, den Domkapitular Weickum, den ebenso kindlich frommen als christlich heitern damaligen Domprädendar Boulanger. Auch Professor Alzog kam zuweilen, ebenso der unverwüstliche, derbgeistige Registrator Hägele. Ich bin all diesen Männern, sowie dem Direktor und den Repetitoren jener Tage zu Dank verpflichtet, theils wegen der Belehrung, die ich aus ihren Gesprächen schöpfte, theils wegen der großen Freundlichkeit, mit der sie mir jungem Menschen entgegenkamen, den sie ganz „al pari" behandelten.

Die komische Seite der Unterhaltung fiel meist mir und dem Repetitor Ehrat zu, die wir beide den ernsten Dr. Braun, meinen Liebling aus der Zeit des ersten Kurses, oft in die bizarrsten Aufregungen versetzten, indem wir dem leichtgläubigen, fern der Welt stehenden Manne die dicksten Bären aufbanden.

Hie und da brachte ich auch einen Abend in der musikalischen Familie Schweitzer zu. Hier versammelte sich um den bekannten Domkapellmeister und Komponisten Schweitzer und um seine musikalischen Brüder die jüngere Klerisei, lauschte den Konzerten der Virtuosen und trank Bier dazu. Mein Rastatter Zimmerkollege Beckert, als Kooperator am Münster, war jeweils auch dabei, und wir beide wurden

Digitized by Google

hier manchmal nach alter Rastatter Art lustig. Bald nachher gehörte er zu den Todten.

Einmal machte ich mit dem Domkapitular Weickum einen Ausflug nach der Ruine Limburg am Rhein. Die Katholiken Freiburgs hatten damals die eigene Idee, dem Kronprinzen von Oesterreich diese zerfallene Burg, auf der Rudolf von Habsburg das Licht der Welt erblickt haben soll, zum Geschenke zu kaufen. Schon zu jener Zeit wollte mir der Gedanke nicht einleuchten, einem Fürstensohn ein Präsent zu machen, und ich stritt mit dem patriotischen Domherrn lange über diese Hyperloyalität und meinte, wenn die heutigen Habsburger sich nichts kümmerten um ihre Stammburg, so hätten wir andere Sterbliche noch viel weniger Grund, dem reichen Hause Oesterreich damit ein „Douceur" zu thun.

Ich weiß nicht, ob je ein Prinz dieser Dynastie auf den Ruinen der Limburg gestanden ist; wenn es aber der Fall wäre, so müßten die jetzigen Nachkommen Rudolfs von Habsburg die poesieloseſten Menschen der Welt sein, wenn sie nicht empfunden hätten, daß ihr Ahne auf einem herrlichen Stück Erde zur Welt kam. Ich glaube aber, es war noch keiner dort, sonst hätten sie die Burgruine gewiß gekauft. Heute würden sich kaum mehr solche Freunde Oesterreichs in Freiburg finden, wie ehedem, da ich mit dem Vertreter jener Patrioten hinausfuhr an den Rhein.

So theilte ich meine Zeit zwischen Studium und Unterhaltung. Die letztere aber nahm bisweilen den Löwenantheil des Tages in Anspruch, so daß der Direktor manchmal Bedenken äußerte, ob ich im Examen auch bestehen würde. Es kam infolge davon zu einer Wette zwischen uns beiden, wonach der Direktor zehn Flaschen Champagner zahlen sollte, wenn ich durch-

Digitized by Google

käme; wenn nicht, wäre das Bezahlen an dem Durchgefallenen.

Ich verließ mich auf mein glückliches Gedächtniß, das mir möglich machte, in einem halben Tag so viel in den Kopf zu bringen als manch' anderer in einem ganzen. Während meines vormittägigen Studiums wurde alles Mögliche in bunter Mischung durchgegangen, fast jede halbe Stunde ein anderer Gegenstand. Da wechselten lateinische und griechische Grammatik, Sophokles, Horaz, Thukydides, Euripides, Cicero, römische Literatur und griechische Antiquitäten, Philosophie und Hebräisch mit einander wie Karten im Spiel. Und am Nachmittag wurden alle aus dem Kopf geschlagen und Natur und Menschen studirt.

Ich bin bis auf den heutigen Tag in meinen geistigen Arbeiten ein merkwürdiger „Wechselbalg" geblieben. Bis heute nehme ich fast jede halbe Stunde ein anderes Buch in die Hand, und es ist mir unmöglich, einen ganzen Tag mit einem Schriftsteller oder einem zu behandelnden Gegenstand mich zu beschäftigen. Wenn ich Genuß und Nutzen von der Lektüre haben soll, so muß ich meinem Geiste möglichst mannigfaltige Bilder und Gedanken vorführen. So z. B. liegen zur Stunde, da ich diese Worte niederschreibe, auf meinem Schreibtische folgende Bücher, mit denen ich mich zur Zeit beschäftige, aufgeschlagen: August Nicolas' „Die Jungfrau Maria", Güldenstubbes „Positive Pneumatologie", Schopenhauers „Parerga und Paralipomena", Baumanns „Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges" und Shakespeares „Othello". Nach einer dieser Schriften wird nach jeder Viertelstunde des Schreibens gegriffen; sie kommen täglich alle an die Reihe, und am Abend auf meinen einsamen Spazierwegen lasse ich mir dann die aus ihnen genommenen Gedanken durch den Kopf gehen.

Digitized by Google

Eigentlich hätte ich dieses eben gemachte Geständniß nicht machen sollen; denn jetzt habe ich meinen vielen „Freunden" wieder einen Schlüssel in die Hand gegeben zur Erklärung meiner „Konfusionen" und meiner unberechtigten Eigenthümlichkeiten und Verschrobenheiten.

Ich betrachte eben die Lektüre des Tages als eine geistige Mahlzeit; bei einer guten Mahlzeit aber muß Abwechslung sein. Wenn man uns an einer „Table d'hôte" oder bei einem fürstlichen „Diner" nur einerlei Fleisch brächte, wenn auch jedesmal in anderer Art der Zubereitung, so würden wir ein solches Mahl weder genußreich noch fein nennen. Aehnlich geht es, mir wenigstens, bei den „Diners", welche ich meinem Geiste vorsetze. Den ganzen Tag Shakespeare oder Nicolas oder Schopenhauer wäre mir ein geistiges „toujours perdrix".

Daß diese Art der Lektüre keine unnatürliche ist, geht schon daraus hervor, daß die Menschen, wenn sie sich gegenseitig mündlich unterhalten, auch nicht bei einem Gegenstand stehen bleiben, sondern die verschiedensten Dinge mit der Zunge bearbeiten, wenn die Konversation nicht langweilig werden soll.

Und was die Art des eigentlichen Studirens betrifft, so ist diese eben individuell, und muß jeder am besten wissen und fühlen, wie er's anzugehen hat, um etwas in seinen Kopf zu bringen. —

Es lebte damals in Freiburg noch ein Mitkandidat der Philologie, ein Laie Namens Biechele, der ebenfalls zum Staatsexamen gehen wollte. Er kam öfters zu mir, und wir examinirten uns gegenseitig, wobei es sich jedesmal herausstellte, daß der kleine Mann, den ich um mehr als eine Elle überragte, besser „beschlagen" war denn ich. Namentlich verstund er sich trefflich auf die Sophokles'schen

Digitized by Google

Metren, die mir wie alles, was Zahl und Rhythmus heißt, nicht in den Kopf wollten, trotzdem der Kleine sich alle Mühe gab. Er kam auch im Examen um zwei Plätze vor mich, wie es recht und billig war. Heute soll er ein gar guter Gymnasialdirektor sein. Seit jenen Stunden im Konvikt und im Examen hab' ich ihn nicht wieder gesprochen, doch hielt uns einst das gleiche Geschick enge verbunden.

Mitte Oktober rückten die jungen Theologen wieder im Konvikt ein und bannten mich und mein Studium in des Direktors Gastzimmer, weil sie jetzt meine seitherigen Studienplätze in Haus und Garten okkupirten. Aber mein sonstiges Wohlbehagen steigerte sich täglich bei ihrem Anblick. Wenn ich so oben „am Herrentisch" saß und hinabschaute auf die essende Schaar der Konviktoren oder am frühen Morgen in meinem Bette liegen konnte, während die Armen durch die dunkeln Gänge der Kirche zueilten, da kam mir jeweils der Gedanke: „O selig, o selig, kein Konviktsstudent mehr zu sein!"

Während meines diesmaligen Aufenthaltes im Konvikt predigte ich auch einmal im Münster, levitirte bei Hochämtern in der Konviktskirche und besorgte öfters den Gottesdienst im „weißen Kloster", so daß ich neben meinen philologischen Studien auch mit den priesterlichen Funktionen in Uebung blieb.

So vergingen mir die Wochen bis zum Examen in angenehmster Thätigkeit und meist ungetrübter Heiterkeit. Und wenn ich meine Stimmung und Weltanschauung aus jenen Tagen, wo mir dieses Erdenleben zauberhaft schön erschien, vergleiche mit meiner heutigen Anschauung und Erfahrung, so fühle ich, welch' eine Riesenkluft in meinem Innern zwischen beiden liegt, und wie sehr ich mich geändert habe.

Digitized by Google

Und doch, so sehr ich heutzutage dem Pessimismus huldige, soweit er vom Christenthum erlaubt ist, während ich damals der reinste optimistische Baßgeigenmann gewesen bin, würde ich meine heutigen Begriffe von Welt und Menschen nicht mehr vertauschen gegen die damaligen, ebensowenig als ein Mann seinen nüchternen Zustand hingäbe für den Taumel eines Berauschten.

Und ein Taumeln und weiter nichts ist das Leben eines jungen Menschen, der die Welt nicht kennt und überall nur Lust und Freude sieht und hoffend und wünschend von einem Tag in den andern stelzt. Von der Periode des Lebens mag besonders gelten, was Shakespeare einmal sagt:

Ein Schatten nur,
Der wandelt, ist das Leben, weiter nichts;
Ein armer Komödiant, der auf der Bühne
Ein Stündchen stelzt und große Worte macht,
Worauf man weiter nichts von ihm vernimmt.
Ein Märchen ist's, erzählt von einem Schwachkopf,
Voll wilden Wortschwalls, doch bedeutungsleer.

Da lob' ich mir die Kindes- und Knabenzeit, in der man die Welt und ihre Freuden sucht in Feld und Wald, im Gassenjubel und Kindeslärm, wo der Mensch nichts gilt und nichts weiß und doch im Spiel mit einem Stück Holz oder einer Handvoll Sand glücklicher ist als der Jüngling mit all' seinem Wissen, seinem Wollen und seiner Leidenschaft! —

Am 17. November sollte das Examen in Karlsruhe beginnen. Zwei Tage zuvor rückte ich in der Residenz ein. Ich war erst einmal dort gewesen, da ich 1859 als Lyceist an einem Sommertag auf einem Bauernwägelchen von Durmersheim her zum Mühlburger Thor hineinrollte.

Digitized by Google

Damals hatte ich mit einem alten Raſtatter, dem Fähndrich Wickert vom Leibregiment, der ſchon längſt in England als Sprachlehrer ſein ergiebiges Auskommen gefunden hat, lediglich ſämmtliche renommirten Bierlokale durchzogen und war wieder abgefahren, wie gekommen, über Grünwinkel und Durmersheim Raſtatt zu.

Den 15. November 1863 aber betrat ich die badiſche Hauptſtadt als Neuprieſter und Profeſſoratskandidat, und feierlich, wie der ganze Mann, erſchien mir alles am Landgraben. Weniger Bedeutung mochte der Wirth zum „Weißen Bären" dem blaſſen, hagern Jüngling beilegen; denn er wies ihm für die nächſten 14 Tage ein kleines Zimmerchen an, in den Hof gehend und in unmittelbarer Nachbarſchaft ſeiner Kochkandidatinnen.

Ich war viel zu ernſt geſtimmt und zu vertieft in das Examen, als daß ich remonſtrirt hätte gegen den „Käfig", und ſo blieb ich in Geduld all' die langen Nächte in der elenden Kabine, deren Ruheloſigkeit mir zeitlebens gedenken wird.

Mit mir hatte ſich noch ein zweiter Neuprieſter zum Examen gemeldet, Karl Rückert, heute Profeſſor an der Univerſität Freiburg. Wir hatten uns brieflich verabredet und trafen am erſten Abend in der Reſidenz in meinem „Bärenzwinger" zuſammen, um die gemeinſamen Schritte des kommenden Vortages zu beſprechen.

Am folgenden Morgen trat mein Kollege in eleganter Ausſtattung bei mir an und begleitete mich zunächſt in die „Lange Straße", wo ich beim Hutmacher Nagel erſt noch einen „Cylinder" leihen mußte, um hoffähig beim Oberſchulrath eintreten zu können. Lang wie eine Telegraphenſtange machte mich das „Angſtrohr" des Hofchapeliers, und ich weiß nicht, wie viele Menſchen mich

Digitized by Google

werden ausgelacht haben, als ich in diesem Aufzug dem „äußeren Zirkel“ zuwanderte, um den Sitz der Oberschulbehörde aufzusuchen.

Einige Schreiber nahmen unsere Anmeldung in Empfang nebst 10 Gulden, die wir als „Examengebühr“ zu deponiren hatten. Ich bin heute noch im Dunkeln, wozu der arme Kandidat das Geld zahlen mußte, und kann mir nur denken, daß es zur Heizung und Beleuchtung während der Examinationszeit oder für gebrauchtes Schreibmaterial verwendet wurde.

Schon die Schreiber musterten uns zwei Schwarzröcke mit ziemlich höhnischen Mienen; denn derlei Kandidaten waren diesen Federseelen etwas ganz Neues. Seit nahezu dreißig Jahren hatte kein katholischer Geistlicher des Landes mehr die philologische Staatsprüfung gemacht, und jetzt kamen zwei zu einer Zeit, wo man sie am wenigsten wünschte. Wir befanden uns in Baden damals im vollen staatskirchlichen Schulstreit.

Noch schnippischer schaute aber der Dirigent des ganzen Examens, Oberschulrath Deimling, drein, als wir uns ihm auf seinem Bureau präsentirten. Seine erste Frage aus seinem glatten, diplomatischen Gesichte lautete: „Wie lange haben die Herren Philologie studirt?“ „Wir waren drei Jahre als Theologen auf der Universität und trieben die Philologie nebenher“ — entgegnete ich. „Was? Drei Jahre nebenher! Ich habe vier Jahre Philologie ausschließlich studirt, ehe ich zum Examen ging, und damals war das Examen weit leichter als heute!“ — rief der Schulmann.

Jetzt sah ich, daß wir es mit keinem Freund zu thun hatten und eine scharfe Gegenrede nicht mehr viel verderben konnte. Bitter humoristisch lächelnd erwiderte ich:

Digitized by Google

„Herr Oberschulrath! Wir wollen es einmal probiren. Fallen wir durch, dann sind unsere Röcke lang genug, um doch eine Existenz zu haben!"

Der Mann mochte nun merken, daß er Leute voll Resignation vor sich habe, die zu siegen, aber auch zu sterben wüßten, und er entließ uns sarkastisch schmunzelnd mit den Worten: „Also, probiren Sie's!"

Als wir durch die „Arkaden" des Zirkels von dannen gingen, sagte ich zu meinem etwas deprimirten Kollegen: „Wenn's auf den ankommt, sind wir in sechs Wochen irgendwo Vikare!" So gleichgiltig ich auch äußerlich that, so hatten doch im Innern die Worte des Herrn Deimling allerlei beunruhigende Gedanken in mir erweckt. Denn, abgesehen von der Blamage eines Durchfalls, trug ich in mir ein solch' hehres Bild von meiner Zukunft als „Professor", daß die Aussicht auf Nichterfüllung dieses Ideals mir Schmerzen machte. Und heute möchte ich um alles in der Welt nicht Professor sein und würde um keinen Preis tauschen mit dem Gymnasiumsdirektor in der Residenz. Auch imponirt mir kein Stand in der Welt heutzutage weniger als der Professorenstand. So oft ich einem begegne aus dieser Zunft, so geht es mir wie dem Pharisäer im Tempel, und ich danke Gott, daß ich „kein Professor" bin.

Wir wurden sodann noch bei den Examinatoren vorstellig oder gaben wenigstens unsere Karten in ihren Wohnungen ab. Die Examinationskommission bestand vorzugsweise aus vier Gelehrten: den Universitätsprofessoren Baumstark aus Freiburg und Kaiser aus Heidelberg, dem Lyceumsdirektor Hertlein aus Wertheim und dem Professor Baumgarten vom Polytechnikum in Karlsruhe. Wir trafen nur den Professor Kaiser an, welcher im

Digitized by Google

„Erbprinzen" logirte und uns freundlicher empfing als der Oberschulrath Deimling, so daß unsere Hoffnung sich wieder zu heben anfing.

Als Ort, wo die Schlacht geschlagen werden sollte, war uns das Ständehaus bezeichnet worden. Hier, im dritten Stockwerke des „Rondels", wo zur Zeit der Kammerverhandlungen die Stenographen ihr Gekritzel ins Reine zu schreiben pflegen, versammelten sich am 17. November 1863 zehn „wissenschaftlich gebildete" Lehramtskandidaten, ein Kandidat für Mathematik und Naturwissenschaften und ein älterer, verheiratheter Schullehrer, welcher für Realschulen sich examiniren lassen wollte.

Ich habe zehn Jahre später den aufregendsten Debatten und Redeschlachten im Ständehause als Abgeordneter beigewohnt und sie selbst mitgefochten, aber das war ein Kinderspiel gegen die vierzehn Tage Examen im Rondel.

In der That, ich habe im Leben schon vieles mitgemacht, aber solch' etwas Anstrengendes nicht wie jenes Staatsexamen in Karlsruhe. Das Gebiet der allgemeinen akademischen und klassischen Bildung umfaßt ja eine Unsumme von Schriftstellern und Disziplinen, und da eben dieses Gebiet das Berufsfeld des wissenschaftlich gebildeten Lehrers ausmacht, so ergibt sich auch die Tragweite, zu welcher eine solche Prüfung ausgedehnt werden kann.

Oft äußerte ich während derselben, daß, wenn ich durchfiele, man mich nie mehr bei einer philologischen Prüfung in Karlsruhe sehen würde, nur — abgesehen von allen anderen Gründen — der Geistestortur wegen, die damit verbunden war. Ich hätte damals lieber noch zehnmal sämmtliche theologischen Prüfungen bestanden als nur noch einmal die philologische.

Digitized by Google

Heute ist's weit leichter, Professor zu werden; jetzt gibt es der Partialexamen nur zu viele, und wir bekommen immer mehr halb- und drittelsgebildete Lehrer. —

Wenn ich zurückdenke an das, was die Philologen alles lernen und wissen müssen, so muß ich nur staunen, warum trotzdem diese Leute allermeist in hohem Grade ungenießbare Menschen sind. Unter den Professoren der Mittelschulen trifft man so wenig geistreiche und zugleich umgängliche Männer, daß man versucht ist, zu glauben, daß sie vom Geiste der klassischen Bildung nur wenig in sich aufgenommen haben, während die Form des Alten die Leute verknöchert hat.

Der eine ist ein schrecklich steifer Pedant, der andere theatralisch wie ein Schauspieler auf den Brettern und der dritte klassisch grob. Liebenswürdige und zugleich feingeistige Philologen sind mir im Leben noch weniger begegnet als bescheidene Preußen.

Es sind deßhalb Lehrer der klassischen Bildung, welche den Schülern Liebe zum Studium und den Geist der alten Schriftsteller beizubringen wissen, fast so selten wie weiße Raben.

Zehn Tage dauerte die schriftliche Prüfung aus allen Fächern der allgemeinen Wissenschaften. Sie gingen mir alle gut von der Feder, die Uebersetzungen aus allen bekanntern Klassikern, die Fragen aus der Grammatik, Literatur, den Antiquitäten, der Philosophie, Geschichte und die lateinischen und griechischen Style. Nur in Mathematik, Geometrie und Physik zeigte ich meine alte Schwäche, machte aber kurzen Prozeß.

Neben mir saß der Kandidat für Mathematik, Müller aus Freiburg, und konnte nicht begreifen, wie ich die leichten Fragen nicht zu lösen vermochte. Er gab sich im

Digitized by Google

Geheimen alle Mühe, mir zu helfen. Ich aber machte, rasch entschlossen, hinter jede der vier Fragen eine Null und gab den Bogen Papier dem eben wachehaltenden Oberschulrath Frick mit den Worten: „Von den Sachen verstehe ich nichts!“ Erstaunt schaute mich der ehemalige Mathematik- und Physikprofessor aus seiner großen Brille an und ließ mich kopfschüttelnd von dannen ziehen; denn es war Abend und wir an den letzten Fragen des Tages. Daß ich wegen meiner Unkenntniß in diesen Punkten nicht durchfallen würde, war mir klar.

Mein Bewußtsein, alle anderen, wichtigeren Arbeiten richtig gemacht zu haben, gab mir jetzt schon ziemlich die Beruhigung, daß ich reüssiren würde. Aufs mündliche Examen war's mir nicht mehr bange; denn einem ordentlichen Haslacher hat es noch nie an der Zunge gefehlt, auch wenn er etwas nur halb gewußt hätte.

Beim mündlichen Examen saßen sämmtliche Examinatoren und Examinanden mit dem dirigirenden Oberschulrath Deimling um einen runden Tisch herum, die ersteren kühl bis ans Herz hinan, die letzteren mehr oder weniger von Fiebern erwärmt. An vier Vormittagen, vier Nachmittagen und vier Abenden wurden nun die Delinquenten deutscher Wissenschaft ausgefragt.

Baumstark, der nach Jahren zum ersten Mal wieder als Examinator beigezogen worden war, zeigte sich auch im Examen als der tüchtige, gesunde Philologe, wie ich ihn seit Jahren kannte. Er stellte in seinem „Revier“ durchaus praktische, wissenswerthe Fragen. Aehnlich verfuhr Hertlein. Professor Kaiser aber, der seine Heidelberger Zuhörer auf allerlei philologische Finessen eingepaukt hatte, wollte dieselben auch von uns Freiburgern wissen, und so kam es, daß ich bei ihm in den griechischen

Digitized by Google

Antiquitäten durchfiel. Der Pfälzer Philologe fragte mich u. a., „wie die Schnalle geheißen habe, welche die Frau des Archon Basileus in Athen an den Schuhen getragen". Baumstark bezeichnete mir nachher wegen dieser Frage den Professor Kaiser als „einen eingeräucherten Pedanten". In der römischen Literaturgeschichte hätte mir der gleiche Professor gerne ein ähnliches Schicksal bereitet; er wollte mich nicht loslassen, bis er einen schwachen Punkt gefunden hätte. Es mißlang ihm.

Unser Baumstark war in den Kreisen seiner Kollegen nicht sehr beliebt, und mir schien es, als wollte der Heidelberger nur um des Lehrers willen die Schüler „fuchsen". Baumstark glaubte dies auch, weßhalb er ziemlich aufgebracht war, wie obige Titulatur beweist.

Sonst ging auch mündlich alles gut, und ich war am Ende der vierzehn Tage fest überzeugt, nicht unter die Durchgefallenen zu gehören. —

Jene Examenstage sind mir unvergeßlich, nicht bloß wegen der geistigen Tagesarbeit, sondern auch wegen der auf sie folgenden Nächte. Wenn ich daran zurückdenke, so muß ich mich ordentlich besinnen, ob ich derselbe Mensch bin, der jene Nächte sich gefallen ließ; denn heutzutage würde ich nicht zwei Stunden lang solche Dinge hinnehmen, ohne die Flucht zu ergreifen.

Wie schon bemerkt, hatte der Wirth zum weißen Bären mich in das Departement seiner Kochmädchen einlogirt, und ich mich geduldig, wie nur ein Kandidat sein kann, gefügt. Wenn ich aber am Abend mein sorgenvolles Haupt und meine aufgeregten Nerven zur Ruhe legen wollte, da kamen die Nymphen aus der Küche und fingen noch an, stundenlang zu kichern und zu schäkern wie weibliche Kobolde. Nicht genug! Auch von unten

Digitized by Google

schlug ein ständiges Summen und Brummen, unheimlich wie das Murmeln von Fehmrichtern, an mein Ohr und dauerte bis Mitternacht.

Am ersten Morgen fragte ich beim Frühstück den Kellner nach dem nächtlichen Getöse unter meinem Zimmer. „Ja," meinte der kleine Schwarzfrack feierlich, „das ist die Bärengesellschaft. In der versammeln sich am Abend die Minister, die Hof-, Regierungs- und Oberschulräthe und trinken ihr Bier." Jetzt schwieg ich verschämt; denn gegen meine eigenen zukünftigen, höchsten weltlichen Vorgesetzten wagte ich armer Kandidat damals nicht zu räsonniren, und in jenen Tagen war mir ein Minister eine unberechenbare Größe.

In den folgenden Nächten aber dachte ich manchmal: Jetzt plagen dich diese Oberschulräthe nicht bloß unter Tags, sondern stören dir auch noch die Nachtruhe. Ich meditirte dann auch manche Stunde über das Glück eines Menschen, der sein Staatsexamen gemacht hat und am Abend in Frieden sein Bier trinken kann. Aber daß ich auch einmal in dieser Bärengesellschaft mitmachen und ein nicht ungern gesehener Gast in derselben sein würde, davon hatte ich keine Ahnung. In so „hohe Gesellschaft" je zu kommen, hätte ich in jener Zeit nicht einmal zu denken gewagt. Und doch habe ich im folgenden Jahrzehnt, während meines Landtaglebens, monatelang jeden Abend „im Bärenzwinger" zugebracht und die liebenswürdigsten und geistreichsten Menschen kennen gelernt und es deßhalb den „Bären" des Winters 1863 längst verziehen, daß sie mich so geplagt haben; denn jene Stunden der Unruhe wurden mir reichlich vergolten durch viele Abende des Genusses in den Wintern 1878 und 1879.

Nur dem Hotelier zum weißen Bären konnte ich es

Digitized by Google

nie recht verzeihen. So oft ich während der Landtage der siebenziger Jahre den kleinen Mann mit dem rothen Wirthskopf sah, dachte ich: „Du caupo malignus hast mich einst vierzehn Nächte zwischen lärmende Minister und kichernde Kochjungfern eingepfercht."

Wenn ich mich aber eines Falles in meinem Leben erinnern will, wo ich recht demüthig und bescheiden war, so darf ich nur daran denken, daß ich ohne Widerrede unter sothanen Umständen in dem elenden Zimmerchen im weißen Bären zu Karlsruhe ausgehalten habe. —

Nachdem die Tage der Prüfung um waren, wanderte ich abermals zum Hutmacher, holte einen Cylinder und machte mit meinem geistlichen Kollegen zum Abschied die gleichen Besuche wie bei der Ankunft. Wir trafen alle Examinatoren, aber keiner ließ sich eine Silbe entlocken über den Ausgang des Examens; es war ja Dienstgeheimniß. Nur Baumstark sagte mir, er freue sich, daß ein Freiburger, und der sei ich, den besten lateinischen Styl gemacht habe.

Erst am 21. Dezember veröffentlichte „das Regierungsblatt" das Resultat: Drei von uns Philologen waren durchgefallen, und unter den neun Glücklichen war ich der vierte.

Von Karlsruhe weg hatte ich einen kurzen Ausflug nach Bruchsal und Mannheim gemacht und war dann nach Freiburg und ins Konvikt zurückgekehrt. Hier glaubte mir, noch ehe das offizielle Ergebniß bekannt war, der Direktor aufs Wort, daß ich durchgekommen sei, und bezahlte gerne seinen Champagner.

Ich erinnere mich noch wohl jenes mousirenden Tages, den die ganze Tischgesellschaft mit einem Spaziergang nach der lieblichen Waldeinsamkeit von St. Ottilien

Digitized by Google

beſchloß. Am heiterſten war ich, denn jetzt hatten ſich alle meine irdiſchen Wünſche erfüllt: ich war Prieſter und Profeſſor in spe. Mich beſeelte ja der Wahn, das Glück des Menſchen beſtehe in dem, was einer in der Welt vorſtellt, bis ich nach manchen Jahren trüber Erfahrung verſtehen lernte, daß man den Himmel hienieden in dem ſuchen müſſe, was einer vor Gott und in ſich ſelber iſt.

Gegen Weihnachten kehrte ich heim in den Kreis von Vater, Mutter und Großmutter mit einem vierteljährigen Urlaub zur Reſtituirung meiner Geſundheit. Zwei Tage vor dem genannten Feſte aber erhielt ich ein Schreiben aus Freiburg, worin mich der Chef der mobilen Geiſtlichkeit unſerer Diözeſe, Aſſeſſor Krauth, erſuchte, doch während der Weihnachtszeit die eben mit einer Kirche begabte Diaſporagemeinde in Emmendingen zu paſtoriren. Er habe zur Zeit keinen paſſenden Prieſter und ſei in Verlegenheit, da die dortigen Katholiken dringend um einen bäten.

Ich ging, wiewohl ungern. Angekommen, ſtellte ich mich dem Kirchenvater, Medizinalrath Schirrmayer, vor, der mir aber erklärte, er brauche mich nicht, und mich am Tage vor Chriſti Geburt wieder heimſchickte. Indignirt telegraphirte ich nach Freiburg und kehrte ins Kinzigthal zurück. Später ſtellte es ſich heraus, daß der dortige Heilkünſtler, dem man kirchlicherſeits Vorwürfe machte, mich auf den erſten Blick für „zu jung“ befunden und entlaſſen habe.

So ſcheiterte mein erſter Verſuch, als Seelſorger aufzutreten. Ich war darum froh, als unterm 20. Januar der Oberſchulrath mir mit Beginn des Sommerſemeſters eine Lehrſtelle am Gymnaſium in Donaueſchingen übertrug.

Im ſüßen Nichtsthun und in Zukunftsträumen mich

Digitized by Google

wiegend, verbrachte ich die drei ersten Monate des Jahres 1864 abwechselnd in Freiburg und Haslach, wohin mich Direktor Kübel einmal selbst begleitete. In den letzten Tagen des Monats März fuhr ich das Höllenthal hinauf, meinem Bestimmungsorte zu. Dröhnend rollte der schwere Postwagen am Abend in den Posthof der fürstlich-fürstenbergischen Residenz und setzte den blassen Lehramts-praktikanten ab.

Hier beginnt nun meine Praxis in Schule, Kirche und Welt. Und wenn der liebe Gott mich vollends einen alten Mann werden läßt, so will ich den dritten und letzten Abschnitt meiner Lebensfahrt auch einmal erzählen. Es würde diese Erzählung, wenn auch umfangreicher, so doch weit armseliger und poesieloser ausfallen als die vorliegende. Aber gleichwohl dürfte es manchem lesenden Menschenkind nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, wie einer seiner Mitmenschen im Leben mitgenommen werden mußte, bis er so vernünftig wurde, um mit Shakespeare und in dessen Art sagen zu können:

Wer ein kleines Restchen Witz gerettet,
Ob der Wind wehen, ob es regnen mag,
Der streckt sich, wie das Schicksal ihn bettet,
Und regnet der Regen auch jeglichen Tag.

Digitized by Google

Rückblick.

Wenn ich auf den zweiten Abschnitt meines Lebens zurückschaue, so finde ich einen gewaltigen Unterschied zwischen der Kinder- und Knabenzeit und den Studienjahren. Der Kinderhimmel ist bereits wesentlich verändert. Seine Hauptsterne: Reine Freude an der Natur, kindliches Hingeben an Gott und Menschen, absolute Sorglosigkeit der Zukunft gegenüber und Zufriedenheit mit wenigem, sind erloschen. Der Vorhang des Lebenstheaters hat sich gelüftet, und wir sehen des Weltalls Kummer und Sorgen in blassen Gestalten sich der Bühne nahen. Das junge Menschenherz fühlt bitter in mancher Stunde, was es heißt, civilisirt und kultivirt zu werden.

Wie jedes Volk, das in die Civilisation eintritt, in eine schnellere Bewegung übergeht, entartet und sich auslebt, so geht's dem einzelnen Kulturmenschen. Und wie gebleichte Gebeine den Weg durch die Wüste und die Denkmäler zerfallener Kulturreiche, den Tod von Millionen verkündend, die Bahn der Civilisation bezeichnen, so markirt sich der Weg des einzelnen Individuums, das der „Humanität" entgegengeführt wird, durch Verdunkelung der Sterne des Kinderhimmels. Wenn ich heute noch zurückdenke an jene dunkeln Wintermorgen, da die Magd im Hause des Schuhmachers Braun am Rohrersteg in Rastatt

Digitized by Google

die kalte Stube kehrte, während ich frierend bei einem Talglicht am kaum geheizten Ofen saß und Grammatik auswendig lernte und nebenbei weinte vor Heimweh nach dem Vaterhaus — so geht mir das Wehegefühl jetzt noch scharf durch die Seele, und ich fühle tiefes Mitleid mit dem armen Studentlein von anno 1852.

Und wenn ich mir den Sextaner Hansjakob vorstelle, singend, krakehlend und trinkend in den Bierstuben der einsamen Festungsstadt und ihn vergleiche mit dem glücklichen Waldbuben, der „Bucheln" zusammenliest in den uralten Buchenhainen des Kinzigthales, so kommt mir der letztere gegen den erstern vor wie eine Nachtigall gegen einen wild krächzenden Raben.

Und doch erscheint mir die längst vergangene Rastatterzeit noch in einer Art Verklärungslicht, wenn ich sie mit meinen späteren Erfahrungen und Erlebnissen in der Welt und unter den großen Menschen vergleiche.

In der Studienzeit schaut die Sonne des Kinderhimmels denn doch noch bisweilen siegreich aus dunkeln Wolken und lächelt über die Thorheiten „der Flegeljahre". Im späteren Leben muß man sich mit einzelnen „Nordlichtern" begnügen und die übrige Zeit einsam stille Nächte durchfrieren auf dem Kirchhofe seiner irdischen Ideale. Nur der Mensch ist glücklich, der von der Welt nichts will und nichts hofft. Die „Verneinung des Willens zum Leben" nennt der Philosoph diesen Zustand; Selbstverläugnung heißt er im Christenthum.

In der Sturm- und Drangperiode seines Lebens gleicht der Mensch dem Sozialdemokraten, der da wähnt, er wäre der glücklichste Mensch, wenn er die Fabriken und Kapitalien seines Brodgebers hätte. Wenn er sie heute bekäme, würde er bald einsehen, daß ihm noch vieles

Digitized by Google

fehle, um glücklich zu ſein. In den meiſten Fällen wäre es des Betreffenden abſolutes Unglück. Aehnlich wir Menſchen alle — bei unſerem Verlangen und Streben nach den Armſeligkeiten, den Genüſſen und Wiſſenſchaften dieſer Erde.

Mich hat nichts in der Regierungszeit des Papſtes Leo XIII. mehr gefreut, als daß er am 8. Dezember 1881 einen Bettler heilig geſprochen hat. Der heilige Bettler war zweifellos auf dieſer Erde ſchon ſelig, weil er von der Welt nichts hat wiſſen wollen.

Darum iſt auch allein das Kind glücklich und ſelig, weil es nichts beſitzt, nichts gilt und nichts hofft von dieſer Welt, und ich ſchließe mit den trefflichen Worten Börnes: „Vieles iſt ſchön in der Welt: Die Schönheit, die Macht, Italien, der Reichthum, die Weisheit, ſelbſt die Entſagung; aber das ſchönſte iſt doch die (erſte) Jugendzeit. Der Genuß dieſer iſt mit einem Leben voll Noth und Schmerzen nicht zu theuer bezahlt.“

Digitized by Google

Georg Weiß, Verlag in Kassel.

Im Schwarzwald.

Für die deutsche reifere Jugend ausgewählt aus den Schriften von

Heinrich Hansjakob.

Elegant kart. 1 Mark.

Inhalt: Die Heimat. — Das Vaterhaus. — Freunde und Kameraden. — Wie der „Schneider-Sepp" zu seinem Teil Dummis kommt. — Vom Sterben des alten Hermesburen. — Der Ristlehansle und der Hansjörgle. — Die Karfunkelstadt. — Der heilige Leutnant. — Die Leiden der Bauern im dreißigjährigen Krieg.

Kölnische Volkszeitung: „Die Auswahl ist nicht vom Verfasser ausgegangen — er war sogar nicht recht damit einverstanden — sondern von seinem Verleger. Aber die deutsche Jugend wird wohl der Ansicht des letztern sein, daß der originelle Freiburger Pfarrer ganz der Mann ist, um ihr mit seinen frischen, gesunden, urwüchsigen Schilderungen und persönlichen Erinnerungen eine Freude zu machen."

Allgemein. Litteraturblatt (Leo-Gesellschaft): „Bessere Kost als sie Hansjakob bietet, können wir unserer Jugend nicht geben. Das ist kräftige, gesunde, nicht nur Fleisch und Blut, sondern auch Knochen und Mark bildende Nahrung."

Preuß. Lehrerzeitung: „Lauter Erfahrung spricht aus jeder Zeile des Buches! Selbsterlebtes und Selbstdurchdachtes durch sechs Jahrzehnte seines Lebens schildert dort der Verfasser in so fesselnder und spannender Weise, daß wir dem Verleger, der ohne — oder besser nicht ganz im Einverständnis mit dem Verfasser das Buch der Oeffentlichkeit übergiebt, vollen Dank schulden. Wieviel Lebensweisheit und Lebenswahrheit liegt in diesem Werke! Der deutschen Jugend wird diese Arbeit eine willkommene Gabe sein."

Digitized by Google

Georg Weiß, Verlag in Kassel.

Willa von Waldkirch.

Eine Erzählung

von

Fritz Frei.

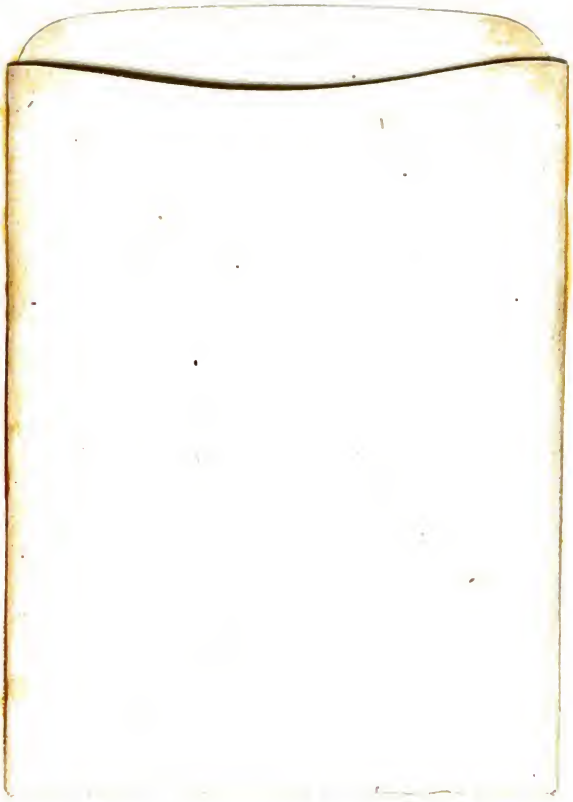
Geheftet 5 Mk., eleg. gebunden 6 Mk.

Die katholische Welt: Obgleich die Zeiten längst vorüber sind, da adelige Burgfräulein arme Fischer heiraten — oder gerade deshalb, weil in unseren trockenen, nüchternen Tagen so romantische Geschichten nicht mehr passieren, mutet uns Fritz Frei's „Willa von Waldkirch" gar freundlich einladend an und bietet eine vollkommene Abwechselung in dem öden Einerlei der modernen Litteratur mit ihren falschen Schmerzen und ihrer krankhaft blasierten Seelenzerfaserung. In dieser prächtigen, historischen Erzählung ist nämlich alles frische, unverfälschte, urwüchsige Natur. Der Leser atmet den würzigen Duft der Schwarzwaldtannen und macht einen Ausflug ins versunkene Land der Romantik mit dem kundigen Verfasser, der es so meisterhaft versteht, sich liebend in die ferne Zeit des alemannischen Kulturlebens im 10. Jahrhundert zu versenken. Kulturhistorisch ist das schöne Buch von großem Wert. Die Schilderungen des bunten Lebens und Treibens jener Zeit auf den Burgen der Adeligen wie in den Hütten der Armen, im tobenden Lärm des Feldlagers wie im stillen Frieden des Klosters St. Margareten sind dem gelehrten Herrn Verfasser — unter dem Pseudonym Fritz Frei verbirgt sich ein angesehener Universitätslehrer — ganz ausgezeichnet gelungen. Er schöpft überall aus dem vollen Menschenleben jener großen, sturm- und drangvollen Zeit, und wo er's anpackt, ist es interessant. Ernsteren Lesern, besonders der studierenden Jugend, bei der wir noch am ehesten Sinn und Verständnis für das Wunderland der mittelalterlichen Romantik, das dem blasierten Bildungsphilister abgeht, voraussetzen dürfen, sei das prächtige Buch auf's wärmste empfohlen.

Es sei auch auf die vortrefflichen Besprechungen der Blätter: **Stimmen aus Maria-Laach, Niederrheinische Volkszeitung** (Büchermarkt), **Badner Land, Augsburger Postzeitung, Kölnische Volkszeitung, Schweizerische Litter. Monatsrundschau, Akademische Monatsblätter, Academia** u. s. w. verwiesen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google